

Das Argument

Zeitschrift für Philosophie
und Sozialwissenschaften

198



Günter Grass: Zwei Sonette vom Novemberland

Das Ende der Markt-Euphorie

Joachim Hirsch, Yuri Krasin, Harry Magdoff,
Andrzej Malkiewicz, Jerzy Palys, Paul Sweezy

Wie befreiend war die DDR-Frauenförderung?
Heiner Müller und Walter Benjamin

Das Argument

Zeitschrift für Philosophie
und Sozialwissenschaften

Herausgegeben von Frigga Haug und Wolfgang Fritz Haug

1991/92 geschrieben unter anderen

Günther Anders, Ursula Apitzsch, Georg Auernheimer, Etienne Balibar, Brita Baume, Hanna Behrend, Jacques Bidet, Volker Braun, Michael Bric, Klaus Briegleb, Joseph A. Buttigieg, Martin Damus, Alex Demirović, Jens-F. Dwars, Elke Erb, Kathy E. Ferguson, Helmut Fleischer, Eduardo Galeano, Clara Gallini, Jana Gohrlich, Pablo González Casanova, Stuart Hall, Nancy Hartsock, Wilhelm Heitmeyer, Fredric Jameson, Jürgen Jünger, Mary Kaldor, Eva Kaufmann, Helga Königsdorf, Volker Külow, Georges Labica, Gabi Lindner, Jürgen Link, Elaine Lipietz, Michael Löwy, Mary McIntosh, Norbert Mecklenburg, Jost Müller, Ludmila Nikititsch, Hans-Heinrich Nolte, Ute Osterkamp, Helmut Peitsch, Ursula Püschel, Ruth Rehmann, Philipa Rothfield, Salman Rushdie, Klaus R. Scherpe, Anna Schwarz, Ruth Seifert, Elaine Showalter, Anne Showstock-Sasson, Dorothee Sölle, Ernst Tugendhat, Renate Wahsner, Susan Willis, Erich Wulff

Redaktion

Wolfgang Bialas, Sibylle Haberditzl, Frigga Haug, Wolfgang Fritz Haug, Alexander Honold, Peter Jehle, Thomas Laugstien, Nora Räthzel, Jan Rehmann, Jo Rodejohann, Werner van Treeck, Thomas Weber

Autonome Frauenredaktion

Sünne Andresen, Ariane Brensell, Frigga Haug, Kornelia Hauser, Barbara Kettelhut, Ingeborg Musold, Antje Rapmund, Jutta Meyer-Siebert, Eva Stähler, Ellen Woll

Korrespondierende Redaktionsmitglieder

Georg Auernheimer, Soja Fiedler, Claudia Gdaniec, Karl-Heinz Götze, Christina Klenner, Michael Krätke, Dieter Kramer, Eva Kreisky, Ulrich Schmitz, Frieder O. Wolf, Erich Wulff, Gerhard Zimmer

Redaktion: Reichenberger Str. 150, 1000 Berlin 36, Tel. (030) 611 41 82, Fax 611 42 70

Redaktionssekretariat: Antje Rapmund

Argument-Verlag, Rentzelstraße 1, 2000 Hamburg 13

Telefon (040) 45 60 18 und 45 36 80, Fax (040) 44 51 89

Auslieferung

Interabo, Wendenstr. 25, Postfach 103245, 2000 Hamburg 1, Telefon (040) 23 09 92

Buchhandel: Rotation, Mehringdamm 51c, 1000 Berlin 61, Telefon (030) 692 79 34

Direktversand: Reichenberger Str. 150, 1000 Berlin 36, Tel. (030) 611 39 83, Fax 611 42 70

ISSN 0004-1157

Das Argument erscheint 1993 in 6 Hefen (alle 2 Monate). Jahresumfang 1056 (ca. 980 + LXXVI) Seiten. – Einzelheft 14 DM; Stud., Schüler, Erwerbslose II DM. Jahresabo 72 DM zzgl. Versand; Stud. etc. 57 DM zzgl. Versand. – Kündigung des Abos nur zum Jahresende bei Einhaltung einer Dreimonatsfrist. – Die Redaktion bittet um Mitarbeit, haftet aber nicht für unverlangt eingesandte Texte und Rezensionsexemplare. Aufsätze sollen höchstens 20, Rezensionen 2 MS-Seiten haben (1 1/2zeilig, 60 Anschläge, 2fache Ausfertigung). Autoren, die mit einem PC arbeiten, tragen zur Verringerung unserer Satzkosten bei, wenn sie uns zusätzlich zu 2 Ausdrucken eine Diskette schicken. Zitierweise wie in den Naturwissenschaften. Das Argument wird regelmäßig von den folgenden sozialwissenschaftlichen Dokumentationsdiensten und Informationsbanken ausgewertet: Bulletin Signalétique 521, Literaturdokumentation zur Arbeitsmarkt- und Berufsforschung, Politische Dokumentation, Social Science Citation Index, Sozialwissenschaftliches Literaturinformationssystem. – Umschlag: Johannes Nawrath. Foto: © Jerry N. Uelsmann. – Copyright © Argument-Verlag GmbH. Alle Rechte – auch das der Übersetzung – vorbehalten. – Konten: Postgiroamt Berlin West 5745-108. Bank für Gemeinwirtschaft Berlin (BiG) II 14 40 13 00, BLZ 100 101 11. Fotosatz: MuSt oHG Mößner und Steinhardt, Berlin. Druck: alfa Druck, Göttingen. – März/April 1993. – Es gilt Anzeigenpreisliste Nr. 6.

Beilagenhinweis: Dieses Heft enthält in Teilaufgabe einen Prospekt der Volksuni Berlin sowie eine Beilage des Argument-

Editorial	167
Günter Grass: Zwei Sonette vom Novemberland	172
Nachrichten aus dem Patriarchat.....	173

Das Ende der Markt-Euphorie

Andrzej Malkiewicz und Jerzy Palys Wege und Fallen beim Aufbau des Kapitalismus in Polen	175
---	-----

Yuri Krasin Perspektiven nach dem Scheitern der »Schocktherapie« in Rußland ...	185
--	-----

Joachim Hirsch Internationale Regulation Bedingungen von Dominanz, Abhängigkeit und Entwicklung im globalen Kapitalismus	195
---	-----

Paul M. Sweezy und Harry Magdoff Den Kapitalismus in seiner Geschichte begreifen	223
---	-----

* * *

Ingrid Arbeitlang Wie befreiend war die DDR-Frauenförderung?	231
---	-----

Thomas Weber Glücklose Engel. Über ein Motiv bei Heiner Müller und Walter Benjamin	241
---	-----

Jost Hermand Fragen an Heiner Müllers »Autobiographie«	255
---	-----

<i>Dokumentation</i> Manifest der »Europäischen Charta« gegen Nationalismus	268
--	-----

<i>Kongreßbericht</i> Philosophie im Deutschen Faschismus	269
--	-----

<i>Besprechungen</i> Antike Philosophie und Sozialgeschichte; Deutsche Mythen; Mediale Inszenierungen; Pädagogische Selbstreflexion; Bilanz des Sozialismus; Nicaragua; Israel/Palästina; Frauenarbeit in Europa ...	271
---	-----

Verfasser/innen, Zeitschriftenschau, Summaries	331
--	-----

Besprechungen

Philosophie

<i>Lefkowitz, Mary R.:</i> Die Töchter des Zeus. Frauen im alten Griechenland (<i>W.F.Haug</i>)	271
<i>Cavarero, Adriana:</i> Platon zum Trotz. Weibliche Gestalten der antiken Philosophie (<i>W.F.Haug</i>)	273
<i>Ferber, Rafael:</i> Die Unwissenheit des Philosophen oder Warum hat Plato die »ungeschriebene Lehre« nicht geschrieben? (<i>A.Schölzel</i>)	275
<i>Stemmer, Peter:</i> Platons Dialektik. Die frühen und mittleren Dialoge (<i>C.Kniest</i>)	276
<i>Hüni, Heinrich:</i> Wahrnehmungswirklichkeit nach Aristoteles (<i>S.Haacke</i>)	277

Sprach- und Literaturwissenschaft

<i>Müller, Heiner:</i> Krieg ohne Schlacht. Leben in zwei Diktaturen (<i>J.Hermand</i>)	255
<i>Parr, Rolf:</i> »Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust!« Strukturen und Funktionen der Mythisierung Bismarcks (<i>U.Schmid</i>)	278
<i>Rohrwasser, Michael:</i> Coppelius, Cagliostro und Napoleon. Der verborgene politische Blick E.T.A. Hoffmanns (<i>C.Jäger</i>)	280
<i>Berka, Sigrid:</i> Mythos-Theorie und Allegorik bei Botho Strauß (<i>H.Weilnböck</i>)	281
<i>Petersen, Jürgen H.:</i> Der deutsche Roman der Moderne (<i>B.Bergheim</i>)	283
<i>Brönnimann-Egger, Werner:</i> The Friendly Reader (<i>G.Nieragden</i>)	285

Kunst- und Kulturwissenschaft

<i>Scarry, Elaine:</i> Der Körper im Schmerz (<i>S.Kramer</i>)	286
<i>Berman, Russell:</i> Modern Culture and Critical Theory (<i>H.Weilnböck</i>)	287
<i>Kultermann, Udo:</i> Kunst und Wirklichkeit. Von Fiedler bis Derrida (<i>N.Schneider</i>)	289
<i>Marcus, Greil:</i> Lipstick Traces. Von Dada bis Punk (<i>C.Jäger</i>)	290
<i>Meyer, Thomas:</i> Die Inszenierung des Scheins. Essay-Montage (<i>F.Semmelroth</i>)	291
<i>Wittkämpfer, Gerhard W. (Hrsg.):</i> Medien und Politik (<i>U.Schmid</i>)	293

Erziehungswissenschaft

<i>Peukert, Helmut, und Hans Scheuerl (Hrsg.):</i> Ortsbestimmung der Erziehungswissenschaft (<i>G.Müller-Kipp</i>)	294
<i>Benner, Dietrich, u.a. (Hrsg.):</i> Erziehungswissenschaft zwischen Modernisierung und Modernitätskrise (<i>G.Müller-Kipp</i>)	294
<i>Marotzki, Winfried, und Heinz Sünker (Hrsg.):</i> Kritische Erziehungswissenschaft – Moderne – Postmoderne (<i>G.Müller-Kipp</i>)	294
<i>Oelkers, Jürgen (Hrsg.):</i> Aufklärung, Bildung, Öffentlichkeit (<i>G.Müller-Kipp</i>)	294
<i>Scheuerl, Hans (Hrsg.):</i> Lust an der Erkenntnis (<i>G.Müller-Kipp</i>)	294
<i>Müller, Klaus E., und Alfred K. Tremel (Hrsg.):</i> Ethnopedagogik (<i>G.Auernheimer</i>)	297
<i>Bernhard, Armin, und Jürgen Eierdanz (Hrsg.):</i> Der Bund der entschiedenen Schulreformer (<i>K.-P.Horn</i>)	299

Geschichte

<i>Dahlheim, Werner:</i> Herrschaft und Freiheit. Die Geschichte der griechischen Stadtstaaten (<i>T.Schwarz</i>)	300
<i>Giardina, Andrea (Hrsg.):</i> Der Mensch der römischen Antike (<i>A.Schölzel</i>)	302
<i>Kudlien, Fridolf:</i> Sklaven-Mentalität im Spiegel antiker Wahrsagerei (<i>T.Schwarz</i>)	303
<i>Schneider, Helmut:</i> Einführung in die antike Technikgeschichte (<i>S.Korhauß</i>)	305
<i>Müller, Carl Werner (Hrsg.):</i> Zum Umgang mit fremden Sprachen in der griechisch-römischen Antike (<i>C.Kniest</i>)	306
<i>Will, Wolfgang:</i> Julius Caesar – Eine Bilanz (<i>A.Schölzel</i>)	308

(Fortsetzung Inhalt auf Seite X)

Editorial

Als Anfang 1993 ein eher konservativer Gewerkschaftsführer den liberalen Wirtschaftsminister wissen ließ, daß jetzt »eine Lektüre von Handbüchern der Marktwirtschaft nicht gefragt« sei, empfahl die FAZ in ihrer Leitglosse trotzig »das Gegenteil«. Doch aus dem Wirtschaftsteil vernahm man vom Vorsitzenden der Metallunternehmer, »mit der 'reinen Lehre' der Marktwirtschaft sei ... nicht mehr zurechtzukommen.« Diese Meinung gewinnt nicht nur in Deutschland an Boden. In der Stimmung der Macht-Eliten der Welt – und mehr noch bei den von ihnen Regierten bzw. Beschäftigten – hat ein Umschwung begonnen. Die neo-liberale Hegemonie, die über ein Jahrzehnt angedauert hat, ist ausgehöhlt. Ihre Losung, von Spätkommern noch heute zu hören, hieß *Deregulation des Marktes*. Das bedeutete angeblich die Zurücknahme von Staatsverschuldung und Staatsinterventionismus sowie die Privatisierung öffentlicher Unternehmen und Dienste. Tatsächlich ging es um eine Anpassung des Akkumulationsregimes an die Bedingungen des hochtechnologischen transnationalen Kapitalismus, also um einen Paradigmenwechsel des Regulationismus. Die Welt des Fax-Gerätes und der »E-Mail« drängte die Welt des Briefträgers zur Seite.

Der Deregulationismus steckt heute in der Krise, aber er ist nicht vorbei. Die Kündigung des Metall-Tarifvertrags für Ostdeutschland kommt einem Akt sozialpolitischer Deregulation gleich, die den regierenden »Deregulations-Fanatikern«, wie der DGB erklärt hat, ins Programm paßt.

Indes verbirgt sich unter dem Namen »Solidarpakt« das Eingeständnis, daß die Regierenden mit ihrer bisherigen Politik am Ende sind – freilich auch, daß die Opposition keine »greifende« Alternative bietet. »Nach dem Scheitern der Reaganomics in Amerika und des Thatcherismus in England ist auch die konservative Marktwirtschaft in Deutschland am Ende«, erklärte Oskar Lafontaine im Bundestag. Die FAZ machte, das Beiwort »konservativ« weglassend, daraus die »Nachricht« von Lafontaines »Abrechnung mit der Marktwirtschaft« (6.3.93, 1). Aber er hatte bloß eine »marktwirtschaftliche Industriepolitik« gefordert. Die Regierung hat die Forderung nach Industriepolitik im Osten inzwischen gegenzeichnet, und ihr Kanzler verkauft seinen Rückzug als politischen Erfolg. Die Hayekianer in der FAZ murren dagegen an und können doch auch nicht die Augen davor verschließen, daß »der Markt« die versprochenen Wunder nicht wirkt. »Auf dem Weg in die Marktwirtschaft«, weiß der Wirtschaftsteil derselben Ausgabe, »haben 3 Millionen Ostdeutsche ihre Arbeit verloren; zahlreiche alte Sozialeinrichtungen gibt es nicht mehr. Für den Begriff 'soziale' Marktwirtschaft haben daher viele kaum mehr als Spott übrig.« Und »der erhoffte Stimmungsumschwung« ist laut Leitartikel »weder im laufenden noch im nächsten Jahr zu erwarten«.

Um den Katzenjammer zu betäuben, wird der Rückzug zu einem »beinahe historischen Opfergang« verklärt. Gemeint ist einfach, daß zusätzlich zu den Kosten der Crash-Form der Wiedervereinigungspolitik und zusätzlich zu den

Auswirkungen der Weltwirtschaftskrise (euphemistisch als »zyklischer Abschwung« umschrieben) auch noch die Bahnschulden bedient werden müssen. Gestern noch streifte der Mantel der Geschichte den Kanzler alle paar Tage; heute schlägt die Ökonomie »historisch« zurück gegen seine Politik. »Da geht jeder Gesetzesvorschlag, jede Handlungsabsicht, jede Belastungsankündigung in einem Gewirr von dissonanten Stimmen unter, mit verheerenden Wirkungen auf die Öffentlichkeit und – per medialer Rückkoppelung – auf das verunsicherte Regierungslager.« (F.U. Fack, FAZ-Leitartikel vom 6.3.93)

Dabei hatte sich alles zunächst ganz anders angelassen. Als die Mauer geöffnet wurde, trafen die mit Begrüßungsgeld empfangenen Besichtiger aus dem Osten auf ein Land in Hochkonjunktur und mit großen Wachstumsraten. Dieser Westen zeigte sich momentan von der goldenen Seite. Das historische Würfelspiel hatte den Zufallstreffer hervorgebracht, im Moment der Grenzöffnung den Tiefpunkt im Osten mit einem Höhepunkt im Westen zusammenfallen zu lassen. Dieser Westen schien sich alles leisten, alles verkraften, alles »kaufen« zu können. In dieser Gewißheit fuhr seine Regierung den ökonomischen »Crash-Kurs« gegenüber der DDR, eingeleitet durch das Danaergeschenk des Währungsumtauschs.

Wie ein Schulbeispiel für die Auswirkung überlegener Weltmarktkonkurrenz hat dieser Kurs binnen weniger Wochen die ostdeutsche Wirtschaft liquidiert. Das war einkalkuliert. Die Experten hatten ja gewarnt. Man glaubte, »der Markt« werde, nach einer schmerzhaften, aber kurzen Abwicklung des Alten, einen Aufschwung Ost in Gang bringen. Die Tagesmeinung folgte dem, denn während die kapitalistische Weltwirtschaft in die Krise glitt, blühte die westdeutsche Wirtschaft beispiellos. Aber das war eine Sonderkonjunktur, ermöglicht durch den real-fiktiven Kaufkraftschub der eins zu eins oder auch eins zu zwei in DM konvertierten Einkommen und Sparguthaben, angeheizt vom nachholenden Konsum der Ostbevölkerung, wirkend als ruckartige Vergrößerung des Absatzgebietes der westdeutschen Wirtschaft. Der Gewinn im Westen überblendete den Verlust im Osten. Auch damit ist es vorbei. »Der hoffnungsfroh geplante Blitzdurchstieg«, erklärte DIW-Präsident Lutz Hoffmann in Anspielung an deutsche Blitzkriegs-Strategien, »muß heute als gescheitert betrachtet werden« (»Gefahr für das Modell Bundesrepublik«, FAZ, 13.2.93, 13).

Das Ende der Markteuphorie markiert das Ende der konservativen Hegemonie. In den USA hat die kaum mehr abweisbare Notwendigkeit eines politischen Paradigmenwechsels die Opposition zur Macht gebracht. Ein neuer sozialer Regulationismus zeichnet sich dort ab. Freilich findet er kaum unter dem Schuldenberg, den die Konservativen zusammen mit einer Verrottung der allgemeinen Produktionsbedingungen hinterlassen haben, hervor. In Deutschland verlieren die Konservativen gleichfalls an Hegemonie, jedoch ohne daß die Opposition sich mit einem neuen politischen Projekt gewänne. Auf blitzartige Bewegungsmoment der Wiedervereinigung ist die Stagnation eines innerdeutschen Stellungskriegs gefolgt: *nach der deutschen Teilung die deutsche Spaltung*, tiefer als jene, was Gefühle und Mentalität angeht.

Das »brennende« Problem des Fremdenhasses, das einhergeht mit dem Auftauchen einer neuen nazistischen Bewegung, ist als Symptom konservativer Dishegemonie bei Fehlen einer politischen Alternative zu begreifen. Den mehrheitlich konsensfähigen Lichterketten entspricht keine mehrheitlich konsensfähige alternative Politik. Der gewöhnliche Kapitalismus hat als Wirtschaftskrise die erhebenden historischen Augenblicke eingeholt. Die Illusionen sind sauer geworden. In der begriffslosen Sprache der Medienwelt: *Politikverdrossenheit* herrscht vor, in der Theoriesprache: *alternativlose Dishegemonie*. W. F. H.

Zum vorliegenden Heft

Die Aufsätze des Themenschwerpunkts gehen von der Situationsbeschreibung zum theoretischen Rahmen. Andrzej Malkiewicz und Jerzy Palys beschreiben die Stadien und Folgen der Politik des monetaristisch geprägten Übergangs zum Kapitalismus, die als »Schock-Therapie« in die Sprachen eingegangen ist, am Beispiel Polens. Sie zeigen, daß dieses Land einer »Drittweltisierung« unterworfen ist. Yuri Krasin, der eines der Forschungsprogramme der Gorbatschow-Stiftung leitet, schildert die Erfahrungen mit der Wirtschaftspolitik der Regierung Gajdar und zeigt, daß die »Schock-Therapie« in Rußland nur halbherzig, nämlich ohne die monetaristische Bedingung »harten Geldes« durchgeführt worden ist. Sein Artikel ist ein Plädoyer für die Notwendigkeit eines wirtschafts- und sozialpolitischen Regulationismus beim Übergang zu einer »mixed economy« des Marktes.

Joachim Hirsch, der führende deutsche Vertreter der Theorie des Regulationismus, trägt in seinem Aufsatz dazu bei, nationalstaatliche Begrenzungen dieses Ansatzes zu überwinden und eine Theorie der internationalen Regulation zu formulieren, die den Bedingungen des global gewordenen transnationalen Kapitalismus und seiner dominanten hochtechnologischen Produktionsweise Rechnung trägt. In dieser Perspektive wird die Entwicklung des Weltkapitalismus im Gefolge der »Fordismus«-Krise der siebziger Jahre untersucht, die sowohl durch den Niedergang der US-Hegemonie als auch durch starke Differenzierungsprozesse innerhalb der Peripherie (»newly industrializing countries«) charakterisiert wird. Eine zentrale These ist, daß internationale Dominanz- und Abhängigkeitsverhältnisse nicht durch strukturelle ökonomische Logiken fixiert sind, sondern wesentlich von den sozialen Kräfteverhältnissen und institutionellen Politikformen innerhalb der einzelnen Länder bestimmt werden. Dadurch erhalten Demokratisierungsprozesse in der Peripherie einen zentralen Stellenwert, sind aber zugleich durch besondere Widersprüche gekennzeichnet. – Paul Sweezy und Harry Magdoff, die Herausgeber der *Monthly Review*, ordnen den hier thematisierten historischen Moment in die Krisendynamik der kapitalistischen Entwicklung ein. Uns scheint dieser gedrängte und pointierte Versuch einer »Historisierung« gerade jetzt wichtig.

Außerhalb des Schwerpunkts untersucht Ingrid Arbeitlang die Diskriminierungsmechanismen in der offiziellen Frauenförderung der DDR. Der marktwirtschaftliche Umbau wirkt sich für Frauen auch deshalb nachteilig aus, weil er in den patriarchalen Strukturen der Ex-DDR vor sich geht.

Thomas Weber vergleicht Müllers Text »Glückloser Engel« von 1991, der nach Bekunden des Autors einen Aspekt der ostdeutschen Erfahrungen bei der »Wiedervereinigung durch die Westdeutschen« erfaßt, mit Erfahrungen, die sich in zwei weiteren Engel-Texten verdichten: Walter Benjamins »Engel der Geschichte« von 1940 und Müllers »Der glücklose Engel« von 1958. Jost Hermand befaßt sich kritisch-nachfragend mit Heiner Müllers jüngst erschienener Autobiographie und arbeitet die sie durchziehenden Textstrategien heraus: eine existentielle, in der sich ein von allem historischen und politischen Geschehen unberührter Autor darstellt, eine zweite des Kampfes für einen »besseren, radikaleren Sozialismus«, und einen »attentatistischen Anarchismus«, der der »kalten Unmenschlichkeit« der Welt mit einer »glühenden Unmenschlichkeit« zu opponieren sucht.

Verlagsmitteilungen

Band 5 der *Gefängnishefte* (Hefte 8 und 9) von Antonio Gramsci verspätet sich leider und wird im Herbst erscheinen, hoffentlich noch in diesem Jahr gefolgt von Band 6. Der erste Band der *Gefängnisbriefe*, der den Briefwechsel mit Julca Schucht enthält, ist auf den Herbst verlegt worden. Die Verschiebung wurde notwendig, weil weitere Briefe von Gramsci aufgetaucht sind, die in diesen Band mit aufgenommen werden sollen.

Der verspätete Band von Wolfgang Fritz Haug, *Elemente einer Theorie des Ideologischen* (Argument-Sonderbände, Neue Folge, AS 203) geht unmittelbar nach diesem Heft in Produktion. Die hier gesammelten theoretischen Entwürfe eignen sich als Studienbuch zur Einführung in Ideologie-Theorie. Die Aufsätze untersuchen Zusammenhänge von Ideologie und Arbeitsteilung, Geschlechterverhältnisse, Subjektconstitution, Moral, Ästhetik und Philosophie und bringen exemplarische Studien zum Antisemitismus und zum »ideologischen Klassenkampf von oben«.

In der Literaturreihe *edition ariadne* sind nun der dritte und der vierte Roman erschienen. Marge Piercy entwirft in *Er, Sie und Es* eine Welt nach ökologischem Desaster, in der Leben, Geschlecht, Natürlichkeit und Künstlichkeit zur Disposition stehen. Doch ist dies weder eine Endzeitvision noch sind die ökonomischen und sozialen Fragen unserer Zeit einfach gelöst – vielmehr geraten sie in futuristischer Anordnung zu offensichtlichen Widersprüchen. *Einführung*, der neueste Roman von Sarah Schulman, ist eine poetische Parodie der Psychoanalyse, eine Satire auf verbreitete Vorurteile zu weiblicher Homosexualität und eine ernsthafte Komödie über moderne Alltagskultur. Sarah Schulman macht im Mai eine Lesetour durch Deutschland und wird auch bei der Berliner Volksuni auftreten.

Ariadne-Krimi 1038, *Das liebe Geld* von L.A. Taylor, ist ein klassischer Thriller um Erbschleicherei, Erpressung und Entführung. Ein Lesevergnügen ganz besonderer Art ist Ariadne 1039: *Eine Lesbe macht noch keinen Sommer*, die erste Buchveröffentlichung der jungen Berliner Autorin Gabriele Gelien. Neben turbulenten Verfolgungsjagden zwischen Kreuzberger Szene und Münchner Familienleben im Kampf mit einer Kinderporno-Mafia werden sämtliche auftauchenden Fraktionen und Dogmen respektlos unter die Lupe genommen. In der Leichtigkeit der Sprache, kombiniert mit scharfen Momentaufnahmen sogenannter Normalität, kündigt sich ein unverwechselbares Erzähltalent an. Gabriele Gelien liest übrigens am 6. Mai im Argument-Buchladen in Berlin-Kreuzberg. Die Lesung beginnt um 20 Uhr.

Apropos Argument-Buchladen: Helena Kreienbühl besorgt euch gerne jedes Buch in 24 Stunden. Auch auf Anruf (030/611 39 83) oder Fax (030/611 42 70).

Vierzehnte Berliner Volksuni

Vom 27. bis 30. Mai 1993 an der Humboldt-Universität findet das diesjährige Lernfest der Linken statt. Das Dachthema heißt mit Blick auf das Krisencluster der Gegenwart und unter Verwendung der Formulierung Walter Benjamins: ... daß es so weitergeht, ist die Katastrophe – S.O.S. Zivilgesellschaft. Veranstaltungsstränge, die sich durch alle Ressorts ziehen, befassen sich mit den aktuellen Diskussionsfronten der Rassismusproblematik und mit den Folgen des Crash-Kurses in Ostdeutschland; es gibt eine Reihe von Veranstaltungen zu Gramsci, darunter ein internationales Podium zur Frage »Was ist tot, was ist lebendig am Denken von Gramsci?«; in der Schlußveranstaltung, die vom Bund demokratischer Wissenschaftler (BdWi) organisiert wird, findet die Verleihung des Wolfgang-Abendroth-Preises an die Herausgeber und Übersetzer der deutschen Ausgabe von Gramscis *Gefängnisheften* statt. In der Eröffnungsveranstaltung, die Freitag um 18,30 Uhr beginnt (Eintritt frei), spricht Friedrich Dieckmann über die Krisen der Gegenwart und die zweite deutsche Teilung, die sie beinhaltet. Das Blasorchester der Linkspartei Schwedens spielt. Informationsmaterial bei der Volksuni, Oranienburger Straße 46/47, O-1040 Berlin (Telefon 455 99 98). Oder im Argument-Buchladen.

Günter Grass

Zwei Sonette vom »Novemberland«

Das Unsere

Breit liegt das Land, in dessen Lied wie in Prospekten
 sich Schönheit weit gebügelt austrägt, gegen Norden flach,
 besiedelt eng (in dieser Zeit) bis unters Dach.
 Wo sich die Kinder einst vor Vaters Zorn versteckten,
 ist keine Zuflucht mehr, nein, nichts schließt mehr geheim.
 So offen sind wir kenntlich, allseits ausgestellt,
 daß jeder Nachbar, ringsum alle Welt
 als Unglück treiben sieht, was unsres Glückes Keim.
 Wo wir uns finden, hat verkehrte Konjunktur
 uns fett gemacht. Dank Leid und Kummer satt
 schlug mästend Elend an als freien Marktes Kur;
 und selbst auf unsre Sünden gab's Rabatt.
 Still liegt Novemberland, verflucht zum tugendhaften Fleiß
 in Angst vorm Jüngstgericht, dem überhöhten Preis.

Andauernder Regen

Die Angst geht um, November droht zu bleiben.
 Nie wieder langer Tage Heiterkeit.
 Die letzten Fliegen fallen von den Scheiben,
 und Stillstand folgt dem Schnellimbiß der Zeit.
 Des Bauherrn Ängste gründen sich auf Fundamente,
 denn Pfuscher von gestern könnte heut zutage treten.
 Die Jugend bangt – schon früh vergreist – um ihre Rente.
 Und auch des Volkes Diener üppige Diäten
 sind ängstlich rasch verdoppelt worden.
 Die Skins mit Schlips und Scheitel kriegen Orden.
 Wer dieser Wirtschaft Zukunftsmärkte lobt,
 den hat der Zeitgeist regelrecht gedopt,
 dem steht Zweidrittelmehrheit stramm, aus Angst geeint;
 ein Narr, der im Novemberregen weint.

Nachrichten aus dem Patriarchat

Nicht sie – nicht wir

Zukunftsvision aus der kraftreichen Vergangenheit genommen

Nach Wolf Biermann

»Eine radikale Revolution kann nur die Revolution radikaler Bedürfnisse sein, deren Voraussetzungen und Geburtsstätten zu fehlen scheinen.«
(Karl Marx, MEW 1, 387)

Eine weitere Erklärung bereichert den Stand der Diskussion, warum die DDR zusammenbrechen mußte. Sie kommt aus dem Traum-Land der Männer-machen-Geschichte-Ideologie. Jene Männer, die das (Ost-)Land leiteten, werden als *Gartenzwerge* enttarnt; jener Machthaber, der die Sicherheit des Staates lenkte, wird als *kleine ulkige Mumie mit Hut* ins Licht gesetzt. Aber auf der Seite der Regierten fehlte es auch an MÄNNERN, es fanden sich nur *angesoffene Schwächlinge* und der *gut genährte Feigling*. In dieser Ansammlung eines passiven Unten, sozusagen der Basis, auf dessen Fett sich das Oben entwickeln konnte, spielten noch einige *unbewaffnete Kinder vom Neuen Forum*, die nicht nur ohne Waffen, sondern zudem noch geschwächt von Krankheiten waren, befallen von der *Schwindsucht der DDR-Gegenkultur*; diesen Kindern – so die Analyse – fehlte die *barbarische Substanz, die blinde Wut*. Weswegen sie zu vielen kleinen Oskar Matzeraths mit sozialistischem Antlitz ver-dichtet werden. Sie wollten nicht wachsen, weil zum Männer-Wachstum das Barbarentum und die Blindheit gehören.

Wir im Westland können uns freuen, zumindest nicht von verweiblichten Intellektuellen regiert zu werden, nicht z.B. von dem *akademisch verblödeten small-talk Professor Walter Jens*. Alle deutschen Männer aus allen deutschen Zeiten (z.B. 1945 und 1989) vereinigen sich aber in ihrem starken und eindeutigen Verhältnis zur deutschen Laterne: *der Deutsche denkt bei dem Wört Laterne an seinen Köter und vielleicht an ein Soldatenliebchen vor dem Kasernenor*.

Der deutsche Mann der Zukunft, gegen seine eigene Vergangenheit angehend, sollte sich u.a. folgendes Verhalten zulegen: *Parasiten verprügeln*, anderen die *Augen ausschlagen* oder *Zähne*, bei Laternen an das *Aufhängen* anderer denken, den *angeschlagenen Feinden den Tod an den Hals wünschen (aber nicht alle umbringen)*, das *Pack aufhängen, sich selbst zum Pöbel machen, wenn andere Menschenverächter töten, sie umarmen*, nicht um zu hindern, sondern aus Dankbarkeit, zum Selbstmord aufrufen. Die »anderen« sind die »Machthaber« der DDR: vom 1. Sekretär bis zum abertausendsten IM der Stasi.

* * *

* Alles kursiv Gedruckte stammt aus dem Artikel »à la lanterne! à la lanterne!« von Wolf Biermann, in: *Der Spiegel* 39, 1992.

Diese meine Lesweise ist unzumutbar einseitig, wie der Original-Text selbst eine verzweifelnde Erinnerung an Revolution – die FRANZÖSISCHE, keine DEUTSCHE – ist. »Das Volk sprach, indem es seine Rache übte, auch Recht.« Ein Kommissar wertete so die massenhaften Exekutionen im August und September 1791. Im Bedarfsfall muß das Volk die Rechtsprechung und Rechtsausübung – ansonsten Attribute der Souveränität – an sich reißen. Biermann rief zur Revolution auf, nicht zur Lynchjustiz. Er sah: Die Wahrheit lag auf der Straße, wo sie verkam. Der schwere Koloß »deutsche Geschichte« lastete wie ein Alp auf dem »öffentlichen Unterricht« (V. Braun), der ja auch sofort abgebrochen wurde und sich in allgemeines Privatbegehren nach konvertierbaren Zahlungsmitteln und Waren konzentriert zerstreute.

Während der ersten DEUTSCHEN Revolution – sie dauerte knapp zweieinhalb Monate: von Mai bis Mitte Juni 1849 – beteiligten sich alle Klassen an den Aufständen; ihre Ziele waren zutiefst voneinander geschieden, teilweise war die Revolution selbst gar nicht in ihrem Interesse, wie dies Engels für die Arbeiterklasse vorzeigt, aber sie war ein geeignetes Mittel, »auf jeden Fall eine Krise herbeizuführen«. Und er resümiert verbittert über das »deutsche Kleinbürgerum«, daß es zu nichts anderem in der Lage sei, als »jede Bewegung zugrunde zu richten, die sich seinen Händen anvertraut.« –

Wer war im deutschen Herbst 1989 am lautesten auf den Straßen und übernahm den Beginn eines Aufstandes und richtete ihn zugrunde? »Wir sind EIN Volk«, das war nicht der Ruf nach eigener Souveränität, nicht das Verlangen, die Regelung des Gemeinwesens selbst zu übernehmen, sondern die prahlerische Forderung, selbst übernommen zu werden. Und es war vor allem nicht die Lust, die Not, das Vergnügen, die krisenhafte Tat des SICH-SELBST-VERÄNDERN-WOLLENS. Ganz verkettet mit einer bestimmten Lesweise des Marxismus suchte die Bevölkerung auf der Straße veränderte Bedingungen, in die man sich dann besser einrichten könne. Mühsam wird jetzt gelernt, was ÖKONOMISMUS gemeint hatte. Biermann schreibt: *Ich hoffte auf einen furchterregenden Hieb gegen die verhaßte Bonzenbande.* Warum? Daß wir hier im fernen anderen Deutschland unseren Augen und Ohren kaum trautes, – zu Beginn – es aber taten, mag angehen, denn wir DACHTEN ja nur, daß die Unterdrückung gesellschaftlicher Kompetenzen, ihre Male in die Unterdrückten einkerbt. Wir glaubten an Wunder und nicht an Persönlichkeitstheorien. Und Biermann, der sich selbst zitiert, hatte den *Kleinen Mann* schon in der DDR satt. Er wurde enttäuscht, aber das ist seine Geschichte und nicht die Anklage an Historie. Sein Ruf nach Taten ähnelt jenem der Frauenbewegung vor vielen Jahren, der an die Hausfrauen ging: Widerstand zu leisten, in den Streik zu treten usw. Aber er traf auf atomisierte Wesen, die einander nicht erkennen konnten, da zwischen jeder von ihnen und der nächsten ein (Ehe-)Mann stand. Zwischen dem deutschen Kleinbürger Ost und dem deutschen Bürger West standen zwei Regierungen. Sie wurden wie Ehemänner behandelt; sie wurden nicht beseitigt.

Kornelia Hauser

Andrzej Malkiewicz und Jerzy Palys

Wege und Fallen beim Aufbau des Kapitalismus in Polen

In den achtziger Jahren hat sich die polnische Gesellschaft endgültig vom System des sogenannten »realen Sozialismus« abgewandt und sich mit entscheidender Mehrheit für den kapitalistischen Entwicklungsweg ausgesprochen. Das war Ausdruck des Willens, dem westlichen Lebensmodell, seinen Organisationsstrukturen, seiner Produktion, Konsumtion und gesellschaftlichen Struktur zu folgen. Dieser Wille kann nicht in Frage gestellt werden. Er wurde ausgedrückt in Massenkundgebungen, Streiks, in Flucht, oppositioneller Tätigkeit, in zahlreichen Formen, die nicht selten die Gesundheit und sogar das Leben bedrohten. Er fand seinen Ausdruck in freien Wahlen.

Doch haben die Demonstranten und Wähler sich zugleich gegen den Sozialismus und für das westliche Gesellschaftsmodell entschieden, ohne sich voll bewußt zu sein, worauf dieses Modell beruht. Sie kannten nur seine äußere Gestalt. Fremd waren ihnen die inneren Mechanismen und unbekannt vor allem die »Wege«, auf denen dieses Modell angestrebt wird.

1989 begann in Polen eine vielschichtige Umgestaltung, die bis heute andauert. Ihre grundlegenden Elemente sind: der Umbau des Wirtschaftssystems; der Umbau des Systems der Machtausübung; der Wechsel der außenpolitischen Orientierung. Es unterliegt keinem Zweifel, daß der ökonomische Umbau der Schlüssel zum gesamten Transformationsprozeß ist. Auf ihn werden wir die Aufmerksamkeit richten.

Die Entwicklung der Marktwirtschaft wurde schon durch die letzte »kommunistische« Regierung von Mieczyslaw F. Rakowski eingeleitet, die im Dezember 1988 alle Beschränkungen für die Schaffung von Privatbetrieben aufgehoben hat. Das war einerseits eine instrumentelle Handlung, die der Minderung gesellschaftlicher Spannungen diene, und nichtsdestoweniger eine Handlung, die einen ökonomischen Faktor darstellte. Dank dessen wurde bis Ende 1989 – und vollends durch die erste nichtkommunistische Regierung, die im September 1989 gebildet wurde – eine entsprechende Veränderung der Gesetzgebung durchgesetzt. Es entstanden 860000 Privatbetriebe. In der Mehrzahl waren das Ein-Person- und nur in Ausnahmefällen mehr als Fünf-Personen-Betriebe. Ein ungestümer gesellschaftlicher Wille zur Betätigung unter Bedingungen der Marktwirtschaft machte sich geltend.

Das neue Parlament und die Regierung haben die Transformation schon nicht mehr als Mittel zum Zweck, sondern als ihre wichtigste Aufgabe betrachtet. Sie wurde unter Bedingungen realisiert, die einer der Führer der Demokratischen Union, Bronislaw Geremek, als »positive Desorganisation« bezeichnete. Seit der zweiten Hälfte des Jahres 1989, als das Parteiensystem zur Koordinierung des sozialökonomischen Lebens zu existieren aufhörte, zerfielen die bisherigen Mechanismen zur Leitung der Gesellschaft und der Wirtschaft, an die die Gesellschaft genauso gewöhnt war wie an die unaufhörliche Kontrolle. An ihre Stelle traten pathologische Erscheinungen. Das war neben der Hyperinflation die gewaltige Zunahme von Verbrechen, sowohl gewöhnlicher als auch wirtschaftlicher

Kriminalität. Nichtsdestoweniger hat diese Situation eine große Chance geschaffen: Parlament und Regierung haben die Freiheit erlangt, neue Wirtschaftsbedingungen zu schaffen, und sie wurden sogar gezwungen, schnelle Reformen einzuleiten.

Ein weiteres Moment war die Auslandsverschuldung, die im Jahre 1989 40,8 Milliarden Dollar und 5,8 Milliarden Rubel erreichte.¹ Es war unmöglich, diese Summe vollständig zurückzuzahlen. Sogar die Bezahlung der Zinsen hat die Kapazität der polnischen Wirtschaft überfordert. Die Arbeit am Umbau des Wirtschaftsmodells mußte einstweilig Rettungsmaßnahmen beinhalten.

Die wirtschaftliche Katastrophe nahm alle Hoffnungen auf das sozialistische Wirtschaftsmodell und mußte alle gesellschaftlichen und politischen Kräfte dazu bringen, den Gedanken von Veränderungen zu akzeptieren. Das erklärt eigentlich die Tatsache, daß im Dezember 1989 die Regierung dem Parlament ein Gesetzespaket vorlegte, den »Balcerowicz-Plan«, der »Schock«-Reformen in Richtung vollständiger Marktwirtschaft beinhaltete und die Zustimmung aller Parlamentsfraktionen erlangte. Präsident General Wojciech Jaruzelski hat damals gesagt: »Besser rechtzeitig eine unvollkommene Entwicklung als eine vollkommene, die zu spät kommt.« (Balcerowicz 1992, 21)

Der Balcerowicz-Plan hatte zwei Grundziele: die Privatisierung und die Überführung der polnischen Wirtschaft in die Marktwirtschaft. Zur Erlangung dieser Ziele waren jedoch folgende Aufgaben zu lösen: Eindämmung der Inflation; Umbau der Staatswirtschaft und ihre Unterordnung unter das Marktsystem; Lösung des Problems der Auslandsverschuldung; Öffnung des polnischen Marktes für Importwaren.

Diese letzte Frage hat viel Streit hervorgerufen. Die Schöpfer des Programms glaubten, unter den Bedingungen eines hohen Monopolisierungsgrades der Staatsindustrie würde deren Privatisierung die niedrige Effektivität konservieren und würden die ohnehin schwachen Anreize zur Modernisierung blockiert. Ihrer Auffassung nach würde die Konkurrenz ausländischer Waren dem entgegenwirken; die Betriebe mit niedrigster Effektivität würden geschlossen und die anderen zur Modernisierung gezwungen werden. Der breite Zustrom ausländischer Waren auf den polnischen Markt galt als Eintrittspreis der polnischen Wirtschaft für den Weltmarkt und als die Rückkehr in das Weltsystem, von dem die polnische Wirtschaft seit 1939 abgeschnitten war. Das verstanden auch westliche Finanzkreise als ein Angebot zur Beteiligung am Programm der polnischen Umgestaltung. Ihre Zustimmung drückte sich insbesondere in folgendem aus: zeitweilige Aussetzung von Zinszahlungen; Bewilligung neuer Anleihen und Garantien; Umstrukturierung der Schuldenrückzahlung sowie deren künftige Reduzierung, solange Polen auf dem Wege der Reformen verbleibt.

Am 1. Januar 1990 begann die »Schocktherapie«. Ihre Elemente waren die Abwertung des Zloty, die Anhebung der meisten Preise, die Auflösung aller mittleren Leitungsebenen, die Selbstfinanzierung der Betriebe und die Liberalisierung des Außenhandels. All diese Entscheidungen wurden gleichzeitig ins Werk umgesetzt. Leszek Balcerowicz argumentierte, wenn man einem Hund den Schwanz abschneiden wolle, tue man das besser im ganzen als stückweise. Das Ziel dieser Operation war vor allem die Überwindung von Defiziten, und die

Korrektur der Preisstruktur, die es den Betrieben ermöglichen sollte, richtige Produktions- und Investitionsentscheidungen zu treffen und die Effektivität zu erhöhen. Die etatistische Wirtschaftsform hatte bewirkt, daß der von unten ausgehende Transformationsprozeß nur einen beschränkten Erfolg haben konnte angesichts der Machtkompetenz und des Eigentumsrechts des Staates. Das konnte zu pathologischen Erscheinungen wie der Entwicklung von »Nomenklaturgesellschaften« führen. Funktion des Schockcharakters der Reform sollte es sein, bis zur Erlangung der Selbständigkeit der Betriebe die politischen Eingriffsmöglichkeiten so weit als möglich zu beschränken.

Ein weiteres wichtiges Ziel, das mit der »Schocktherapie« verfolgt wurde, war die Beeinflussung des gesellschaftlichen Bewußtseins: Zum einen sollte der Unglaube an die Reform überwunden werden, denn schon seit 1956 hatten die verschiedenen Regierungsmannschaften in Polen über Reformen gesprochen, und die Regierung von M.F. Rakowski (November 1988 bis August 1989) sprach von nichts anderem; aber der Spielraum der Reform war immer knapp bemessen, und das beförderte eine »Immunsierung« der Gesellschaft gegenüber Reformrhetorik. Zum andern galt es, die »Inflationserwartungen« zu besiegen, d.h. die Grundlagen für eine durch Massenaufkauf von Waren, andauernde Preissteigerungen, Flucht aus der Landeswährung angetriebene Inflation. Für die »Schocktherapie« sprach auch die unter dem Einfluß der Inflation fortschreitende Desorganisation der Produktion, das zerrissene Handelsnetz, der Zerfall des Kreditsystems, die Unmöglichkeit der Wirtschaftsplanung.

Die deutsche und die polnische Wirtschaft haben schon nach Beendigung des Ersten Weltkrieges eine tiefgehende Inflation durchgemacht, die zum Teil durch den Übergang auf Dollarverrechnung überwunden werden konnte. Wegen der 50jährigen Absonderung der polnischen Wirtschaft vom Westen und der Zerrüttung der inneren Preisrelationen – Bedingungen, die in den Jahren 1918 bis 1923 nicht existierten – wäre diese Lösung nun allerdings die komplizierteste.

Durch die »Schocktherapie« war die Verwirklichung von Bedingungen angestrebt, die für die Realisierung von grundlegenden Zielen notwendig sind. Aber diese Politik kann die Verwandlung der staatlichen Wirtschaft in eine kapitalistische nicht wie die Erfüllung eines Sylvestertraumes bringen; sie kann allenfalls die Grundlagen für eine solche Umgestaltung vorbereiten. Die Schöpfer der Reform haben optimistisch eingeschätzt, daß dieses grundlegende Ziel im Verlaufe einiger Monate erreicht werden könnte. Es wurde erwartet, daß sich in dieser Zeit die tatsächliche Verfassung der verschiedenen Staatsbetriebe herausstellen würde und daß die reale Grundlage für ihre Privatisierung geschaffen würde. Es war einkalkuliert, daß im Verlaufe einiger Monate vieler dieser staatlichen Betriebe bankrott gehen würden. Das sollte der erste Schritt zum Umbau der Wirtschaftsordnung sein. Der Niedergang der Produktion sollte aber erwartungsgemäß nicht länger als einige Monate dauern, und die negativen Erscheinungen der Deflationspolitik sollten sowohl durch die Privatisierung als auch durch den Zufluß von Auslandskapital neutralisiert werden.

Die Staatsindustrie bewies jedoch eine erstaunliche Anpassungsfähigkeit. Entgegen den Erwartungen des Balcerowicz-Planes besserte sich anfangs für einen bedeutenden Teil der Betriebe die Lage, und das bei einem enormen Niedergang

der Produktion (die Industrieproduktion betrug 1989 im Vergleich zum Vorjahr 99,5 %; 1990 75,8 %; 1991 88,1 %, 1992 104,2 %, was jedoch noch immer mehr als 30 % weniger im Vergleich zu 1989 war). Das resultiert aus der Tatsache, daß zur einzigen Kennziffer für den Zustand der Betriebe die Finanzergebnisse wurden und diese (außer bei Betrieben, die hohe Investitionskredite erhalten hatten und mit den neuesten Regelungen konfrontiert wurden) sich verbessern konnten. Begünstigt wurde dies durch die Liberalisierung der Preise, den günstigen Dollarkurs, der seit dem 1. Januar 1990 den effektiven Export sichern mußte, große Vorräte an billigen Produktionsmaterialien, die unter den Bedingungen der Knappheit angehäuft worden waren, und durch relativ niedrige Preise für verschiedene Produktionselemente wie Arbeitskraft, Energie und Wasser. Die selbstständigen Betriebe konnten endlich ihre partikularen Interessen realisieren, was die staatliche Einflußnahme wesentlich beschränkte. Für die meisten von ihnen erwies sich die Partikularisierung kurzfristig als günstig, obwohl sie für die Wirtschaft insgesamt schädlich war.

Der Niedergang der Produktion wurde von einigen Ökonomen als positive Erscheinung gewertet, weil dadurch ineffektive Produktion eliminiert würde. Nach Ansicht des ersten Ministers für Privatisierung (im Jahre 1990), Waldemar Kuczynski, ist »das, was in Polen und in den anderen RGW-Ländern wirkt, keine Rezession, weniger eine tiefe Krise als eine Krankheit des Wirtschaftsgewebes. Ein Teil dieses Gewebes muß sterben, ein anderer neu wachsen«. Wenngleich daran ein Element von Rationalität ist, so ist doch einzuwenden, daß diese Eliminierung wenig effektiv war und das Schrumpfen der Arbeitsproduktivität nicht aufzuhalten vermochte.

Bis zum Jahreswechsel 1990/91 vollzog sich eine radikale Verschlechterung der Wirtschafts- und Finanzsituation der Betriebe, nicht nur der schwachen, sondern fast aller, und am empfindlichsten in der produzierenden Industrie. Die allgemeine Verarmung der Gesellschaft, die erdrückende Konkurrenz der Importwaren und die Kostensteigerung wurden vor allem durch die große Erhöhung der Energiepreise befördert. Das begünstigte die Verringerung der Effektivität. Die durchschnittliche Rentabilitätskennziffer, die 1990 noch ca. 30 Prozent betragen hatte, fiel 1991 auf 5 Prozent und im Jahre 1992 auf drei Prozent.

Der Niedergang der Produktion in den Staatsbetrieben war nicht mit einer proportionalen Verringerung der Beschäftigung verbunden. Das bedeutete eine weitere Verschlechterung der individuellen Arbeitsproduktivität und ein Anwachsen der verdeckten Arbeitslosigkeit. Die Situation hat sich unwesentlich erst im Jahre 1992 verbessert, dank der stillen Hilfe des Staates (Zoll, Steuerbefreiungen, Importsteuer, Präferenzkredite). Dennoch hat sich Unzufriedenheit in der Gesellschaft entladen. Die Stabilität der Staatsbetriebe war für die Initiatoren der Umgestaltung überraschend und zerstörte ihre Hoffnung auf eine schnelle Privatisierung. Wenig ausländische Kredite und Investitionen flossen in das Land.

Das geringe Tempo der Privatisierung resultierte unseres Erachtens aus den beschränkten Vorräten an Kapital im Lande. Ende 1990 betrug der Bruttoausstattungswert im gesellschaftlichen Sektor – ohne Boden – ungefähr 100 Milliarden Dollar; aber die Finanzressourcen der Haushalte und des Privatsektors, die potentielle Nutzer der Privatisierung sind, betragen 12,5 Milliarden Dollar

(Jakóbk 1992, 23). Der schwache Absatz war kaum eine Ermunterung für das Auslandskapital. Diese erste Schwierigkeit wurde durch das Programm der tatsächlichen Privatisierung zu lösen versucht (erinnert sei an die »Voucher-Privatisierung« in der Tschechoslowakei²). Aber bis heute blieb sie in der Projektierungsphase. Sichere Effekte brachte dagegen die Privatisierung in Form von Produktionsleasing, die bisher 271 Betriebe erfaßte.

Obwohl sich in den Jahren 1990 bis 1992 die Zahl der privatisierten Betriebe verdoppelte (auf 1523 Tausend), wurden auch im weiteren Verlauf kaum Betriebe mit mehr als fünf Beschäftigten gebildet. Ein positives Merkmal war die »Legalisierung« eines bedeutenden Teils des »Schwarzmarktes«. Aber an der Trennwand zwischen öffentlichem und privatem Eigentum entstand eine vielfältige Wirtschaftskriminalität und Korruption.

Wie aus alledem ersichtlich ist, hat die »Schocktherapie« innerhalb des Landes im Bereich der wirtschaftlichen Bedingungen nicht zu den wichtigsten erwarteten Resultaten geführt, d.h. nicht zu einer bedeutenden Beschleunigung der Privatisierung. Sie erbrachte dagegen andere Konsequenzen. Die am tiefsten gehenden Veränderungen der wirtschaftlichen Lage Polens waren Resultat des Eintritts Polens in den Weltmarkt. Der Ausgangspunkt für die Hoffnung der Polen waren die Metropolen des Systems. Die Warnungen unzähliger Untersuchungen wurden überhört, die im Tenor in der Aussage übereinstimmten: »wenn unser Land sich mit dem Marktsystem verbindet, wird es die Position Portugals oder Mexikos, keinesfalls aber Kanadas oder Deutschlands einnehmen« (Pajstka 1991, 112).

Das Resultat des polnischen Beitritts zum kapitalistischen Weltsystem wurde schon nach einigen Monaten sichtbar, nämlich in der Verringerung der Nachfrage nach einheimischen Produkten. In allen Fällen, in denen polnische Waren durch Importwaren ersetzt werden konnten, wurde dies zum Verhängnis für die polnischen Betriebe. Häufig resultierte das aus dem niedrigen Preis und der hohen Qualität sowie aus einem »Demonstrationseffekt«. Die Verbraucher, denen man 50 Jahre lang die breiten Kontakte mit »westlichen« Waren genommen hatte, kauften sie »demonstrativ«, zunächst einfach der Möglichkeit wegen, sie zu erhalten, aber auch wegen der attraktiven Verpackung, der Werbung usw. Ein großer Teil der polnischen Wirtschaft war auf Grund der technologischen, organisatorischen und finanziellen Bedingungen nicht in der Lage, den Importwaren eine wirksame Konkurrenz entgegenzusetzen. Der teure Kredit (hoch gehalten aus Angst vor der Rückkehr der Inflation), daß die polnische Wirtschaft ihre ohnehin niedrige Innovationsneigung radikal verringerte sowie die Fähigkeit zur elastischen Reaktion auf Marktveränderungen fast vollends einbüßte, wodurch sich ihre Konkurrenzbedingungen auf dem Weltmarkt weiter verschlechterten. Wegen der Unfähigkeit zu Anpassung und Modernisierung hat die Konkurrenz importierter Waren keine Anpassungsreaktionen seitens der einheimischen Produzenten hervorgebracht und bestenfalls die Importzölle erhöht.

Folgen des Produktionsniedergangs, der bis zum Frühjahr 1992 andauerte, sind die Zahlungsunfähigkeit eines bedeutenden Teils der Betriebe, sowohl der staatlichen als auch der privaten, sowie die Verringerung der Haushaltseinnahmen, woraus die Kürzung der Budgetausgaben folgte, insbesondere der

Sozialleistungen und der Leistungen für die Gesellschaft. Diese Erscheinungen haben die Gesamtnachfrage gedrückt, aber entgegen allen Erwartungen nicht die Inflation beseitigt, die sich weiterhin auf einem Niveau von 60 Prozent im Jahresdurchschnitt bewegt. Sie wird stimuliert durch das Wachstum der Produktionskosten, das seinerseits aus der Unmöglichkeit zu investieren resultiert.

Als Ergebnis trat für einen großen Teil der Bevölkerung eine Verschlechterung der Lebensbedingungen ein, die aus der Verringerung der Realeinkommen und der Arbeitslosigkeit folgt. Die Arbeitslosigkeit, die vor 1989 nicht bekannt war, erfaßt heute mehr als 2,5 Millionen Menschen, das sind 13 Prozent der inländischen Erwerbsbevölkerung. Die prozentuale Höhe der Reallöhne betrug 1989 im Vergleich zum Vorjahr 106,3; 1990 67,7; 1991 97,3. Die Arbeitseinkommen in den landwirtschaftlichen Individualbetrieben betragen 1989 im Vergleich zum Vorjahr 113,5 %; 1990 50,1 %; 1991 81,3 Prozent. All diese Indikatoren zeigen, daß der Balcerowicz-Plan, der oft als eine Art und Weise des Aufbaus des Kapitalismus in Polen wahrgenommen wird, allenfalls die Bedingungen für eine spätere Transformation schaffen konnte. Jedoch wurden sogar diese Ziele nur in geringem Ausmaß erfüllt: tiefe Deformationen des Wirtschaftslebens traten ein, wobei die Meinungen auseinandergehen, in welchem Grade der Plan selbst schuld ist bzw. die Schäden den unumgänglichen Preis der Transformation darstellen.

Der Prozeß des Aufbaus des Kapitalismus in Polen vollzieht sich sehr verschieden im Vergleich mit dem auf dem Territorium der ehemaligen DDR. Einige Erscheinungen wie der Niedergang der Produktion und die Massenarbeitslosigkeit sind ähnlich. Jedoch vollzieht sich in der ehemaligen DDR die Verbindung des neuen Marktes mit einer hochentwickelten kapitalistischen Metropole. Die Umstrukturierung der Wirtschaft erfolgt mit ihrer Einbeziehung in ein komplettes funktionierendes Netz und in den leistungsfähigen Mechanismus des westlichen Landesteils. Polen durchlebt dagegen einen Prozeß, den man als »Dritt-weltisierung« bezeichnen kann: Es kommt im kapitalistischen Weltsystem an, indem es an dessen Peripherie landet. Und mehr noch, es wiederholt sich ein Mechanismus, der schon einmal die Geschichte Ost-Mitteleuropas gestaltet hat. Im 16. bis 17. Jahrhundert drückte sich der Fortschritt in einem Teil des Kontinents östlich der Elbe in der Wiederholung von Formen aus, die Westeuropa schon längst durchlebt hatte, nämlich in einer Refeudalisierung. Heute wird in Polen das Kapitalismus-Modell der Raubritter-Gründer-Prägung verwirklicht. Der erste Teil dieser Formel – Raubritter – betrifft die Mitglieder der alten und neuen politischen Eliten, die nach der Losung »Aufbau des Kapitalismus« gierig und räuberisch die Privatisierung und Partikularisierung der gesellschaftlichen Werte betreiben. Formell waren das illegale Erscheinungen, die der deklarierten Regierungspolitik widersprachen; aber in Wirklichkeit stimmen sie mit dieser in ihrem Inhalt und Sinn überein. Befördert wurde dies durch die Schwäche der staatlichen Strukturen, die einer Vielzahl von Veränderungen unterworfen sind. Der Gründercharakter des neuen polnischen Kapitalismus wiederum erinnert an die Bedingungen, die den Deutschen als Prozeß der ursprünglichen Akkumulation des Kapitals bekannt sind. Es entstehen viele kleine Betriebe, oft Ein-Person-Betriebe, die zumeist mit Handel beschäftigt sind und in die man besonders

wenig investieren muß. Sie leben vom Straßenhandel und erlangen mit Mühen die Chance auf einen eigenen Laden. Auf diese Art entsteht eine Schmarotzerform des Marktes, der sich über die Produktion erhebt und sich in den alten Strukturen der Staatsindustrie ausbreitet. Dies vollzieht sich im Ergebnis einer neuen »ursprünglichen Akkumulation des Kapitals«. Die verstreuten Aktivitätsformen werden zwangsläufig mit der Zeit in stärkeren Strukturen konzentriert, die durch das westliche Kapital kontrolliert werden. In Übereinstimmung mit den Tendenzen der gegenwärtigen Etappe der internationalen Arbeitsteilung wird dieses Kapital nach Polen Industriezweige mit hoher Arbeitsintensität bringen, und es wird an der Konservierung der gegenwärtig niedrigen Preise für polnische Arbeitskraft interessiert bleiben.

Diese Erscheinungen sind typisch für Länder der Dritten Welt. Die Begrenzung der individuellen Einkommen der Bevölkerung reduziert den Inlandsmarkt, der überdies durch die Auslandskonkurrenz bedroht wird. Das erschwert den Absatz einheimischer Produkte und infolgedessen auch die Modernisierungsprozesse. Dadurch wird der Trend zur Naturalisierung der Transaktionen zwischen Produktionseinheiten verstärkt, was rückwirkend erneut den Inlandsmarkt einschränkt. Man muß daran erinnern, daß eine Bedingung für den Erfolg wirtschaftlicher Entwicklung in den Metropolen die Erweiterung des eigenen Inlandsmarktes war. Für Polen ist diese Politik unmöglich, denn die Forderung nach Schutz des Inlandsmarktes vor ausländischen Waren würde ihrerseits die Chance verringern, moderne Technologien zu bekommen usw.

Angesichts der dargestellten Erscheinungen ist die Geduld der polnischen Gesellschaft erstaunlich. Zwar kommt es oft zum Ausbruch von Streiks, und die Demonstrationen auf den Straßen und andere Protestformen halten seit dem Herbst 1989 an, als offiziell der Aufbau des Kapitalismus in Polen begann. Doch wurden die Grundlagen dieses Aufbaus, geschweige denn sein Projekt insgesamt, nicht in Frage gestellt. Keine bedeutende politische Partei oder gesellschaftliche Organisation unterwirft die Grundlagen des Aufbaus des Kapitalismus der Kritik. Das betrifft auch die Parteien und Organisationen, die aus dem alten kommunistischen Lager kommen, sich als Linke organisiert haben und jetzt lediglich eine Vervollkommung des Programms durch soziale Garantien fordern. Das Programm des Aufbaus des kapitalistischen Systems begegnet ebenfalls nicht der Kritik seitens der Hierarchie der katholischen Kirche in Polen, die doch in anderen Lebensfragen der Gesellschaft so oft ihre Stimme erhebt, auch nicht seitens der katholischen Parteien, obwohl in der Vergangenheit oft die kapitalistischen Bedingungen in den westlichen Staaten der Kritik durch die katholische Kirche unterzogen wurden – auch durch Johannes Paul II. mit seiner in Polen am besten bekannten Enzyklika »*Laborem exercens*«. Die polnische Gesellschaft, die vermeintlich dem Katholizismus und insbesondere dem Papst verbunden ist, nimmt jedoch diese Kritik nicht wahr, und nur in einzelnen Publikationen katholischer Intellektueller wird an die Rolle der »wahrhaftigen Kirche« erinnert.

Was am häufigsten in den jetzigen Protestaktionen angegriffen wird, ist der langsame Verlauf der Transformation. Seit dem Herbst 1989 hat die gesellschaftliche Stimmung viel Vertrauen gegenüber der regierenden Elite aufgebracht,

dazu die Bereitschaft zu Opfern und die Überzeugung, daß die Effekte der neuen Politik schnell eintreten und die Wirtschafts- und Gesellschaftsprobleme in absehbarer Zeit lösbar seien. Schon im Frühjahr 1990 war ein Schwund dieses Vertrauens zur Elite in Polen und der Beginn von Frustration zu verzeichnen. Das gesellschaftliche Bewußtsein blieb gespalten: Einerseits forderte es die Beschleunigung des Marsches zum Kapitalismus, andererseits protestierte es gegen die konkrete Art und Weise seiner Realisierung. Die Unzufriedenheit wurde besonders hervorgerufen durch Arbeitslosigkeit und Betriebsschließungen, wodurch die Lebensbedingungen verschlechtert wurden. Aber das führte nicht zur Infragestellung der grundlegenden Ziele der Transformation, sondern nur zu der Ansicht, daß diese Transformation zu langsam und nicht konsequent genug realisiert wurde. Das schuf ein Klima, das Populismus, Demagogie und die Suche nach Sündenböcken begünstigte.

Die Folgen der Realisierung des Balcerowicz-Plans riefen ebenso Enttäuschung hervor wie die schwindende Rolle der Selbstverwaltung der Arbeiter und Gewerkschaften. Diese letzte Frage ist von besonderer Bedeutung. Der ganze Transformationsprozeß wurde initiiert durch den Erfolg der Gewerkschaft »Solidarność«. Sie konnte sich im Herbst 1989 als diejenige Macht im Lande darstellen, die der PVAP das Machtmonopol entrissen hatte. Die weitere Entwicklung entsprach dann aber nicht ihren Erwartungen, denn »Solidarność mußte sich zurück in die Rolle einer Gewerkschaft begeben, und auf diesem Feld wurden ihre Möglichkeiten zudem sehr eingeschränkt. So ist verständlich, daß die Gewerkschaftsführer mit Machtambitionen unzufrieden wurden. Der Führer der Solidarność, Lech Walesa, hatte diese Stimmungen freigesetzt durch die Initiierung politischer Kampagnen unter der Losung von »Beschleunigung«. Ihr Ergebnis war, daß die früheren Parteifunktionäre beschuldigt wurden, den Marsch zum Kapitalismus zu hemmen und aus allen exponierten staatlichen Positionen hinausgedrängt wurden. So wurden die Position des Präsidenten, das Parlament und auch die Regierung umbesetzt. Jedoch gelang es Walesa nicht, die Stimmungen zu kontrollieren. Die Extremisten der »Dekommunisierung« beschuldigten ihn selbst und seine engsten Mitarbeiter sowie die wichtigsten Führer der früheren illegalen Opposition der Tätigkeit für den alten Geheimdienst. Gehör finden solche Anschuldigungen bei einem Teil der Bevölkerung, der gewillt ist, die Nichterfüllung der Träume von der wundersamen Umgestaltung Polens in ein Eldorado mit dem Komplott der Kommunisten und ihrer Helfer zu erklären. Hier muß man jedoch unterstreichen, daß trotz ausgeprägter Unsicherheiten die polnische Gesellschaft es bisher vermieden hat, Haß und Gewalt hervorzubringen. Faschismus und jeglicher Extremismus bleiben marginale Erscheinungen.

Das Paradox besteht darin, daß die Enttäuschung der Gesellschaft über die Veränderungseffekte sich noch immer in Forderungen nach Beschleunigung widerspiegelt. Allgemein wachsen jedoch in Polen Unwille und Enttäuschung. Der Enthusiasmus, der für die Wende von 1989 bis 1990 charakteristisch war, ist unwiederbringlich verloren. Das wird jedoch u.E. keinen großen Einfluß auf den Verlauf des Transformationsprozesses ausüben. Der Sozialismus brauchte Enthusiasmus. Ohne diesen konnte er nicht entstehen, und existieren konnte er

nur, solange es ihm gelang, dessen Reste zu erhalten. Daher die große Bedeutung der Ideologie. Die Euphorie der Jahre 1989-90 hätte ein letztes Anzeichen sozialistischer Fortschrittsbewegung in den ost-mitteuropäischen Gesellschaften sein können: eine »sozialistische Art, den Sozialismus aufzuheben«. Der Kapitalismus bringt keinen Enthusiasmus hervor. Die Marktwirtschaft erfordert völlig andere Bedingungen: ein Rechtssystem, eine Infrastruktur des Marktes wie Banken und Börsen, kompetente Manager. All das gab es 1989 nicht. Im Verlaufe der letzten drei Jahre wurden in Polen Grundlagen einer kapitalistischen Infrastruktur geschaffen, und das zeigt neben einem unbedeutenden Produktionswachstum, daß der Prozeß des kapitalistischen Aufbaus schon unumkehrbar geworden ist, daß er eine eigene Kraft entwickelt hat.

Leszek Balcerowicz (1993) konnte mit Befriedigung feststellen: »Im Jahre 1992 ist die Wachstumstendenz stärker als die Tendenz zum Niedergang, die mit der Umstrukturierung der Wirtschaft verbunden ist. Das bekräftigt die These, wonach die Strategie der radikalen Transformation größere Erfolgchancen hat und weniger risikobeladen ist als die scheinbar gefahrlosen allmählichen Variablen.« Problematisch ist jedoch der Platz, den Polen im Rahmen des Weltsystems einnimmt. Die Hoffnung auf den Eintritt ins Weltzentrum ist unreal. Das Wirtschaftspotential, die vorhandene Infrastruktur und die Kader erlauben dem Land höchstens, eine Position an der Semiperipherie einzunehmen, die Position eines Landes, das auf der Hälfte des Weges zwischen Metropole und »Dritter Welt« steht.

Aus dem Polnischen von Judith Dellheim

Anmerkungen

- 1 Soweit nicht anders vermerkt, stützen wir uns bei allen Angaben auf den statistischen Jahresbericht (Rocznik statystyczny 1992, GUS, Warszawa 1992). Vorläufige Daten für 1992 nach: Rzeczpospolita Nr.25, 30.1.1993.
- 2 »Voucher« sind Anrechtsscheine; vgl. dazu den Beitrag von Y. Krasin, der von der russischen Version als »Voucher-Form der Privatisierung« spricht. (Anm. d. Red.)

Literaturverzeichnis

- Balcerowicz, L., 1992: 800 dni, Szok kontrolowany. Warszawa
 ders. 1993: Najpierw demokracja, potem kapitalizm. In: Gazeta Wyborcza 25, 30.1.
 Geremek, B., 1990: Historyk w swiecie polityki. In: Gazeta Wyborcza 7, 9.1.
 Jakóbk, W., 1992: Dylematy transformacji sektora publicznego w Polsce. In: Organizacja i Kierowanie 1-2
 Kuczynski, W., 1993: Znoj i smak prowrotu. In: Gazeta Bankowa. 4, 24.1.
 Muzielinska, W., und T. Smuga, 1992: Efektywnosc prywatyzacji przedsiebiorstw – doswiadczenia i perspektywy. In: Gospodarka Narodowa, Nr. 12
 Pajstka, J., 1991: Polskie frustracje i wyzwania. Warszawa

volks uni 93



POLITIK,
KULTUR UND
WISSENSCHAFT
IN BEWEGUNG

PFINGSTEN, 28. BIS 31. MAI 1993
IN DER HUMBOLDT-UNIVERSITÄT BERLIN

...DASS ES „SO WEITER“ GEHT IST DIE KATASTROPHE –

SOS ZIVILGESELLSCHAFT

- ▶ Robert Miles (Rassismuskforscher, Glasgow): Im Rassismus vereint. Zur Konstituierung von Volk und Nation
- ▶ Birgit Rommelspacher (Sozialwissenschaftlerin, SHS Berlin): Zwischen Dominanz und Diskriminierung. Zum Umgang von Frauen mit Rassismus und Antisemitismus.
- ▶ Ewald Böhlke (Jurist), Doris Zimmer (Referendum Doppelte Staatsbürgerschaft) u.a.: Abstammungsprinzip, Territorialprinzip, doppelte Staatsbürgerschaft
- ▶ Wolf Dieter Narr (Politologe): Zwischen Staatsgewalt und Zivilgesellschaft. Kann der Gewalt gegen Ausländer mit Gewalt begegnet werden?
- ▶ Hegemonialer Antirassismus? Diskussionsforum antirassistischer Initiativen in Betrieben und Bewegungen
- ▶ Jens Dobler (Berlin): Aber wenn mir einer zu nahe kommt, dann... Antischwule Gewalt.
- ▶ Walter Jens (Akademie der Künste): Selbstverständlich Gramsci! Alles Andere wäre Opportunismus
- ▶ Frank Deppe (Politologe): Gegen die Trennung der sozialen von der demokratischen Frage. Diskussion um die Zivilgesellschaft
- ▶ Wolfgang Fritz Haug (Philosoph): Muß der Stalinismus von Marx her gedacht werden?
- ▶ Judith Demba (Grüne Ost), Andrea Fischer (AL), Hannelore May (FrauenAKtion), Christine Raabe (Bündnis 90), Ida Schillen (AL): Wieviel Lila bleibt in Grün? Feministische Politik der Grünen/Bündnis 90 nach dem Zusammenschluß
- ▶ Renate Schmidt (SPD), Horst Schmittthener (IGM), Christine Ostrowski (PDS), Klaus Grehn (Arbeitslosenverband Deutschland): Sozialpolitik in Deutschland
- ▶ Michael Jäger (Journalist), Sybille Stamm (IG-Medien), Michael Wendel (ÖTV Bayern): Daß es so "weiter" geht, ist die Katastrophe. Tarifpolitik als Verteilungspolitik
- ▶ Cynthia Cockburn (Sozialwissenschaftlerin, London): Männer treten an – gegen Frauenförderung in Institutionen
- ▶ Frigga Haug (HWP, Hamburg): Geschlechterverhältnisse als Produktionsverhältnisse. Suche nach dem Ort und Ausgangspunkt von Frauenunterdrückung

Yuri Krasin

Perspektiven nach dem Scheitern der »Schocktherapie« in Rußland

Die Erfahrungen mit der neoliberalen Politik

An der Krankheit besteht kein Zweifel: Rußlands Wirtschaft liegt danieder, seine gesellschaftlichen Handlungsmechanismen sind gestört, die Machtstrukturen geschwächt. Die politischen und theoretischen Debatten drehen sich um die Frage der Therapie. Wie so oft in der russischen Geschichte steht die Gesellschaft vor der Wahl zwischen verschiedenen Konzeptionen des Übergangs zu einem stabilen und lebensfähigen Gesellschaftssystem. Wird es der Weg einer evolutionären Transformation sein oder der eines weiteren revolutionären Bruchs mit den bestehenden gesellschaftlichen Verhältnissen?

In den sechs Jahren der Perestrojka verfolgte man mit Nachdruck den evolutionären Weg, ohne daß diese Versuche ein positives Resultat gezeitigt haben. Die verkündeten umfassenden Strukturreformen hatten zaghaft und unzusammenhängend ausgesehen, sobald sie ins Stadium der Realisierung eintraten; oft waren sie zu spät in Gang gesetzt worden und waren auf den sturen Konservatismus der Machtelite gestoßen. Dies hat die evolutionäre Politik diskreditiert und den Boden bereitet für die »Radikaldemokraten«, die auf den revolutionären »Durchbruch« zum Markt setzten. Das Scheitern des Staatsstreichs vom August 1991 brachte diese Kräfte an die Macht. Statt aber die neuen Möglichkeiten für eine ausgewogene Analyse des Perestrojkaprozesses zu nutzen und einen wirksamen Mechanismus für die evolutionäre Gesellschaftsreform zu entwickeln, nahmen die Radikaldemokraten Kurs auf ein neues revolutionäres Experiment. Das neoliberale Arsenal von Rezepten der »Schocktherapie« wurde zum wichtigsten Element einer Strategie des revolutionären Sprungs in den Markt. Die Regierung Gajdar begann im Januar 1992 mit der »Behandlung«. Das seither vergangene Jahr monetaristisch-liberaler Experimente liefert genügend Material für einige Schlußfolgerungen.

Gerechtigkeitshalber ist festzuhalten, daß die Aktivitäten der Regierung Gajdar einen positiven Gehalt hatten. Die Wirtschaftsreform wurde aus der Sackgasse geführt und Rußland aus der Lethargie geweckt, die sich unter dem Druck der schlimmer werdenden Krise ausbreitete. Trotz ihrer ungeheuren und größtenteils nicht zu rechtfertigenden Unkosten haben weite Kreise der demokratischen Öffentlichkeit deshalb mit der Schocktherapie sympathisiert. Zuvor hatten viele Jahre lang bürokratische Potentaten mit großspurigem Gehabe regiert. Nun waren junge Wissenschaftler und Praktiker mit leuchtenden Augen und dem Willen zu selbständigen, unkonventionellen Entscheidungen an den Hebeln der Macht. Niemand, der eine Veränderung wollte, konnte ihnen die Sympathie verweigern.

Es wäre ungerecht, die gesamten harten Folgen der Zerrüttung der russischen Wirtschaft der »Schocktherapie« anzulasten. Die Gründe liegen allgemeiner im

totalitären System und in dem riesigen Problem, das der Übergang von der Staatswirtschaft zu Marktmechanismen darstellt. Die Bilanz spricht gleichwohl gegen die neoliberale Konzeption. Gajdar und sein Team erlagen einer »Ironie der Geschichte«; sie straft jeden, der gesellschaftliche Veränderung durch Mittel betreibt, die den gesellschaftlichen Bedingungen nicht adäquat sind. Es stellte sich heraus, daß die Resultate mit den Zielen des Aktionsprogramms wenig zu tun hatten. Nach den klassischen Dogmen eines Liberalismus à la F.A. Hajek braucht eine freie Wirtschaft freie Preise. Die Liberalisierung der Preise erhielt deshalb allererste Bedeutung. Sie konnte aber nicht von sich aus einen Markt schaffen, der die Produktion und ihre an den wirklichen Bedürfnissen der Gesellschaft ausgerichtete Umstrukturierung stimuliert, gab es doch eine staatlich gelenkte monopolistische Wirtschaft und keine selbständigen Eigentümer, die als ökonomische Subjekte hätten agieren können. Was unter diesen Bedingungen auftauchte, war ein mit kriminellen Strukturen durchsetzter Spekulations-Markt. Die Großbetriebe, die selbst Teil des Systems staatlichen Protektionismus und Paternalismus waren und auf denen die Industrieproduktion des Landes basierte, waren ohne eine längere Übergangs- und Anpassungsperiode nicht in der Lage, sich in Marktbeziehungen einzugliedern. Indem der »Schock« die staatlichen Finanzierungskanäle zustopfte, führte er zum Stau wechselseitig unbeglichener Rechnungen und in der Folge zu Halden unverkaufter Produkte. Da die Hebel der Marktregulation fehlten, hatte das Ausschalten der staatlichen Regulierungsmechanismen in der Großindustrie den Zusammenbruch des volkswirtschaftlichen Gesamtgefüges und einen ungeheuren Produktionsrückgang zur Folge. Es drohte der völlige Zusammenbruch. Eine Katastrophe mit unvorstellbaren Folgen zeichnete sich ab, so daß die Regierung gezwungen war, den monetaristischen Empfehlungen zuwiderzuhandeln und die wechselseitig offenen Rechnungen auszugleichen. Dies begrub jedoch fürs erste die Hoffnung, das Haushaltsdefizit zu überwinden und die Staatsfinanzen in Ordnung zu bringen.

Durch das gestörte Finanzsystem und den Produktionsrückgang gingen die Preise im freien Fall nach oben. Statt sich, wie die Regierung erwartete, zu verdreifachen oder zu verfünffachen, stiegen sie auf das Zehn- oder Zwanzigfache oder noch höher. Eine ruckartige Verarmung der Bevölkerung war die Folge. Die Einkünfte gingen schlagartig zurück und die Ersparnisse wurden entwertet. Die Regierung konnte sich den Lohnforderungen der am besten organisierten Teile der Arbeiterschaft nicht widersetzen und stimulierte damit erneut den Anstieg der Preise. Am schwersten getroffen wurden die Beschäftigten im Gesundheits- und Bildungswesen, in Kultur und Wissenschaft, die Rentner, Pensionäre und Studenten. Die Regierung kann gar nicht anders als mit dem Strom zu schwimmen, Gehälter, Renten und Unterstützungen zu erhöhen, die durch die ungebremste Inflationsspirale aufgezehrt worden waren.

Genau zu dem Zeitpunkt, als die Bevölkerungsmehrheit einer sozialen Absicherung gegen die zerstörerischen Folgen des »Schocks« bedurfte, zerfiel auf Grund der drastisch reduzierten Haushaltsmittel das bisherige Sozialsystem, das ungeachtet seiner gleichmacherischen und paternalistischen Mängel doch eine wirkliche Errungenschaft der Sowjetmacht war. Die Menschen wurden in die Spontaneität eines rein spekulativen Marktgeschehens gestürzt, das den

Produktionsrückgang mit monopolistischen Preiserhöhungen aufwog. Und sie wurden auf sich selbst zurückgeworfen.

Inzwischen wurde der »wilde Markt« zum bevorzugten Wachstumsterrain nicht etwa der unternehmerischen Initiative, sondern eines räuberischen Gewinnstrebens-um-jeden-Preis. Den Umfragen zufolge orientieren sich 66 Prozent der russischen Manager an ihrem Privatinteresse, und nur 9 Prozent ziehen die gesellschaftlichen Folgen ihres Handelns in Betracht. Den unter solchen Bedingungen sich herausbildenden russischen Arbeitgebern sind Motive sozialer Gerechtigkeit fremd. Ihre Einstellungen sind rigider und konservativer als die der strengsten westlichen Neoliberalen. Reaganismus und Thatcherismus nehmen sich vor dem Hintergrund ihrer Vorstellungen und Haltungen geradezu sozial aus.

Die antisozialen Aspekte des »wilden Marktes« und die rasch fortschreitende Polarisierung der Bevölkerung geraten in akuten Widerspruch zu sozialpsychologischen Mustern des Massenbewußtseins, die sich historisch in der russischen Gesellschaft herausgebildet haben und in denen Vorstellungen von sozialer Gleichheit und Gerechtigkeit akkumuliert sind. Sozialer Sprengstoff häuft sich, der zu bewirken droht, daß die politische Kultur der Konfrontation, die in Rußland mehr als einmal zu nationalen Krisen und Revolutionen geführt hat, sich auf neuer Grundlage reproduziert.

Auch das Privatisierungsprogramm ist im Kontext der Schock-Strategie deformiert worden. Um so schnell wie möglich breite besitzende Schichten zu schaffen, beschloß die Regierung, an alle Bürger Anrechtscheine auf einen gewissen Teil des Staatseigentums auszugeben. Sie tat dies aber überstürzt, und das Programm geriet zur Karikatur. Wegen der hohen Inflation, der allgemeinen Verarmung und mangels klarer Veranlagungskriterien für die Werte und den Modus ihrer Privatisierung konnten die Anteilscheine nicht als Äquivalente eines Eigentumstitels fungieren. Sie wurden zum zusätzlichen Zahlungsmittel und haben nur die Geldmenge enorm aufgebläht. Das Aufkaufen der im Wert sinkenden Anteilscheine eröffnet außerdem die Perspektive ihrer Umfunktionierung in Mittel zur Konzentration von privatisiertem Staatseigentum in der Hand einer kleinen Gruppe monopolistischer Privatbesitzer.

Die »Schocktherapie« war ein schwerer Schlag für die Kultur. Alle bisherige Erfahrung der Welt zeigt, daß geistige Grundwerte, Wissenschaft, Kunst sich nicht in das Prokrustesbett des Marktes zwingen lassen. Der Übergang von der Staatswirtschaft zum Markt verlangt die Entwicklung eines staatlichen Maßnahmenpakets zum Schutz und zur Förderung kultureller Werte und zur Bereitstellung der dafür nötigen Mittel. Das Regierungsprogramm bewegte sich strikt auf der Linie neoliberaler Rationalität; es sah keine derartigen Maßnahmen vor. Die verzweifelten Versuche, auch die Kultur auf den Weg der Kommerzialisierung zu bringen, haben nur die massenkulturellen Surrogate aufkommen lassen, die der künstlerischen Kreativität die Basis entzogen. Die wissenschaftliche Grundlagenforschung verlor ihre Finanzierungsquellen, was einen intellektuellen Exodus zur Folge hatte. Es liegt auf der Hand, daß die Kommerzialisierung der Kultur Rußland zur Geistlosigkeit und zum Verlust seines einzigartigen kulturellen Erbes verurteilt.

Kurz, die »Schocktherapie« hat nicht stattgefunden in Rußland. Mit dem Regierungswechsel ist es nicht getan. Die Regierung Gajdar vermochte die neoliberale Wirtschaftsdoktrin nicht konsistent umzusetzen und mußte in der Praxis den Rückzug antreten. Die »Schocktherapie« erstickte an einer Welle von Widersprüchen, die sie selbst hervorgebracht hatte. Im Scheitern der Strategie des schnellen Durchbruchs zum Markt lag eine unerbittliche Konsequenz. Bereits vor Gajdars Rücktritt wurde die Wirtschaftsreform zurückgefahren, begann die partielle Wiederherstellung der zerstörten staatlichen Regulierungsmechanismen, wurden die sozialen Puffer aktiviert, um die Folgen des Schocks für die Bevölkerung abzumildern.

Die Frage stellt sich, warum all diese Umstände nicht zu Beginn der Reform berücksichtigt wurden, um den konservativen Kräften, die zu autoritären Verhältnissen zurückwollten, nicht solche Trümpfe an die Hand zu geben. Natürlich riecht die nachträgliche Kritik am Handeln der Regierung in einer derart komplizierten Lage immer etwas nach Dogmatismus. Aber mit der Episode der »Schocktherapie« verhält es sich offensichtlich anders. Sie ist selbst die schlichte Konsequenz einer dogmatischen Ideologisierung der Situationsanalyse und ein Forcieren einer kritiklosen Umsetzung des neoliberalen Modells des Übergangs zu Marktwirtschaft, die den russischen Bedingungen unangemessen ist. Das Mißgeschick der Schockpolitik rührt daher, daß sie nicht vom Leben, sondern von der Lehre ausgeht. Und diese Lehre hat ihre historischen Grenzen und läßt sich nicht überall anwenden. Keine Ökonomie der Welt entwickelt sich in Übereinstimmung mit dem neoliberalen Modell Hajeks – nämlich als spontaner Prozeß ohne irgendeine Einmischung des Staates. Der Komplex einer modernen Volkswirtschaft braucht ebenso wie das private Unternehmen staatliche Unterstützung und Regulierung. Eine der Staatsfunktionen in der Übergangsperiode besteht darin, für rechtliche und machtmäßige Rahmenbedingungen zur Etablierung einer Zivilgesellschaft und eines stabilen demokratischen Systems zu sorgen. Der populäre Mythos, daß Demokratie von selbst aus Marktbeziehungen entspringen wird, findet nirgendwo Bestätigung. Einzig das Monopol, das Diktat der Mächtigen, entspringt von selbst aus den Marktbeziehungen. Die Bändigung der Marktspontaneität, Neutralisierung seiner Grausamkeit und Erbarmungslosigkeit und Bildung eines zivilisierten Marktes erfolgt, wie die Erfahrung der westlichen Länder zeigt, im Verlauf eines politischen Prozesses, vermittelt durch den Kampf sozialer Kräfte um Freiheit und soziale Gerechtigkeit. Der zivilisierte Markt des Westens hat Jahrhunderte aktiven Wirkens der Arbeiterklasse und der demokratischen Bewegungen hinter sich. Die Befreiung des Marktes von jeglicher staatlichen Schranke wird nicht zur Demokratie, sondern weg von ihr führen, indem sie die Gesellschaftsmitglieder ins Medium der Privatinteressen wirft und ihnen jede zivile Orientierung nimmt.

Erfolge hatte der Neoliberalismus in den achtziger Jahren in den entwickelten kapitalistischen Ländern. Das neue Stadium der technologischen Revolution, das damals begann, machte größere Freiheitsräume für die Subjekte der Produktion (für Unternehmer wie für Arbeiter) nötig, und dieses Bedürfnis lief den rigiden Formen des Staatseingriffs zuwider, die sich im Rahmen des sozialstaatlichen Keynesianismus herausgebildet hatten. Die wirtschaftsliberale Konzeption

der Gewinnbeteiligung hat ein gewisses Recht. Aber die neoliberale Ära hat ihren Zenit überschritten. Die komplizierte ökonomische Verflechtung in den entwickelten Ländern und das erreichte Niveau der sozialen Sicherung ließen die Forderung nach staatlichem Eigentum und staatlicher Regulation erneut aufkommen, jedoch in flexibleren Formen als zuvor. Auf den liberalen Rausch folgt die nüchterne Suche nach der optimalen Kombination von freiem Unternehmertum und demokratischer sozialer Regulation.

Auf der Suche nach einem russischen Weg zu »sozialer Marktwirtschaft«

Die Erfahrung der entwickelten Länder (in denen es nirgendwo einen absolut freien Markt und absolut freies Unternehmertum, sondern entwickelte Formen staatlicher Kontrolle und Regulation gibt) ist für die im Übergang zur Marktwirtschaft befindlichen Länder von großem Nutzen. Diese Erfahrung warnt sie vor destruktiven Sprüngen und primitiven Produktions- und Austauschformen. In Rußland gibt es zusätzliche Gründe zu vorsichtiger Dosierung neoliberaler Rezepte der Wirtschaftspolitik, und diese Gründe liegen in den Besonderheiten der russischen Gesellschaft und ihrer Traditionen.

Die Anhänger der »Schocktherapie« verweisen für gewöhnlich auf die polnische Erfahrung, die ihrer Meinung nach ein Modell für Rußland abgeben kann. Lassen wir die Frage beiseite, wie erfolgreich der Neoliberalismus dort, wo die sozialökonomische Krise noch keineswegs überwunden ist, tatsächlich war, so hilft der Vergleich mit Polen, die spezifischen Züge Rußlands zu sehen: dort eine einzige Nation, hier eine jahrhundertealte heterogene multinationale Gemeinschaft; dort eine die Nation als solche konsolidierende Religion, hier ein Spektrum sich bekämpfender Konfessionen; dort überwiegend bäuerliche Familienbetriebe, hier in erster Linie Genossenschaften und Staatsgüter; dort ein relevanter Sektor von Privatunternehmen, hier die Dominanz eines gigantischen staatlich gelenkten Industriekomplexes; dort eine lebendige Tradition von Marktbeziehungen, hier das fast völlige Fehlen einer Infrastruktur von Markt und Zivilgesellschaft. Selbst wenn wir davon ausgehen würden, daß das neoliberale Übergangsmodell in Polen »funktioniert« hat, bedeutet dies nicht, daß es sich für Rußland eignet.

Die russische Gesellschaft hat über Jahrhunderte spezifische kulturelle Muster ausgebildet, die studiert, verstanden und berücksichtigt werden wollen. An der Grenze zweier Zivilisationen gelegen, bewegte sich Rußland auf westliche Werte zu, während es gleichzeitig Züge des östlichen zentralisierten Staates aufnahm und sich in einer leidvollen Geschichte die Werte gemeinschaftsbezogener und kollektivistischer Solidarität und Wahrheitssuche aneignete. Aus dieser Verbindung gingen Mentalitätsmuster hervor, die nicht westlichen Standards entsprechen. Eine Politik des Übergangs zur Marktwirtschaft kann an diesen gewachsenen Strukturen nicht vorbei. Das auftauchende Privateigentum muß in die Struktur einer »mixed economy« der Übergangsperiode integriert werden. Das spezifische Gewicht sozialer Motive und Regulationsprinzipien ist in einem derartigen Wirtschaftstypus nicht geringer als das der individuellen Initiative und privaten Unternehmertums. Es ist nicht der Weg der Zerstörung und Konfrontation.

Es ist ein Weg konstruktiver Kooperation im Zuge einer evolutionären demokratischen Umgestaltung der wirklichen Gesellschaft, die wir haben.

Der soziale Organismus in Rußland hat die Wundermittel der »Schocktherapie« wieder ausgeschieden. Das Ziel ist nun, die Wirtschaft zu stabilisieren und ihre Reform fortzuführen. Ein Rückzug wird ebensowenig zu einer Besserung führen wie ein rücksichtsloses Vorpreschen; beides wird nur zu Komplikationen führen und die Gesellschaft vermutlich spalten. Statt der »Schocktherapie« ist eine Politik gefragt, die mit einem Bündel therapeutischer Maßnahmen operiert, eine Therapie, deren Erfolg von der richtigen Auswahl der Prioritäten abhängt und vom schnellen Erzielen selbst kleiner Verbesserungen, auf die die Bevölkerung so sehr wartet. Einige der Prioritäten liegen auf der Hand. So ein Agrarprogramm, das sowohl die privaten wie die öffentlichen Unternehmensformen unterstützt: Entwicklung kleinerer und mittlerer Betriebe vor allem an der Schnittstelle zwischen Landwirtschaft und Fertigungsindustrie, um den Konsumentenmarkt zu beliefern; ein Maßnahmenpaket gegen die Inflation zur Vorbereitung einer Deflationspolitik, die den Rubel aufwerten und die marktorientierte Produktion stimulieren kann; die Korrektur des eingeschlagenen Privatisierungskurses mit der Verlagerung des Schwerpunkts auf die Privatisierung von Klein- und Mittelbetrieben und der Ausarbeitung eines langfristig angelegten Programms zur organischen Umwandlung der industriellen Großbetriebe in so etwas wie »gesellschaftliche Unternehmen« durch Ausgabe von Anteilen und die Entwicklung einer Selbstverwaltung; ein Vorgehen gegen Korruption und kriminelle Organisationen, das zu schnellen Resultaten führt und dem Staat wieder Geltung verschafft. Derartige Sofortmaßnahmen könnten die Lage stabilisieren und einen schrittweisen Reformprozeß in Gang bringen.

Besichtigung der Kräfte, Kräfteverhältnisse und Machtfragen

Die totalitäre Staatsmacht hatte ihre eigenen nationalen und historischen Wurzeln in Rußland. Und doch resultierte sie unmittelbar aus dem Versuch einer Umsetzung der marxistischen Vorstellung von einer Diktatur des Proletariats in ihrer linksradikalen Interpretation durch Lenin, die dieser erst in seinen letzten Jahren zu korrigieren versuchte. Die marxistische Vorstellung der »Diktatur des Proletariats« war innerhalb der westlich-demokratischen Strömung als Hebel der Veränderung der Produktionsverhältnisse und zwecks Kompensation der Mängel der bürgerlichen Demokratie ausgearbeitet worden und zielte auf eine höhere Demokratie. Diese von Lenin übernommene Idee traf nun auf die radikal-egalitären Traditionen der russischen Befreiungsbewegung; daher 1917 der Triumph und der Versuch, mittels politischer Macht ein gigantisches Experiment der Vereinigung von Freiheit und Gleichheit zu beginnen. Dies führte zur erweiterten Reproduktion eines Konfrontationstyps politischer Kultur und zum Einsatz der Gewalt für die Verwirklichung utopischer Pläne. Zuerst hielt man die revolutionäre Diktatur für kurzfristig. Die ökonomische Krise radikalisierte sie jedoch. Das demokratische Ziel wurde in eine unbestimmte Zukunft vertagt, während die Mittel des Zwangs und der Gewalt zu einem Ziel an sich wurden.

Das unpersönliche Staatseigentum an den Produktionsmitteln destrukturierte

die gesellschaftlichen Beziehungen und ersetzte sie durch eine vertikale administrative Struktur. ?? Jeder Interessenartikulation, ausgehend von innergesellschaftlichen Positionen, wurde damit der Boden entzogen, die Gesellschaft amorph. ?? Die totalitäre Gesellschaft konnte keine Staatsbürger brauchen, sie verlangte Untertanen, keine *citoyens*, sondern *Subjekte*. Die staatspaternalistische Gleichmacherei erstickte die Initiative. Ein Vorrang öffentlicher Interessen konnte sich nicht öffentlich herausbilden, wurde statt dessen propagandistisch und repressiv behauptet und dadurch ritualisiert. Die Entwicklung geriet so endgültig in ein korporatistisches Fahrwasser, statt die Fundamente einer wirklich staatsbürgerlichen oder zivilgesellschaftlichen Orientierung zu legen. Die hiermit angedeutete spezifische Eigenart des russischen Totalitarismus als eines kasernenmäßigen Quasisozialismus verlangt auch einen spezifischen Weg für den Übergang zur Demokratie. In anderen Ländern, wo unter sowjetischer Hegemonie Formen des Privateigentums bewahrt worden waren, blieben auch einige zivilgesellschaftliche Strukturen am Leben, an die beim Übergang angeknüpft werden konnte. In Rußland dagegen ist der Boden für Zivilgesellschaft und Demokratie heute weithin von den Trümmern des Totalitarismus bedeckt. Noch immer ist die Sozialstruktur bestimmt durch eine amorphe Verfassung in sozialer und klassenmäßiger Hinsicht. Es gibt keine stabile Grundlage für ein Parteiensystem. Parteien werden oft auf Basis künstlicher Elemente wie Führer oder Privatinteressen gebildet. Es sind dies hauptsächlich Quasiparteien, und es ist verfrüht, in Rußland von einem Mehrparteiensystem zu sprechen. Die Unreife von ziviler und politischer Gesellschaft führen zur massenhaften Ausbreitung von Politikenthaltung, was von einigen Soziologen fälschlich als Indiz für ein niedriges Niveau sozialer Spannungen interpretiert wird. Politische Passivität und Gleichgültigkeit bedeuten häufig Ablehnung der amtlichen Politik. Soziale Spannungen werden solange nicht in direkte Protestakte umgesetzt, als die Behörden die Existenz korporativer und regionaler »toter« Zonen dulden, wo ihre Entscheidungen nicht ausgeführt werden. Sollte es aber auch nur die geringste Beeinträchtigung dieser »privaten« Souveränität geben, kann die latente Form sozialer Spannung rasch in eine offene und aggressive Form umschlagen. Da nicht strukturelle ökonomische Interessen die politischen Zusammenhänge verstärken, beherrscht politischer Klientismus das Feld, Gruppensolidarität, die durch persönliche Loyalität gegenüber einem charismatischen Führer und durch Mitgliedschaft in seinem Team gewährleistet ist. Damit sind autoritäre Elemente ins Fundament politischer Loyalitäten eingebaut.

So gibt es keinerlei Automatik oder Prädeterminiertheit eines Weges in Richtung auf mehr Demokratie. Eine Vorhersage, was aus den Konfrontationen und Kapitalverhältnissen entspringt, ist unter diesen Umständen unmöglich. Die Instabilität wird anhalten, bis der schmerzhafte und vermutlich im Zick-Zack verlaufende Prozeß eine normale Zivilgesellschaft hervorbringt, bis ein stabiles politisches System mit klarer Gewaltenteilung und Verteilung von Machtfunktionen zwischen dem Zentrum und den Regionen auftaucht. Eine unmittelbare Kernfrage heute ist aber die der Aufrechterhaltung und Entwicklung von Staatlichkeit: Aufrechterhaltung, denn sie ist in Auflösung begriffen; Entwicklung, denn sie bedarf tiefgehender Reformen. Ein Hauptproblem der demokratischen

Reform der russischen Gesellschaft ist, wie sich der bürokratische Apparat des Totalitarismus abreißen läßt, ohne die Grundlagen der Staatlichkeit zu gefährden. Die Politik der Perestrojka wurde und wird kritisiert wegen Unentschiedenheit und Inkonsistenz hinsichtlich totalitarismushnaher Machthebel. Im Rückblick fällt es nicht schwer, Beispiele für Verzögerungen oder mangelnden Radikalismus politischer Veränderungen zu finden. Doch beweisen die seitherigen Erfahrungen auch, daß es ernsthafte Gründe für ein vorsichtiges Herangehen gab, um nicht zusammen mit dem bürokratischen System die russische Staatlichkeit insgesamt einzureißen.

Heute geht es um die Rekonstruktion des russischen Staates, zumal dieser eine entscheidende Rolle bei der Schlichtung der Nationalitätenprobleme spielen muß. Aber nicht auf der alten Einbahnstraße der Zentralisierung der Macht. Und schon gar nicht auf dem Weg einer Abschaffung der zeitraubenden Vermittlungsprozeduren, die der Parlamentarismus verlangt. Nicht Konzentration der Macht, sondern klare Gewaltenteilung und eine geduldige Arbeit an den Mechanismen und Verfahren einer demokratischen Entscheidungsbildung und an ihrer Implementierung sind gefragt. Gefahr droht heute auch von einem Elite-Avantgardismus neuen Typs. Wieder einmal heißt es, das russische Volk sei nicht reif für Demokratie. Ein parabolschewistisches Politikmuster grassiert bei Marktanhängern und »Demokraten«. Eine weitere Falle stellt der antistaatliche Anarcholiberalismus. Adam Przeworsky (*Democracy and the Market*, New York 1991, 39) hat recht, wenn er es für eine entscheidende Weichenstellung erklärt, ob die führenden politischen Gestalten demokratische Institutionen akzeptieren werden, in denen der Konsens sich bilden kann. Dazu gehört die Entwicklung und allgemein-konsensuelle Durchsetzung von »Spielregeln« inmitten der Zerreißproben durch Krisen und Konflikte. Noch zeichnet sich der Weg in die Zukunft nicht klar ab, und das Land schlingert. Politische Verhältnisse und Strukturen sind amorph und dunkel. Die Gewohnheiten und Traditionen von gestern bestehen weiter. Das Tote greift nach dem Lebendigen. Neue Institutionen und Lebensweisen werden von Leuten etabliert, die in der totalitären Gesellschaft großgezogen worden sind. Es gibt aber kein anderes Material als das von der Vergangenheit geerbte. Die Widersprüche der Reform, die Polarisierung der gesellschaftlichen Kräfte, das Erbe der Konfrontationskultur und das Übel ideologischer Intoleranz verdammen Rußland zur Perspektive »pulsierender Entwicklung«: als Wechsel von Auf und Ab, Aufschwüngen und Erschöpfung, Ausbrüchen von Energie und Zurückfallen in Apathie, Durchbrüchen zu Freiheit und Rückzügen zu autoritärer Ordnung, mutigen Schritte nach vorn und Rückschlägen. Der Wunsch nach demokratischem Wandel verbindet sich mit der Nostalgie nach der »Starken Hand« und einem egalitären Staatspaternalismus. Daraus folgt ein ständiges Balancieren der Politik: ihre Rückkoppelung mit Massenstimmungen; Spannung muß dosiert werden, damit sie die Reform vorantreibt, ohne zum großen Bruch des gesellschaftlichen Netzwerks zu führen. Dazu gehört eine Politik der Abfederung der negativen sozialen Folgen für die Bevölkerung. Ein konstruktiver Dialog zwischen Regierung und Opposition müßte darauf zielen, eine Vielfalt öffentlicher Interessen zu absorbieren. Und doch sieht es danach aus, daß Rußland, solange es keine reife Zivilgesellschaft

hat, nicht überleben kann, ohne zu autoritären Methoden Zuflucht zu nehmen. Die politische Wissenschaft pflegt Autoritarismus und Demokratie an den entgegengesetzten Polen einer Skala des Vergleichs politischer Ordnungen anzusiedeln. In einer russischen Übergangsgesellschaft ist eine solche polare Anordnung vielleicht nicht gerechtfertigt. Die Widersprüche der gegenwärtigen Übergangsperiode gründen in der Koexistenz demokratischer und autoritärer Tendenzen. Dieser Widerspruch beinhaltet eine große Gefahr für die Demokratie, weil die Macht, die autoritäre Methoden gebraucht, einer Logik der Selbsterhaltung als unbegrenzter Macht unterliegt.

Vor Rußland liegt ein langer und schwieriger Weg hin zu Marktwirtschaft und Demokratie. Neue »Schocks«, krisenhafte Situationen, Verspätungen und provisorische Rückzüge dürften sich kaum umgehen lassen. Dafür ist die totalitäre Erblast zu groß und die demokratische Erfahrung zu begrenzt. Niederlagen sind nicht zu vermeiden. Der Erfolg wird davon abhängen, ob die russische Gesellschaft die Krisen und Schocks zu neutralisieren und ihre Folgen durch nationalen Konsens und konstruktive Reformen zu überwinden vermag.

Übersetzt von Wolfgang Fritz Haug und Thomas Laugstien

In St. Petersburg hat sich eine Zeitschrift gegründet mit dem Ziel, die bedrohlich wachsende nationalistische/faschistische Bewegung und ihre verschiedenen Strömungen in Rußland zu untersuchen und ihr entgegenzutreten. Die nationalistische Bewegung in Rußland konnte bei der letzten Wahl zehn Prozent der Wähler für sich gewinnen, und diese Zahl kann in einer wirtschaftlich und politisch instabilen Situation wachsen.

Die Zeitschrift trägt den russischen Titel »bapbep« (=Barrikade), in der englischen Ausgabe »Challenge - Russia's Anti-fascist Magazine«, und wird viermal im Jahr erscheinen. Neben der Herausgabe der Zeitschrift hat die Redaktion ein Archiv von Schrift-, Ton-, Video- und Fernsehmaterial über die faschistische Bewegung in Rußland begründet. Nähere Informationen sind an der Forschungsstelle Osteuropa der Universität Bremen zu erhalten.

Die Zeitschrift kann für 20 DM jährlich abonniert werden bei: Russischer Austausch e.V., Joachim-Friedrich-Straße 54, 1000 Berlin 31, Tel. (030) 893 40 66, Fax 893 40 83, Bankverbindung: Bank für Sozialwirtschaft, Konto-Nr. 3312 8100, BLZ 10020500.

Challenge, Russia's Anti-Fascist Magazine, Editorial Board: N. Katerly, S. Klarfeld (Editor, english edition), Y. Lessman, I. Levinskaja (Editorin-chief) St. Petersburg 199226, Post Office 226, P.O. Box 534

Westfälisches Dampfboot



Ein ungewöhnlicher Name

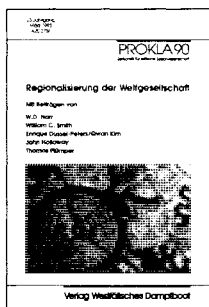
Ein engagierter Verlag

Ein kritisches Programm

Ein wichtiger Neuzugang:

PROKLA

Zeitschrift für kritische Sozialwissenschaft



PROKLA Heft 90
Regionalisierung der
Weltgesellschaft
(Erscheinen März '93)

Die PROKLA, Zeitschrift für kritische Sozialwissenschaft, ist eine der wichtigsten theoretischen Zeitschriften der parteiunabhängigen Linken, deren Beiträge noch nach Jahren lesenswert sind. Keine Tageskommentare, kein Organ einer Partei, kein journalistisches Feuilleton: eher eine Anregung zum gründlichen Nachdenken über den eigenen Tellerrand hinaus.

Bei Abschluß eines Abos können Sie aus einem Paket von 4 Büchern kostenlos eines auswählen.

Abo-Bestellformulare mit Geschenkauswahl und Gesamtverzeichnisse beim Verlag:
Verlag Westfälisches Dampfboot
Dorotheenstr. 26a, 4400 Münster
Tel. 0251/6086080

Joachim Hirsch

Internationale Regulation

Bedingungen von Dominanz, Abhängigkeit und Entwicklung im globalen Kapitalismus

Das Konzept der Regulationstheorie

Die Krise der siebziger und achtziger Jahre hat auch die Erklärungskraft der herrschenden Theorien über den globalen Kapitalismus und seine Entwicklung in Frage gestellt. Angesichts der sich durchsetzenden Neustrukturierung der internationalen Dominanz- und Abhängigkeitsverhältnisse und vor allem sehr ungleicher Entwicklungen innerhalb des »Zentrums« und der »Peripherie«, nicht zuletzt des Niedergangs der US-Hegemonie und des Aufstiegs einiger »newly industrializing countries«, wuchsen die Zweifel an der Tragfähigkeit nicht nur der etablierten Modernisierungskonzepte, sondern auch der Dependenztheorie in ihren verschiedenen Varianten. Die diesen Ansätzen im Prinzip zugrundeliegende Annahme eines zeitlich und räumlich homogenen, von allgemeinen ökonomischen Gesetzmäßigkeiten bestimmten kapitalistischen Weltsystems ist offensichtlich so nicht haltbar. Tatsächlich nimmt der globale Kapitalismus im Laufe der historischen Entwicklung sehr unterschiedliche Gestalten an, Art und Verteilung der internationalen Dominanz- und Abhängigkeitsverhältnisse verändern sich und die Beziehungen zwischen Weltmarkt und nationalen Formationen sind erheblich komplexer, als in der Regel unterstellt wurde. Es ist offensichtlich, daß die Annahme zeitlich und räumlich universell gültiger ökonomischer Gesetzmäßigkeiten zur Erklärung der realen Entwicklung des Kapitalismus nicht ausreicht und daß die damit verbundenen ökonomistischen und funktionalistischen Erklärungsvarianten unhaltbar sind (Lipietz 1987, Mármora und Messner 1989 und 1991, Hettne 1990, Hurtienne 1992, Menzel 1992, Boeckh 1992). Seither ist der Streit der theoretischen Schulen erheblich abgeebbt. Ob es freilich angemessen ist, nach dem Scheitern einiger »großer« Theorien« auf die Formulierung allgemeinerer theoretischer Erklärungsansätze überhaupt zu verzichten (so z.B. Menzel 1992), darf indessen bezweifelt werden.

Die Entwicklung der »Theorie der Regulation« (Aglietta 1976, Boyer 1986a, Lipietz 1985 und 1987, Hübner 1989, Jessop 1990a, Hirsch 1990) ist als Reaktion auf diese Krise und die in ihrem Gefolge durchgesetzten weltweiten Restrukturierungsprozesse zu verstehen. Sie konzentriert sich auf die räumliche und zeitliche *Diskontinuität* der kapitalistischen Entwicklung, die es notwendig macht, sich mit den Bedingungen der Herausbildung von Gesellschaftsformationen zu beschäftigen, die in ihren ökonomischen, sozialen und politischen Strukturen höchst unterschiedlich sind. Eine Grundannahme der Regulationstheorie ist, daß die konkrete Entwicklung des Kapitalismus keiner vorausbestimmten Logik gehorcht, sondern ganz wesentlich durch politisch-soziale Auseinandersetzungen und Kräfteverhältnisse bestimmt wird, die sich in historisch spezifischen institutionellen und normativen Konfigurationen verdichten und in einem

komplexen Wechselverhältnis zu dem jeweiligen Typus von Kapitalverwertung und -akkumulation stehen. Diese raum-zeitlich bestimmten kapitalistischen Formationen werden mit den Begriffen »Akkumulationsregime« und »Regulationsweise« beschrieben. Diese kennzeichnen die je besonderen Formen der Kapitalverwertung, der Klassenverhältnisse, der politisch-sozialen Institutionen und Prozesse, die den jeweiligen Gesellschaftsformationen ihren spezifischen Charakter verleihen und zugleich eigene Entwicklungs- und Krisendynamiken beinhalten.

Das Gesamtkonzept des Regulationsansatzes kann hier nicht dargestellt werden, und ebensowenig ist es möglich, auf die Problematiken und Defizite seiner verschiedenen Varianten einzugehen (vgl. v.a. Hirsch 1985, Häusler/Hirsch 1987, Hübner 1989, Jessop 1990a und b, Hirsch 1990, 1992a, Robles 1992). Ich beschränke mich daher auf die Skizze einiger wichtiger Begriffe und Grundannahmen. Lipietz bezeichnet als *Akkumulationsregime* den »Modus der systematischen Verteilung und Reallokation des gesellschaftlichen Produkts, der über eine längere Periode hinweg ein bestimmtes Entsprechungsverhältnis zwischen den Veränderungen der Produktionsbedingungen (dem Volumen des eingesetzten Kapitals, der Distribution zwischen den Branchen und dem Produktionsniveau) und den Veränderungen in den Bedingungen des Endverbrauchs (Konsumnormen der Lohnabhängigen und anderer sozialer Klassen, Kollektivausgaben usw.) herstellt« (Lipietz 1985, 120). Mit *Regulationsweise* hingegen wird »die Gesamtheit institutioneller Formen, Netze, expliziter oder impliziter Normen« bezeichnet, »die die Vereinbarkeit von Verhaltensweisen im Rahmen eines Akkumulationsregimes sichern, und zwar sowohl entsprechend dem Zustand der gesellschaftlichen Verhältnisse als auch über deren konfliktorische Eigenschaften hinaus« (ebd., 121). Der *Staat* – dem in den vorliegenden regulationstheoretischen Ansätzen indessen ein eigentümlich geringes Interesse entgegengebracht wird – kann insofern als Zentrum regulativer Institutionengefüge und Prozesse betrachtet werden, als sich in ihm die sozialen Kräfteverhältnisse und Klassenbeziehungen institutionell verdichten und soziale Kompromisse kodifiziert und gewaltsam stabilisiert werden. Der Staat ist indessen nicht als autonomer Akteur zu verstehen, sondern als ein Feld, auf dem sich Klassenbeziehungen institutionell materialisieren (so v.a. Poulantzas 1978). Die konkrete Gestalt und Funktionsweise der staatlichen Apparatur ist Bestandteil des jeweiligen Akkumulations- und Regulationsmodus und verändert sich mit diesem.

Im Kern richtet sich die Fragestellung der Regulationstheorie darauf, wie eine auf Privatproduktion und Warentausch beruhende kapitalistische Klassengesellschaft überhaupt bestandsfähig sein kann, d.h. wie ihre Reproduktion trotz struktureller Antagonismen und Konflikte möglich ist. Dies kann nicht ausschließlich mit dem Wirken stummer ökonomischer Mechanismen erklärt werden. Auch das Wertgesetz, das im Zentrum der Marxschen Analyse steht, liefert dafür keine hinreichende Begründung. Vielmehr benötigt jede kapitalistische Gesellschaft ein institutionell-normatives Netzwerk, das die divergierenden Strategien und Handlungen konkurrierender und miteinander kämpfender Individuen, Gruppen und Klassen in einer mit den Bedingungen der Kapitalakkumulation vereinbaren Weise aufeinander zu beziehen vermag. Wie die für den

Kapitalismus strukturbestimmenden sozialen Formen und Gesetzmäßigkeiten – Wertform, Akkumulationsimperativ, Markt- und Preismechanismus – sich konkret auswirken, hängt von den sozio-kulturellen Rahmenbedingungen und der Art und Weise der (institutionalisierten) Klassenbeziehungen ab, in die sie »eingebettet« sind. Die Entwicklung einer konkreten Regulationsweise ist definitiv nicht aus den strukturellen Bedingungen des Kapitalverwertungsprozesses »ableitbar«, sondern wird wesentlich von sozialen Bewegungen, Kämpfen und Konflikten und den dabei durchgesetzten sozialen Formen, Kompromißstrukturen und Wertvorstellungen bestimmt. Die Stabilität einer historischen Formation des Kapitalismus setzt zwar die Herausbildung eines sich entsprechenden und sich wechselseitig stabilisierenden Akkumulations- und Regulationsmodus voraus, aber beide stehen nicht in einem funktionalen Bedingungs-, sondern in einem *Artikulationsverhältnis*. D.h. ihre Entstehung ist das Resultat zwar miteinander verbundener, aber nicht aufeinander reduzierbarer Prozesse, in denen sich ökonomische Strukturbedingungen und Dynamiken mit den Strategien und Handlungsorientierungen sozialer Akteure verbinden. Es gibt demzufolge weder eine allgemeine »Logik« der kapitalistischen Entwicklung noch ist die Totalität der kapitalistischen Gesellschaft als Entfaltung einer einfachen »Kernstruktur« zu begreifen. Die Herausbildung relativ stabiler kapitalistischer Formationen ist vielmehr eher eine Art historischer »Fundsache« (Lipietz). Dies bedeutet allerdings nicht, daß Geschichte zufallsbestimmt wäre. Solange das kapitalistische Vergesellschaftungsverhältnis besteht, bleiben strukturelle Gesetzmäßigkeiten wirksam und unterliegen soziale Handlungsmuster den für diese charakteristischen Formbestimmungen: Geld- und Warenförmigkeit sozialer Beziehungen, Lohnverhältnis, besitzindividualistische Konkurrenz, Trennung von »Politik« und »Ökonomie«, von »Staat« und »Gesellschaft«.

Die Regulationstheorie fragt also nach den Bedingungen der relativen Stabilität eines Vergesellschaftungszusammenhangs, der sich aus strukturellen Gründen in einem permanenten Umwälzungsprozeß befindet und daher prinzipiell krisenhaft und unsicher ist. Akkumulationsregimes und Regulationsweisen enthalten jeweils spezifische, nicht notwendig korrespondierende und nicht in funktionaler Beziehung stehende Dynamiken, was bedeutet, daß kapitalistische Gesellschaften nur bedingt und nur auf begrenzte Zeit stabil sein können. »Säkulare« Krisen historischer kapitalistischer Formationen sind grundsätzlich als Brüche im Verhältnis von Akkumulations- und Regulationsweise zu begreifen, die dazu führen, daß die Kapitalverwertung unter den gegebenen ökonomischen, technischen und politisch-sozialen Verhältnissen nicht mehr möglich ist. Die Lösung solcher großen Krisen besteht in der grundlegenden, durch politisch-soziale Kämpfe vorangetriebenen Reorganisation von Akkumulations- und Regulationsweise. Dies bedeutet, daß weder vom ewigen Fortbestand des Kapitalismus noch von seinem sicheren Zusammenbruch ausgegangen werden darf. Auf Grund der jeweils gegebenen Akkumulations- und Regulationsbedingungen hat jede historische kapitalistische Formation ihre besondere Form der Krise.

Das Konzept der Regulation steht in Verbindung mit einem sehr stark von Gramsci, Althusser und den Historikern der »Annales«-Schule beeinflussten Verständnis der Marxschen Theorie: Es gibt weder eine sich linear durchsetzende

»Logik« des Kapitals noch ein »reines« Wirken des Wertgesetzes. Diese sind vielmehr immer schon politisch, durch das – institutionell eingebundene – Handeln konfligierender Akteure modifiziert und geformt. Gleichzeitig unterliegt dieses Handeln strukturellen Zwängen und bleibt regelmäßig in die herrschenden sozialen Formen – gekennzeichnet etwa durch die von Klassenlage und Marktkonkurrenz widersprüchlich geprägte Interessenorganisation oder durch die in den Institutionen des politischen Systems sich ausdrückende Trennung von »Staat« und »Gesellschaft« – eingebunden. Deshalb ist es fehlleitend, den historischen Entwicklungsprozeß des Kapitalismus nur mit Hilfe allgemeiner und abstrakter ökonomischer Kategorien wie Wert, Geld oder Klassenkampf beschreiben zu wollen. Die in der kapitalistischen Vergesellschaftungsform begründeten Gesetzmäßigkeiten kommen immer nur in historisch bestimmter, durch soziale Kräfteverhältnisse, institutionelle Konfigurationen, kulturelle Bedingungen und die politisch-strategischen Orientierungen handelnder Akteure geprägter Form zum Ausdruck. Diese an sich nicht neue Erkenntnis wird an Hand eines gegenüber herkömmlichen Basis-Überbau- oder Instanzen-Schemata sehr viel entwickelteren und differenzierteren Gesellschaftsmodells konkretisiert. Die Regulationstheorie betont vor allem die Bedeutung der Politik und der handelnden Akteure. Ökonomische Strukturen sind zwar entscheidender Bedingungsfaktor, aber zugleich auch veränderbares Objekt eines sozialen Handelns, das mit Hilfe »struktureller« Kategorien nicht ausreichend erklärt werden kann.

Nationale und internationale Regulation

Eine ausgeführte regulationistische Theorie des internationalen kapitalistischen Systems und seiner Entwicklung liegt bislang nicht vor. Es ist aber möglich, die im Regulationsansatz enthaltenen und in einigen Länderstudien ausgeführten Elemente eines solchen Konzepts zu skizzieren.

In regulationstheoretischer Sicht ist das globale kapitalistische System als komplexe Verbindung nationaler Reproduktionszusammenhänge mit je eigenen Akkumulationsmodi und Regulationsweisen zu begreifen. Die nationalen Formationen bilden einen wesentlichen Ausgangspunkt der Analyse, weil sich in ihrem institutionellen Gefüge die sozialen Beziehungen zwischen Individuen und Klassen in der Weise verdichten, daß gesellschaftliche Kompromißgleichgewichte und politische Entscheidungsstrukturen möglich werden, ohne die eine Reproduktion des Kapitals und der Klassenverhältnisse dauerhaft nicht gewährleistet wäre. Dies heißt nicht, daß der globale Kapitalismus als bloße Summe nationaler Formationen zu verstehen ist. Entscheidend ist vielmehr die Art und Weise ihrer Verbindung, die selbst wiederum und tendenziell immer stärker durch die Dynamik des globalen Akkumulationszusammenhangs bestimmt wird. Mit der Betonung der analytischen Priorität der nationalen Formationen und des Politischen steht die Regulationstheorie in deutlichem Gegensatz zur Weltsystemtheorie und daran orientierten Konzepten (vgl. Wallerstein 1979 und 1985): eine entscheidende Veränderungsdynamik der internationalen Beziehungen und Weltmarktrelationen geht von den politisch bestimmten Entwicklungs- und Krisenprozessen *nationaler* Formationen aus (Mistral 1986, 170ff.).

Gleichzeitig hängt jedoch die Stabilität dieser nationalen Formationen davon ab, daß es gelingt, den jeweiligen Akkumulations- und Regulationszusammenhang so mit der Struktur des Weltmarkts und der internationalen Arbeitsteilung zu verbinden, daß Kapitalakkumulation und ökonomisches Wachstum gewährleistet werden. Auf der internationalen Ebene ist daher von einem *doppelten* Verknüpfungsverhältnis auszugehen: die ein nationales »Wachstumsmodell« abstützende Kompatibilität von Akkumulations- und Regulationsweise setzt deren Einbindung in eine »internationale Arbeitsteilung« voraus, die selbst wieder von der Entwicklung nationaler Reproduktionszusammenhänge bestimmt wird. Der globale Kapitalismus ist somit als Verbindung von Prozessen auf unterschiedlichen Ebenen und mit unterschiedlichen Akteuren (Nationalstaaten, Unternehmungen, nichtstaatlichen Organisationen und internationalen Institutionen usw.) zu verstehen (Lipietz 1987, 25). Das kapitalistische Weltsystem beinhaltet durchaus strategische Spielräume für nationale Entwicklungen (Mistral 1986, 172ff.). »Es existiert ein Feld möglicher Positionen, mit anderen Worten: eine Reihe wechselseitig kompatibler nationaler Regime, aber diese Positionen sind nicht vorherbestimmt. Die herrschenden Klassen der einzelnen Länder können sich auf verschiedene 'Modelle' beziehen ... Soziale Allianzen in den dominierten Ländern entwickeln Strategien, die – abhängig vom Stand des internationalen Klassenkampfes – sowohl zu Abhängigkeit als auch zu Autonomie führen können.« (Lipietz 1987, 24; eigene Übers.) Im Gegensatz zur klassischen Imperialismus-, Weltsystem- oder Dependencia-Theorie konzipiert die Regulationstheorie das globale kapitalistische System also nicht nach einem raum-zeitlich linearen Hierarchie- bzw. Zentrum/Peripherie-Modell, sondern als variables soziales *Netzwerk*. Internationale Kapitalbewegungen werden durch die nationalen Formationen, d.h. ihre spezifischen Akkumulationsregimes und Regulationsweisen und die darin sich ausdrückenden sozialen Kräfteverhältnisse und Politiken, gestützt und zugleich modifiziert. Dies ermöglicht es, sowohl den Niedergang dominanter Metropolen als auch die »nachholende« Entwicklung peripherer Länder wie etwa der »newly industrializing countries« zu erklären.

Die Entwicklung des globalen Kapitalismus ist höchst ungleichmäßig, und selbstverständlich wird dieser von erheblichen Ungleichheits-, Dominanz- und Abhängigkeitsverhältnissen geprägt (Beaud 1987). Diese entstehen nicht zufällig, sondern die Differenz der nationalen Formationen ist eine grundlegende Voraussetzung der globalen Akkumulation. Und sie werden durch diese – beeinflusst durch nationale und internationale politische Prozesse – immer wieder neu produziert. Abhängigkeit, »Unterentwicklung« und Peripherisierung sind somit ein Strukturmerkmal des globalen Kapitalismus, ohne zugleich in ihrer konkreten Ausprägung ein für alle Mal festgeschrieben zu sein (ebd., 17ff.). In der historischen Entwicklung werden die Länder beherrschend, die einen kohärenten Akkumulations- und Regulationsmodus entwickeln und derart international verzahnen können, daß ein starkes und stetiges Wachstum ihrer Ökonomie möglich wird. Ökonomische Dominanz ist dadurch gekennzeichnet, daß es gelingt, Waren-, Geld- und Kapitalströme auf die nationale Ökonomie zu konzentrieren und technologische Vorsprünge sowie die Verfügung über die Schlüsselproduktionen der jeweiligen Epoche zu behaupten (ebd., 71ff.). Dadurch werden diese

Länder in die Lage versetzt, Produktions-, Technologie-, Arbeitsteilungs- und Konsumnormen weltweit zu bestimmen und damit die ökonomischen Potentiale anderer Länder zur Bedingung ihrer eigenen Expansion zu machen (vgl. Aglietta Analyse der US-Hegemonie im Fordismus: Aglietta 1976). Maßgebend für internationale Dominanz sind also nicht allein militärische Stärke, Größe oder Ressourcenreichtum. Eine gewisse Größe des Binnenmarkts ist zwar eine ebenso wichtige Voraussetzung für eine international beherrschende Stellung wie ein ausreichendes militärisches Potential, entscheidend sind jedoch die inneren politischen Verhältnisse und Kräftekonstellationen, die die Voraussetzung eines expansiven Akkumulations- und Regulationsmodells bilden. Dem politischen System und der Staatsorganisation, d.h. der Art und Weise der Institutionalisierung der Klassenverhältnisse, der ökonomisch-sozialen Regulierung und Kompromißbildung kommt dabei eine wesentliche Bedeutung zu. Die internationale Dominanz eines nationalen »Wachstumsmodells« erzeugt nicht nur ökonomische, sondern auch politische und kulturelle Abhängigkeiten und setzt die übrigen Länder einem Konkurrenz- und Anpassungsdruck aus. Dies erklärt, weshalb dominante Länder in der Regel versuchen, die Interessen ihres Kapitals durch globale Freihandelspolitiken, d.h. dadurch zu sichern, daß sie andere von protektionistischen Schutzmaßnahmen gegebenenfalls auch durch Zwang abhalten (Wallerstein 1985, 17).

Auf der anderen Seite läßt sich Abhängigkeit grundsätzlich als eine Form der Verbindung von Akkumulations- und Regulationsmodus und ihrer Verzahnung mit dem Weltmarkt beschreiben, die die Herausbildung eines sozial abgestützten und dynamischen »nationalen Wachstumsmodells« nicht zuläßt. Die ökonomisch-sozialen Prozesse in diesen Ländern werden in wesentlichem Umfang durch die vom Akkumulationsprozeß des dominanten Kapitals gesetzten Bedingungen bestimmt. Die dominanten Ökonomien organisieren ihr Wachstum in einem globalen Zusammenhang von Produktion und Zirkulation, dem die abhängigen untergeordnet eingegliedert werden (Beaud 1987, 47). Dies bedeutet aber zugleich, daß die internationalen Abhängigkeiten und Konkurrenzverhältnisse sehr wesentlich durch die internen politischen Strukturen und sozialen Kräfteverhältnisse der jeweiligen Länder bestimmt werden. Die Formen, die sie historisch annehmen, sind abhängig vom global dominierenden Akkumulations- und Regulationsmodus und verändern sich mit diesem. Ein Beispiel dafür ist der Übergang vom klassischen Kolonialismus zum »Neokolonialismus« im Zuge der US-dominierten Durchsetzung des Fordismus nach dem Zweiten Weltkrieg.

Daß die politische Struktur des globalen Kapitalismus durch die Existenz konkurrierender *Nationalstaaten* bestimmt wird, ist zunächst einmal ein empirisches Faktum. Es gibt allerdings Gründe für die Annahme, daß dieser Zustand – unabhängig von der konkreten Gestalt des Staatensystems – eine seiner grundlegenden Bestands- und Reproduktionsbedingungen darstellt und daher nicht aufhebbar ist. Dies hängt zunächst damit zusammen, daß die Regulation der Klassenverhältnisse politisch und ideologisch überhaupt erst durch die Abgrenzung nach außen und die damit verbundene Schaffung klassenübergreifender Interessenwahrnehmungen möglich wird (Beaud 1987, 46). Nationalstaatliche Besonderung gestattet und begründet quer zu den Klassenspaltungen liegende

Koalitionen, beispielsweise zwischen Unternehmern, Bauern und Lohnarbeitern (oder Teilen davon), die Grundlage jedes relativ bestandsfähigen regulativen »Kompromißgleichgewichts« sind. Nationalstaaten sind somit nicht nur »Instrumente« in der Hand von Teilen der globalen Bourgeoisie zur Sicherung von Konkurrenzvorteilen (so Wallerstein 1985, 17), sondern auch Ausdruck von damit verbundenen, klassenübergreifenden Koalitionen. Generell gilt, daß die nationalstaatliche politische Organisation auf globalen Klassenverbindungen und -spaltungen beruht und diese zugleich befestigt. Jede Form der kapitalistischen Regulation beruht auf spezifischen Klassenspaltungen und diese werden durch nationale Grenzziehungen in besonderer Weise begründet und untermauert.

Allgemeiner gesprochen, läßt sich vermuten, daß die »Besonderung« oder »relative Autonomie« des Staates gegenüber *allen* Klassen, die eine entscheidende Bestands- und Reproduktionsvoraussetzung kapitalistischer Systeme darstellt, von der Existenz eines nationalstaatlich organisierten Konkurrenzverhältnisses voneinander getrennter Reproduktionsräume abhängt. Dieses vor allem produziert die kapitalistischen »Systemzwänge«, die gegebenenfalls mittels des Staates gegenüber den Klassen geltend gemacht werden können und müssen (vgl. Hirsch 1992a). Die »Besonderung« des Staates ist zwar eine entscheidende Reproduktionsvoraussetzung des kapitalistischen Vergesellschaftungszusammenhangs, beruht aber nicht zuletzt darauf, daß jeder Staat sich auf andere, mit ihm konkurrierende beziehen muß. Daraus ergibt sich die systematische Begründung für die Unmöglichkeit eines kapitalistischen »Weltstaats«.

Die nationalstaatliche politische Form ist somit Ausdruck und Mittel von Konkurrenz und Klassenkampf und insofern ein Strukturmerkmal des Kapitalismus, unmittelbar mit dem globalen Akkumulationsprozeß verknüpft und dessen Bestandteil (Dabat 1991, 12ff.). Sie gestattet die Schaffung unterschiedlich zugänglicher Märkte (z.B. für Waren, Kapital und Arbeitskraft) und ermöglicht es dadurch dem prinzipiell unbeschränkt mobilen Kapital, innerhalb nationalstaatlich umgrenzter Akkumulations- und Regulationsmodi zu operieren und diese gleichzeitig gegeneinander auszuspielen, simpel gesprochen: von der »Konkurrenz der Standorte« zu profitieren. Diese selbst wiederum begünstigt und beeinflußt die sozialen Bündnis-, Kompromiß- und Spaltungsstrukturen, die einen nationalen Regulationsmodus charakterisieren. Es spricht daher einiges für die These, daß der globale Akkumulationsprozeß an die Existenz unterschiedlicher und gleichzeitig aufeinander bezogener »nationaler« Akkumulations- und Regulationsmodi gebunden ist. Der Akkumulationsprozeß im Weltmaßstab ist dem Nationalstaat weder vor- noch nachgeordnet, sondern »globale« und »nationale« Akkumulation bilden in diesem Sinne eine komplexe und widersprüchliche Einheit.

Die Alternativen zur nationalstaatlichen politischen Form wären der Zusammenbruch von Regulation und Akkumulation überhaupt oder die Bildung eines »Weltstaats«, dem allerdings entscheidende Voraussetzungen für die Ausbalancierung von Antagonismen und Konflikten sowohl innerhalb als auch zwischen den Klassen – eben seine reproduktionsnotwendige »relative Autonomie« – fehlen würden. Letztere ist daher viel weniger wahrscheinlich als die erstere.

Die Bildung von Nationalstaaten knüpft an ethnische, kulturelle und historische Differenzen und Besonderheiten an, ohne freilich durch diese begründet zu sein. Daß das Aufkommen des Nationalstaats eng mit der Entstehung des Kapitalismus zusammenhängt, ist kein Zufall, auch wenn dabei nicht von einem simplen Kausalzusammenhang, sondern von höchst komplexen Wechselwirkungen ausgegangen werden muß. In der Geschichte des Kapitalismus sind einzelne Nationalstaaten untergegangen, sind andere neu entstanden, gab es vielfältige Spaltungs- und Zusammenschlußprozesse. Nicht ein einmal existierendes System von Nationalstaaten mit seinen kulturellen und ethnischen Bezügen, sondern das Strukturprinzip nationalstaatlicher politischer Verfaßtheit ist eine Voraussetzung der globalen Kapitalakkumulation. Zugleich beinhaltet die nationalstaatliche politische Form die Notwendigkeit übergreifender Kooperations-, Koordinations- und Konfliktregelungsformen, die eigene institutionelle Gestalt annehmen können. Kein Nationalstaat ist daher selbst im institutionellen Sinne völlig unabhängig und souverän, sondern in ein komplexes Geflecht mehr oder weniger verfestigter inter- und supranationaler Beziehungen eingebettet.

Die gegenwärtige Struktur des kapitalistischen Weltsystems wird entscheidend von der rapide voranschreitenden Globalisierung des Kapitalverhältnisses bestimmt, ausgedrückt in der Liberalisierung der Waren-, Geld- und Kapitalmärkte, der weltweit wachsenden Mobilität der Arbeitskräfte, der Verdichtung und Beschleunigung der Kommunikationsnetze, der Internationalisierung der Produktion und der Ausbreitung multinationaler Unternehmungen. Das dominante Kapital verliert dadurch immer mehr seine eindeutig »nationale« Zuordnung. Das bedeutet indessen nicht, daß es seine nationalstaatlichen Bezüge überhaupt verliert. Vielmehr erhält das Kapitalverhältnis in noch ausgeprägterer Form eine *zugleich* nationalstaatliche und globale Dimension. Die Globalisierung von Produktion und Zirkulation schafft eine neue Form der »internationalen Arbeitsteilung«, die die alte, auf Kapitalexport und warenförmigen Austauschbeziehungen beruhende überlagert. Die Tatsache, daß ein relevanter Teil des statistisch gemessenen Welthandels aus konzerninternen Lieferungen transnationaler Unternehmungen besteht, bezeichnet den veränderten Stellenwert der »National«-Ökonomien. Das Kapital eines dominanten Staates operiert sowohl innerhalb und außerhalb seiner Grenzen, während die ökonomischen Prozesse abhängiger Länder immer stärker dessen Bewegung unterworfen werden. Dies macht Begriffe wie »nationale Autonomie« oder »autozentrierte Entwicklung« grundsätzlich, d.h. für alle Staaten fragwürdig. Die Position nationaler Ökonomien läßt sich immer weniger nach dem Muster polarisierter Dominanz-/Abhängigkeitsverhältnisse begreifen, sondern ergibt sich aus einem komplexen, durch »Nationalisierung« und »Globalisierung« zugleich bestimmten Prozeß, der eine prinzipiell instabile Hierarchie untereinander verbundener nationaler und regionaler Räume hervorbringt (Beaud 1987, 17ff., 73ff.).

Dies steht allerdings nicht im absoluten Gegensatz zur nationalstaatlichen Form. Vielmehr beruht sie auf dieser und beeinflußt zugleich die Funktionen und Spielräume nationaler Regierungen entscheidend. Die Globalisierung des Kapitalverhältnisses ist selbst kein automatischer, einer abstrakten »Logik« des Kapitals folgender Prozeß, sondern wird gerade durch staatliche Politiken

unterstützt, vorangetrieben – oder gegebenenfalls auch behindert (Strange 1986, 21ff., Beaud 1987, 50ff.). Ihre Entwicklung nach dem Zweiten Weltkrieg verdankt sich ganz wesentlich der globalen Dominanz der Vereinigten Staaten und ihrer Politik weltweiter Liberalisierung. Daß dabei der Spielraum für eigenständige nationale Wirtschafts- und Sozialpolitiken gegebenenfalls drastisch beschränkt wird, steht nicht im Gegensatz zum Prinzip nationalstaatlicher Regulation und hebt diese auch nicht auf. Sie kann aber eine Strategie zur Unterminierung bestehender Regulationsweisen mit ihren institutionalisierten Kräfteverhältnissen sein und auf deren Veränderung und Neuformierung zielen. Die neoliberale Globalisierungsoffensive, die in den kapitalistischen Zentren auf die Krise des fordistischen Akkumulations- und Regulationsmodus folgte, muß nicht zuletzt so – als Instrument der Zerschlagung des keynesianisch-staatsreformistischen Regulationszusammenhangs – verstanden werden. Ebenfalls ist das Operieren transnationaler Konzerne keinesfalls als schlichte Aufhebung von Nationalstaatlichkeit, sondern eher als flexibler Umgang mit unterschiedlichen nationalen Akkumulations- und Regulationszusammenhängen zu begreifen (vgl. Ohmae 1985 und 1992). Die aktuell diskutierten unternehmenspolitischen Dezentralisierungsstrategien zielen gerade darauf ab, sich besser auf national unterschiedliche soziale und kulturelle Zusammenhänge beziehen zu können (Ohmae 1992, Lipietz 1987, 26). Die kapitalistische Globalisierung verändert zweifelsohne Form und Stellenwert der nationalstaatlichen Regulation von Klassenverhältnissen, ohne diese dadurch allerdings bedeutungslos werden zu lassen. Sie verlangt vielmehr ihre »Neudefinition« und die Herausbildung veränderter, auf nationaler, inter- und supranationaler Ebene verschränkter Regulationskomplexe, wie sich dies z.B. in den Tendenzen zur Regionalisierung und »Triadisierung« des globalen Kapitalismus andeutet (Dabat/Toledo 1992, Cox 1987, 1989 sowie Ohmae 1985, 1992).

Da das globale kapitalistische System durch unterschiedliche ökonomisch-soziale Räume und die Existenz konkurrierender Nationalstaaten bestimmt wird, fehlt ihm die einen nationalen Akkumulations- und Regulationsmodus in der Regel auszeichnende relative Kohärenz. Wenn Lipietz in diesem Zusammenhang davon spricht, daß der Weltmarktzusammenhang »nichts anderes als der Effekt von Interaktionen zwischen verschiedenen, relativ autonomen Prozessen, der vorläufigen Stabilisierung von Komplementarität und Antagonismus zwischen den nationalen Akkumulationsregimen« ist (Lipietz 1987, 25; eigene Übers.), so bedarf dies allerdings einer Präzisierung: Der genannte Antagonismus beruht im Kern nicht auf der nationalen Form von Akkumulation und Regulation, sondern ist Bestandteil des globalen Prozesses von Akkumulation und Klassenkampf, der im System der nationalen Formationen seinen widersprüchlichen und konflikthaften Ausdruck findet. Wenn dies vernachlässigt wird, gerät der Regulationsansatz in die Nähe eben der makroökonomischen Gleichgewichtstheorien, von denen er sich absetzen möchte (Robles 1992, 276ff.). Das von der Regulationstheorie favorisierte Primat der nationalen Formation hat eine analytisch-methodische Berechtigung, kann aber nicht den Status einer theoretischen Aussage über den Gesamtzusammenhang der Entwicklung des globalen Kapitalismus beanspruchen.

Der globale Akkumulationsprozeß, der sich in unterschiedlichen ökonomisch-sozialen Räumen und nationalstaatlich gegeneinander abgegrenzten Sphären realisiert, bedarf eigener zwischen- und überstaatlicher regulativer Mechanismen als Voraussetzung eines relativ stabilen internationalen Waren- (inklusive der Arbeitskraft), Geld- und Kapitalverkehrs (Mistral 1986, 181ff.) Auch auf globaler Ebene muß die Akkumulation des Kapitals bis zu einem gewissen Grade *politisch* reguliert werden, was konkret durch das Zusammenspiel nationaler Regierungen und Zentralbanken, internationaler Institutionen (wie etwa IWF, Weltbank oder GATT, OPEC oder OECD, G7, G10 usw.), nationaler und multinationaler Unernehmungen, Gewerkschaften und andere Gruppierungen geschieht. Weil die Regulation der Klassenverhältnisse an die nationalstaatliche Form gebunden bleibt und gleichzeitig die Widersprüche des globalen Akkumulationsprozesses permanent zu zwischenstaatlichen Konflikten führen, können internationale regulative Systeme eine nur beschränkte Kohärenz und Dichte entwickeln. Sie sind grundsätzlich weit mehr als auf nationalstaatlicher Ebene fragmentiert und unvollständig (Robles 1992, 253ff.). Die Bestandsfähigkeit nationaler Akkumulations- und Regulationszusammenhänge ist an die Existenz eines internationalen Regulationssystems gebunden, das von ihnen gleichzeitig immer wieder unterminiert werden muß. Prinzipiell beruht die Stabilität internationaler regulativer Systeme auf ihrer Konformität mit den Strukturen der internationalen Arbeitsteilung, die sich im Prozeß des nationalstaatlich vermittelten und modifizierten globalen Akkumulationsprozesses permanent verändern (Mistral 1986, Robles 1992, 210ff.). Ihre konkrete Gestalt, also z.B. die Institutionen des Bretton-Woods-Systems, die bestimmte Regeln, Verfahrenskonventionen und Instrumentarien festschreiben, hängt von der Art des international durchgesetzten Akkumulations- und Regulationsmodus ab und verändert sich mit diesem.

Dieses Konzept der internationalen Regulation unterscheidet sich trotz aller oberflächlichen Ähnlichkeiten von der neo-institutionalistischen »Theorie internationaler Regime« (vgl. z.B. Krasner 1982, Keohane 1982), die mit ihrem einigermaßen simpel und staats-theoretisch recht naiv formulierten handlungstheoretischen Ansatz weder die Konstitutionsbedingungen gesellschaftlicher Institutionalisierungsprozesse noch die darin eingehenden und zum Ausdruck kommenden strukturellen Konflikte und Dynamiken zu erhellen vermag. Es entgeht ihr vor allem, daß Institutionalisierungsprozesse die Form sind, in der soziale Antagonismen »regulierbar«, d.h. über ihre Konflikthaftigkeit hinaus und durch diese hindurch stabilisierbar werden, was zugleich ihre Entwicklungs- und Krisendynamik kennzeichnet (vgl. dazu ausführlich Hirsch 1992a). Die internationale Regimetheorie betont zwar richtig – und insgesamt in Übereinstimmung mit der Regulationstheorie – die Notwendigkeit und die relative Eigenständigkeit über nationale Machtpolitiken hinausgehender internationaler Regulationszusammenhänge und hat nicht zuletzt interessante Aufschlüsse über das Verhältnis von internationaler Regulation und Hegemonie gebracht. Sie kommt aber über fallbezogene Beschreibungen kaum hinaus. Ihr sowohl ökonomie- als auch staats-theoretisches Defizit liegt auf der Hand (zur Kritik vgl. Strange 1982; Wend/Duvall 1989; Robles 1992, 224ff.).

Die das Verhältnis von nationaler und internationaler Regulation bestimmenden

Widersprüche bewirken, daß internationale regulative »Regime« bisher nur dann auf längere Dauer stabilisiert werden konnten, wenn sie von einer hegemonialen Macht garantiert wurden, wie etwa von Großbritannien bis zum Anfang dieses Jahrhunderts oder von den USA in der Phase des Fordismus. Internationale Hegemonie gründet darauf, daß dominante nationale Formationen nicht nur ihr Wachstumsmodell als bestimmend durchsetzen und damit den internationalen Regulationszusammenhang prägen, sondern auch bereit und in der Lage sind, diesen mit ihren Ressourcen und Möglichkeiten zu stützen, was gegebenenfalls heißt, auf kurzfristige Vorteile zugunsten der längerfristigen Stabilität der von ihnen dominierten Weltmarktbeziehungen zu verzichten. Die Anwendung militärischer und ökonomischer Macht reicht nicht aus, um die Bestandsfähigkeit eines internationalen Akkumulations- und Regulationsmodus zu gewährleisten. Diese bleibt grundsätzlich an die Institutionalisierung von Kompromißstrukturen gebunden, die auch abhängigen und untergeordneten Ländern eine Wachstums- und Entwicklungschance einräumen (Mistral 1986, 180). Daß auch dies keine willkürliche Option ist, sondern politischen Zwängen geschuldet sein kann, wird am Beispiel der US-Hegemonie in diesem Jahrhundert deutlich. Diese beruhte ganz wesentlich auf dem Konflikt mit der Sowjetunion, der nach 1945 Europa und Japan unter den »Schutz« der USA zwang und gleichzeitig die Vereinigten Staaten zu einer auf die ökonomische Entwicklung ihres Einflußgebiets gerichteten Politik veranlaßt hat (Robles 1992, 239).

Der Niedergang der US-Hegemonie seit den siebziger Jahren resultiert gerade aus den strukturellen Dynamiken des von den Vereinigten Staaten dominierten und gestützten Systems internationaler Regulation, nicht zuletzt auf der Tatsache, daß die darin eingebundenen europäischen Staaten und Japan mit je eigenen Regulations- und Wachstumsmodellen in der Nachkriegszeit ökonomisch schnell aufholen und schließlich die Dominanz der westlichen Vormacht ernsthaft in Frage stellen konnten. Daß das Ende der US-Hegemonie mit dem Untergang der Sowjetunion endgültig besiegelt zu sein scheint, ist daher nur scheinbar paradox. In je spezifischer Weise sind sowohl die USA als auch die Sowjetunion der Krise des Fordismus zum Opfer gefallen. Welche Chancen zur Wiedererrichtung eines stabilen internationalen Regulationszusammenhangs in einem multipolaren, die Form einer »Triade« (vgl. Ohmae 1985) annehmenden globalen Kapitalismus bestehen, ist höchst ungewiß. Der kritische Punkt dabei ist die Regulierung des internationalen Geldverkehrs, die bei Abwesenheit sowohl eines »Weltstaats« als auch einer global beherrschenden Garantiemacht als kaum realisierbar erscheint (Dabat/Toledo 1992, 20ff.; vgl. auch Lipietz 1987, 27). Voraussetzung dafür wäre eine Stärkung des internationalen Institutionengefüges, die aber an die Bereitschaft der dominanten Metropolen gebunden ist, sie – quasi in Gestalt einer »kooperativen Hegemonie« – längerfristig zu garantieren. Dies allerdings steht in deutlichem Gegensatz zu der unter dem Druck einer sich verschärfenden internationalen Konkurrenz sich abzeichnenden Tendenz zur tripolaren Regionalisierung des globalen Kapitalismus (vgl. Altvater/Hübner 1989, Amin 1992, Garten 1992).

Eine Aussage über die sich tatsächlich durchsetzenden Entwicklungstendenzen hängt stark davon ab, wie die Auswirkungen des kapitalistischen Globalisierungs-

prozesses einzuschätzen sind. Tatsächlich vergrößern die damit verbundenen Veränderungen in der Position der Nationalstaaten und in den Spielräumen nationaler Regulation die Notwendigkeit eines fester institutionalisierten internationalen Regulationszusammenhangs. Dem widerspricht allerdings, daß es eben die Globalisierung des Kapitalverhältnisses ist, die institutionalisierte Regulationszusammenhänge sowohl auf nationaler als auch auf internationaler Ebene zunehmend unterminiert (McGrew u.a. 1992, 197ff.). Ob dagegen auf die Herausbildung einer »transnationalen Kapitalistenklasse«, bestehend aus staatlichen Repräsentanten, internationalen Organisationen, multinationalen Unternehmen und multinationalen Banken« gebaut werden kann, »die vom gemeinsamen Interesse an der Internationalisierung der Produktion« geleitet werden, wie Robles meint (Robles 1992, 289; eigene Übers.), erscheint eher zweifelhaft. Die Internationalisierung des Kapitals ist selbst kein automatischer, einer reinen ökonomischen Logik folgender Prozeß, sondern wesentlich politisch, und das heißt, auch durch nationale Interessenformations- und Konkurrenzverhältnisse bestimmt.

Die regulationstheoretische Konzeption des globalen Kapitalismus hat wichtige *krisentheoretische* Konsequenzen. Die »säkularen«, periodisch auftretenden Weltwirtschaftskrisen sind weder als Addition nationaler Krisenprozesse noch als einfacher Ausdruck einer sich global durchsetzenden allgemeinen Krisengesetzlichkeit zu verstehen. Vielmehr handelt es sich um sich wechselseitig bedingende und verstärkende Störungen der nationalen wie internationalen Akkumulations- und Regulationszusammenhänge, die den darin ruhenden und spezifisch geformten ökonomisch-sozialen Prozessen geschuldet sind. Dies erklärt, weshalb globale Krisen einzelne Länder höchst unterschiedlich treffen und gegebenenfalls auch weitgehend unberührt lassen können. Sie sind zu unterscheiden von »Krisen der Wettbewerbsfähigkeit«, die einzelne nationale Kapitalismen betreffen können und entsprechende Anpassungsprozesse erzwingen (Mistral 1986, 197). Die Krise einer nationalen Formation kann damit erklärt werden, daß die Dynamik des Akkumulationsprozesses im Rahmen eines Akkumulationsregimes (Veränderung der Kapitalzusammensetzung, der Branchenstruktur, Grenzen der Rationalisierung usw.) mit dem existierenden Regulationssystem und seinen politisch-sozialen Prozessen und Klassenkompromissen kollidiert und damit der Kapitalverwertungsprozeß zu stocken beginnt. Je mehr ein historisches Akkumulations- und Regulationsmodell sich unter der Hegemonie eines dominanten Landes global durchsetzt, desto übergreifender und umfassender werden die in ihm angelegten Krisentendenzen zum Ausdruck kommen. Gleichzeitig weist das internationale Regulationssystem eigene Instabilitätsmomente auf. Insbesondere kann die Position der hegemonialen Macht durch das Auftreten starker Konkurrenten untergraben werden. Diese sind in der Regel nicht deshalb erfolgreich, weil sie das dominante Wachstumsmodell einfach kopieren, sondern weil es ihnen ihre internen politisch-sozialen Strukturen erlauben, effektivere Alternativen zu entwickeln (»europäisches« oder »japanisches« Modell in Konkurrenz zur US-amerikanischen Form des Fordismus z.B.: vgl. dazu Boyer 1992; McGrew u.a. 1992, 174ff.). Die Erosion hegemonialer Positionen wird also durch sowohl interne wie externe Faktoren verursacht. Die davon

ausgehende Destabilisierung der internationalen Regulation wirkt – allerdings gemäß deren spezifischer Struktur mit durchaus unterschiedlichen Wirkungen – auf die nationalen Ökonomien zurück. Die Krise einer globalen historischen Formation des Kapitalismus – wie etwa die des Fordismus in den siebziger und achtziger Jahren – kann damit als ein sich auf nationaler und internationaler Ebene wechselseitig bedingendes und verstärkendes Zusammenspiel von Störungen des Akkumulations- und Regulationsmodus interpretiert werden. Die Folgen sind nicht nur ein globales Stocken der Kapitalakkumulation, sich verstärkende internationale ökonomische Disparitäten und Konflikte, sondern auch eine Krise der Institutionen auf nationaler wie internationaler Ebene. Beispiele sind der miteinander verbundene Zusammenbruch des Bretton-Woods-Systems und des »sozialdemokratischen«, keynesianisch-korporativen Regulationsmodus in der Krise des Fordismus. Eine kapitalistische Lösung säkularer Krisen setzt daher nicht nur eine Reorganisation der nationalen Akkumulations- und Regulationsmodi voraus, sondern diese selbst bleibt an die Wiederherstellung einer funktionierenden internationalen Regulation, praktisch an die Entwicklung einer neuen Hegemonie gebunden.

Veränderungen des kapitalistischen Weltsystems seit den siebziger Jahren

Das skizzierte regulationstheoretische Konzept gestattet es, die gegenwärtige Krise des kapitalistischen Weltsystems unter einem gegenüber herkömmlichen Theorieansätzen etwas veränderten Blickwinkel zu erklären. Dabei kommt es vor allem darauf an, den Zusammenhang zwischen der säkularen Krise des Fordismus in den Zentren mit ihren Folgen – insbesondere des Niedergangs der US-Hegemonie und des Zusammenbruchs der internationalen Geld- und Kreditregulation –, den in den entwickelten kapitalistischen Industriestaaten durchgesetzten Krisenpolitiken und den Anpassungsreaktionen peripherer Länder an die veränderten Weltmarktbedingungen zu untersuchen. Es geht also um die Interdependenz zwischen der Entwicklung und Krise nationaler Akkumulations- und Regulationsmodi und den Veränderungen der internationalen Regulationsbedingungen. Die zugrundeliegende *These* ist, daß die Krise des kapitalistischen Weltsystems nicht monokausal, sondern nur aus dem Zusammenwirken relativ voneinander unabhängiger, wenngleich unter den strukturellen Bedingungen des Kapitalakkumulationsprozesses stehender nationaler Politiken zu erklären ist. Hier ist es nicht möglich, die Geschichte der vergangenen beiden Jahrzehnte detailliert nachzuzeichnen. Es bleibt daher bei der groben Skizze einiger wichtiger Zusammenhänge.

Nach der Krise der dreißiger Jahre und insbesondere nach dem Zweiten Weltkrieg war ein hervorstechendes Merkmal des fordistischen Kapitalismus der Zentren die Binnenmarktorientierung ihrer Ökonomien. Das »intensive« Akkumulationsmodell des Fordismus beruhte auf einer Ausweitung der internen Massenkaufkraft, deren Voraussetzung wiederum die Durchsetzung »keynesianischer« politischer Regulationsformen (sozialpartnerschaftlicher Klassenkompromiß, Ausbau des Sozialstaats, korporative Einkommenspolitik) war. Wesentliches Charakteristikum des Fordismus war die Durchkapitalisierung bisher

nicht unmittelbar dem Verwertungsprozeß unterworfenen gesellschaftlicher Sektoren: auf kapitalistische Warenproduktion gestützter Massenkonsum, Industrialisierung der Haushalte und der Landwirtschaft, Kommerzialisierung von Dienstleistungen usw., von B. Lutz zutreffend als »innere Landnahme« bezeichnet (Lutz 1984). Dem Rückgang nicht- oder kleinwarenförmiger Subsistenzproduktion entsprach eine starke Zunahme der Lohnabhängigkeit und damit eine grundlegende Verschiebung der Klassenstrukturen. Als Folge dieser Binnenmarktorientierung sank die Exportabhängigkeit der Zentren. Handel und Investitionen konzentrierten sich stärker auf diese, und die Bedeutung der Peripherie für den metropolitanen Akkumulationsprozeß ging insgesamt zurück: sie geriet mehr und mehr in die Rolle einer bloßer Arbeitskraft- und Rohstofflieferantin. In dieser Phase und angesichts des Zusammenbruchs des Welthandels in den dreißiger Jahren versuchten einige periphere Länder, unter dem Schutz hoher Zollmauern einen Industrialisierungsprozeß einzuleiten, der im wesentlichen auf eine Kopie des fordistischen Akkumulationsmodells hinauslief (»Importsubstitutionspolitik«). Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde die relative Stabilität der Weltwirtschaft durch die hegemoniale Position der USA, die Installation des US-Dollar als »Weltgeld« und das mit dem Bretton-Woods-Abkommen geschaffene System internationaler Institutionen (IWF, Weltbank, GATT) gewährleistet. Dieses »internationale Regime« ermöglichte unter den Bedingungen eines ausgebauten Staatsinterventionismus einen relativ hohen Grad nationalstaatlicher wirtschaftspolitischer Autonomie, was nicht nur eine Voraussetzung für die periphere »Importsubstitutionspolitik« war, sondern zugleich eine globale Ausbreitung des fordistischen US-Modells ermöglichte. Die allmähliche Wiedererrichtung eines liberalisierten Weltmarkts war Grundlage einer fortschreitenden Internationalisierung des Kapitals und führte dazu, daß es insbesondere Japan und Westeuropa in relativ kurzer Zeit gelang, den technologischen Vorrang der USA in Frage zu stellen und deren Produktivitätsvorsprung einzuholen (Lipietz 1987, 39ff.; Märmora und Messner 1989, 131ff.; Fröbel u.a. 1987, 92ff.).

Die in den siebziger Jahren ausgebrochene *Krise des Fordismus* in den kapitalistischen Zentren war im Kern eine Krise der Profitabilität (Lipietz 1987, 29ff.). Die sich erschöpfenden Produktivitätsreserven des tayloristischen Massenproduktionsmodus kollidierten immer stärker mit der herrschenden keynesianisch-sozialstaatlichen Regulationsform, was zu einem deutlichen Rückgang der Profitraten führte. Zusätzlich verstärkte eine wachsende Konkurrenzfähigkeit einiger industrieller »Schwellenländer« die Kapitalverwertungsprobleme in den Zentren. Die unter dem Schirm der fordistischen internationalen Regulation durchgesetzte Internationalisierung des Kapitals wurde selbst zu einem Krisenfaktor (Robles 1992, 97ff.). Gemäß ihrer jeweiligen nationalen Wachstumsmodelle traf die Krise die entwickelten kapitalistischen Länder in unterschiedlicher Weise, und in der Peripherie machten sich ihre Auswirkungen mit einer zeitlichen Verzögerung erst zu Beginn der achtziger Jahre manifest bemerkbar.

Eine Folge der Krise bestand in einer forcierten technologischen Umwälzung der »fordistischen« Produktionsprozesse in den kapitalistischen Zentren, um neue Produktivitätsspielräume zu erschließen. Dazu gehört die Durchsetzung neuer Informations- und Kommunikationstechnologien mit der darauf gestützten

»Flexibilisierung« der Arbeitsverhältnisse, eine umfassende Industrialisierung des Dienstleistungssektors und die Entwicklung neuer Biotechnologien mit entscheidenden Folgen für die agrarische Produktion. Auf der Basis der neuen Technologien und der darauf gestützten Internationalisierung des Kapitals wurde eine weitgehende räumliche Zerlegung der Produktion möglich. Im Zuge der Strategie eines »worldwide sourcing« kam es zu einer Verlagerung insbesondere arbeitsintensiver oder umweltgefährlicher Produktionen in solche peripheren Länder, die über entsprechende Voraussetzungen (billige und relativ qualifizierte Arbeitskraft, ausreichende Infrastruktur und politische »Stabilität«) verfügten. Diktatorische Regime erwiesen sich in dieser Hinsicht als besonders günstig (Fröbel u.a. 1987, 95f.). Die Durchsetzung der neuen Technologien erhöhte die Kapitalintensität und bedeutete damit zugleich den Zwang zur massiven Erweiterung der Märkte (Ohmae 1985, 13ff.; 1992, 20ff.). Die Spielarten dieser neuen, die alte internationale Arbeitsteilung quasi überlagernde Form der peripheren Weltmarktintegration wurden von Lipietz als »bloody taylorism« bzw. »peripherer Fordismus« bezeichnet (Lipietz 1987, 69ff.). Während der erstere eine extensive Arbeitskraftausbeutung ohne soziale Regulierung bezeichnet, bezieht sich der letztere auf die Ansätze zu einer partiellen Übernahme fordistischer Akkumulations- und Regulationsmodi in einigen »newly industrializing countries«.

Insgesamt ist die sich nun durchsetzende neue internationale »Arbeitsteilung« durch verstärkte Differenzierungen in der Position einzelner Länder gekennzeichnet (Beaud 1987, 97ff.; McGrew u.a. 1992, 226ff.) Dabei läßt sich etwas vergrößernd die Herausbildung von drei ökonomischen Zonen feststellen (Ohmae 1985, 143ff., Dabat/Toledo 1992, 8ff.): (1) die hochindustrialisierten Zentren, die technologisch führend, aber durch eine tendenzielle Überakkumulation sowie sich erschöpfende Reserven an Naturressourcen und billiger Arbeitskraft gekennzeichnet sind und damit zu einer neuen Form des Zugriffs auf die Peripherie gezwungen werden. Durch die Einführung neuer Produktionstechnologien werden sie gleichzeitig von einer Reihe von Rohstoffen unabhängiger, was zu Lasten traditioneller peripherer Rohstoffproduzenten geht; (2) die semiindustrialisierte Peripherie, die sich durch Arbeitskräfteüberschuß und zugleich eine relativ gut ausgebaute Infrastruktur auszeichnet und damit – unter der Voraussetzung ihrer Weltmarktöffnung – zu einer wichtigen Kapitalanlagesphäre wird und schließlich (3) die agrarische Peripherie ohne eigene Entwicklungsdynamik. Tendenziell immer mehr verelendend, sinkt diese zum Objekt humanitärer Hilfs- oder polizeilicher Interventionsmaßnahmen herab. Der Zusammenbruch des sowjetischen Imperiums hat neue Bewegung in diesen Ausdifferenzierungsprozeß gebracht. Die die Form von ethnischen und nationalen Konflikten annehmenden Auseinandersetzungen und Kriege z.B. auf dem Balkan und in Osteuropa sind auch als Kämpfe um die Positionierung innerhalb des neu sich herausbildenden Systems der »internationalen Arbeitsteilung«, genau genommen um Grade und Formen der Peripherisierung, zu verstehen.

Die auf die Krise des Fordismus und den Zusammenbruch der Sowjetunion folgende Neustrukturierung des Weltkapitalismus hat die internationalen Wanderungs- und Fluchtbewegungen und deren »Regulierung« zu einem wichtigen

Moment der internationalen Arbeitsteilung werden lassen. Die praktisch weltweit gewordene erzwungene Mobilität der Arbeitskraft ist Folge der globalen ökonomischen Umstrukturierungsprozesse und zugleich eine wesentliche Basis der »Flexibilisierung« der Produktion und der Ausdehnung peripherer, »informeller« und illegaler Arbeitsverhältnisse. In diesen Kontext gehören auch die Veränderungen der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung und die Einbeziehung neuer Formen »peripherer«, nicht formell lohnförmiger und »häuslicher« weiblicher Arbeitskraft in den globalen Akkumulations- und Verwertungsprozess. »Geschlecht« und »Rasse« als Elemente einer globalen Umschichtung der Klassenverhältnisse werden in neuen Formen zu wichtigen Bestandteilen des globalen Kapitalismus und bedürften daher einer eigenen, eingehenden und detaillierten Untersuchung (vgl. dazu Ward 1990, v. Werlhof 1985, v. Werlhof u.a. 1988).

Aber auch das kapitalistische Zentrum wurde als Folge der Krise von erheblichen Differenzierungen und Umschichtungen betroffen. Von entscheidender Bedeutung war dabei die Erosion der Hegemonialposition der USA, die in gewisser Weise ein Ergebnis der Funktionslogik des von ihnen beherrschten internationalen Regulationssystems war: Gestützt auf die Liberalisierung des Welthandels und massive Investitionen amerikanischer Konzerne verzeichneten die Länder Westeuropas und Japans starke Produktivitätsfortschritte und unterminierten damit die beherrschende Konkurrenzposition der USA. Verschärft wurde diese Entwicklung durch die ökonomische Überlastung der »Führungsmacht« durch Rüstungsausgaben (vgl. dazu auch Kennedy 1989). Das sich ausweitende Handels- und Zahlungsbilanzdefizit und die internationale Verschuldung der USA bewirkten eine zunehmende Schwächung des Dollars, stellten seine Funktion als stabilisierendes Weltgeld in Frage und führten schließlich zum Zusammenbruch des Bretton-Woods-Systems und damit der institutionalisierten politischen Regulierung des Weltmarkts (Strange 1986, 25ff.; Altwater 1987, 211ff.; Mistral 1986, 190ff.; Schubert 1987, 69ff.; Nitsch 1987; Altwater/Hübner 1989). Wichtige regulative Kompetenzen wurden auf die nationalen Zentralbanken zurückverlagert und die neuen Konkurrenten Deutschland oder Japan begannen, ohne Rücksicht auf globale Zusammenhänge eine rigorose Wettbewerbs- und nationale »Standort«-Politik zu verfolgen und damit die internationalen Instabilitäten zu vergrößern. Dabei konnten sie sich auf je eigene, vom US-Fordismus abweichende politisch-soziale Regulationsmuster (sozialpartnerschaftlicher Korporatismus, spezifische Managementstrukturen und Arbeitskraftqualifikationen, ausgebauter industriepolitischer Staatsinterventionismus) stützen, die ihnen zunächst deutliche nationale Wettbewerbsvorteile verschafften.

Eine – neben der militärischen – verbleibende ökonomische Machtposition der USA gründet sich auf ihre immer noch beherrschende Stellung auf den Geld- und Finanzmärkten. Eine wichtige Ursache für die Krise des internationalen Geld- und Kreditsystems lag im wachsenden Überschuß liquider Mittel (in Form von »Petro«- oder »Euro«-Dollars) als Folge der fordistischen Überakkumulationskrise. Dadurch expandierten die internationalen Kreditmärkte mit Raten, die weit über denen der Produktion lagen. Das Kreditsystem löste sich vom Produktionssystem ab und es kam zu starken spekulativen Wechselkursschwankungen.

Als Folge des Zusammenbruchs der internationalen Regulierung geriet der Geld-, Kredit- und Devisenverkehr immer stärker in die Verfügung privater Banken und Finanzspekulant \ddot{u} n und wird nun mehr und mehr durch deren kurzfristige Profitinteressen bestimmt: »Casino-Kapitalismus« (Strange 1986). Ihnen gegen \ddot{u} ber versagte der IWF als Regulationsinstanz vollkommen. »Der Dollar ist nicht mehr reguliertes Weltgeld, also Medium zu Steuerung des Weltmarkts durch politische Instanzen, sondern Vehikel der Durchsetzung privater Interessen auf internationalen Finanzm \ddot{a} rkten.« (Altvater 1987, 233f.) Festzuhalten bleibt, da β der Proze β der »Deregulierung« des internationalen Geld- und Kreditsystems eine Folge der zunehmenden Globalisierung des Kapitalverh \ddot{a} ltnisses und der damit verbundenen Krise des fordistischen Regulationsmodus und erst in zweiter Linie das Produkt bewu β ter – »neoliberaler« – politischer Strategien war. Die Durchsetzung neoliberaler Politiken ist eher als Reaktion auf die globale Krise und die damit verbundenen Umstrukturierungsprozesse und weniger als deren Ursache zu werten.

Die Krise des Fordismus in den Zentren und der damit verbundene Zusammenbruch des internationalen \ddot{o} konomischen Regulationssystems versch \ddot{a} rften nun ihrerseits das \ddot{o} konomische Desaster vieler derjenigen peripheren – vor allem lateinamerikanischer – L \ddot{a} nder, die eine importsubstituierende »fordistische« Industrialisierungsstrategie verfolgt hatten. Der Mi β erfolg dieses Entwicklungskonzepts hat allerdings auch schwerwiegende interne Gr \ddot{u} nde. Der Versuch, Elemente des fordistischen Akkumulationsmodells (Produktionstechnologien, Konsumstandards) zu importieren und damit nach dem Modell eines »peripheren Fordismus« den Entwicklungsweg der Metropolen zu kopieren, scheiterte oft an den herrschenden sozio- \ddot{o} konomischen Strukturen und Kr \ddot{a} fteverh \ddot{a} ltnissen. Unter dem Schutz hoher Zollmauern und \ddot{u} berbewerteter W \ddot{a} hrungen entstanden oligopolistische Industriestrukturen mit geringer Produktivit \ddot{a} t, die technologisch weitgehend von den kapitalistischen Zentren und multinationalen Unternehmen abh \ddot{a} ngig blieben (Hurtienne 1987, 128ff.; Fr \ddot{o} bel u.a. 1987, 93ff.). Die notwendigen Produktivit \ddot{a} tsfortschritte wurden nicht nur durch die protektionistisch abgesicherten Oligopolm \ddot{a} rkte, sondern auch durch die fehlende soziale Regulierung der Arbeitskraft und ineffiziente Ausbildungssysteme behindert (Lipietz 1987, 60ff.). Vor allem lie β in vielen L \ddot{a} ndern das Ausbleiben wirksamer Landreformen nicht nur die Produktivit \ddot{a} t des Agrarsektors stagnieren, sondern verhinderte auch das Ansteigen der Massenkau \ddot{f} kraft, das eine Vorbedingung der Entfaltung fordistischer Strukturen gewesen w \ddot{a} re. Das fordistische »Massen«-Konsummodell blieb daher bei einer gleichzeitig wachsenden sozialen Polarisierung auf eine kleine st \ddot{a} dtsche Mittelschicht beschr \ddot{a} nkt. Eine Koalition aus interner Industriebourgeoisie, multinationalen Unternehmen, Staatsb \ddot{u} rokratie, Gro β grundbesitzern und st \ddot{a} dtscher Mittelschicht blockierte auf diese Weise in vielen F \ddot{a} llen die \ddot{o} konomische Entwicklung und lie β das importsubstituierende Industrialisierungsmodell schlie β lich scheitern (Lipietz 1987, 60ff.; Hein/Mutter 1987, 118ff.; Hurtienne 1987, 128ff.; Fr \ddot{o} bel u.a. 1987, 93; Ominami 1986). Da β es zu einem wesentlichen Grad diese internen Macht- und Kr \ddot{a} fteverh \ddot{a} ltnisse waren, die zur Krise des peripheren Fordismus insbesondere in Lateinamerika f \ddot{u} hrten, zeigt nicht zuletzt die Entwicklung der sehr viel

erfolgreicheren ostasiatischen Schwellenländer (Südkorea, Taiwan, Singapur), die nicht allein durch die blockstrategisch begründete massive US-Hilfe, sondern auch durch ihre ganz anders gelagerten *politisch-sozialen* Strukturen (durchgeführte Agrarreform, besseres Bildungssystem, stärkere Position des Staatsapparats gegenüber dem nationalen Kapital u.a.m.) bestimmt ist. Relativ fest installierte und von den USA in ihrer Auseinandersetzung mit der Sowjetunion und China gestützte »Entwicklungsdiktaturen« konnten dort sehr viel leichter den Übergang zu einer auf billige und qualifizierte Arbeitskräfte und systematische Förderung der Hochtechnologie gestützte Politik »exportdiversifizierender« Weltmarktintegration durchzusetzen und auf diese Weise auf die Krise des Fordismus reagieren (Lipietz 1987, 69ff.; Fröbel u.a. 1987, 93f.; Mármora/Messner 1989, 139ff.; Chung 1991). Auch wenn die Wichtigkeit kultureller Faktoren wie z.B. der vorherrschenden religiösen Orientierungen nicht unterschätzt werden darf, ist die Bedeutung der sozialen Klassen- und Kräfteverhältnisse für die Art der ökonomischen Entwicklung im Weltmarktzusammenhang evident.

Natürlich gibt es erhebliche Unterschiede in der Entwicklung der peripheren Länder, nicht nur zwischen Afrika, Ostasien und Lateinamerika, sondern auch zwischen den einzelnen Ländern dieser Kontinente. Diese hängen sehr wesentlich mit der historischen Entwicklung ihrer Ökonomie und ihrer Weltmarktbeziehungen, ihrer Ressourcenausstattung (z.B. Verfügung über Ölvorkommen), aber ganz wesentlich eben auch von ihren inneren politisch-sozialen Verhältnissen ab. Zu einzelnen Ländern liegen entsprechende Studien vor, die hier nicht detailliert referiert werden können (z.B. Ominami 1986 für Chile, Hausmann/Marquez 1986 für Venezuela, Mármora/Messner 1989 mit einem Vergleich von Argentinien mit Südkorea, Chung 1991). Aus ihnen kann jedenfalls die Schlußfolgerung gezogen werden, daß es vor allem diese internen Kräftekonstellationen waren, die politische Systeme, Staats- und Regulationsformen hervorgebracht haben, die in einigen Fällen zur Herausbildung höchst inkohärenter Akkumulations- und Regulationsmodi und damit zu einer Form ihrer Einbindung in den Weltmarkt führten, die ein stabiles und gleichgewichtiges, politisch und sozial abgestütztes ökonomisches Wachstum unmöglich machten. Dies begründete auch die sich verstärkenden Wechselwirkungen nationaler und internationaler Krisenprozesse.

Unter diesem Blickwinkel wird deutlich, wie ungenügend der Begriff »Abhängigkeit« ist, um die komplizierten Strukturen des globalen Kapitalismus zu beschreiben. Angesichts eines sich globalisierenden Kapitalverhältnisses gibt es überhaupt kein Land mehr, das von dessen Dynamik – etwa in Form erratischer Wechselkursschwankungen – auch nur »relativ« unabhängig wäre. Zugleich erzeugt und befestigt die sich globalisierende kapitalistische Ökonomie regionale Abhängigkeitsverhältnisse und Entwicklungsdifferenzen auch innerhalb der Metropolen selbst, die durch staatliche Interventionen kaum noch kompensierbar sind (die diversen »Mezzogiorno Effekte«, neuerdings auch in der Bundesrepublik). Die Alternative ist nicht »Abhängigkeit« oder »Autonomie«, sondern liegt zwischen der passiven Unterwerfung unter die Dynamik des globalen Akkumulationsprozesses und der Bewahrung bzw. Gewinnung von Spielräumen, die es ermöglichen, die Modalitäten der Eingliederung eines nationalen

Gesellschaftszusammenhangs in den globalen Kapitalismus zu beeinflussen. Im konkreten Fall unterscheiden sich die Arten von Abhängigkeit und die nationalen Bewegungsmöglichkeiten ganz erheblich. Es gibt nicht nur *einen* Typ von »Entwicklung«, sondern eine ganze Skala möglicher, mehr oder weniger passiver oder aktiver Formen der »Weltmarkt«-Integration (Beaud 1987, 103ff.; McGrew u.a. 1992, 226ff.). Gerade die – erzwungene – Abkoppelung vom Weltmarkt kann im übrigen eine Form der Unabhängigkeit darstellen, die nichts anders als ein ökonomisches und soziales Desaster bedeutet. Unter den Bedingungen des global herrschenden Kapitalismus scheint es für die Menschen materiell vorteilhafter zu sein, wenigstens direkt dem Ausbeutungsverhältnis unterworfen zu werden. Die Herausbildung einer extrem marginalisierten kapitalistischen Peripherie bietet also genügend Anlaß, herkömmliche Konzepte von Imperialismus, Ausbeutung und »ungleichem Tausch« zu überdenken.

Das Scheitern des peripher-fordistischen Industrialisierungswegs bildet die Grundlage für die in den achtziger Jahren eskalierende *Verschuldungskrise* der peripheren Länder. Diese ist aber ohne die Krise des fordistischen Akkumulations- und Regulationsmodus in den Metropolen, die wirtschaftspolitischen Reaktionen darauf und den darauf folgenden Zusammenbruch der internationalen Regulation nicht erklärbar. Die steigende Verschuldung resultierte zunächst aus der immer weiter zurückbleibenden internationalen Konkurrenzfähigkeit ihrer auf den abgeschotteten Binnenmarkt ausgerichteten und vor Konkurrenz geschützten Industrien. Der technologisch abhängige Industrialisierungsprozeß blieb zudem an hohe Vorprodukt- und Investitionsgüterimporte gebunden, die bei sich verschlechternden terms of trade durch Rohstoffexporte nicht mehr ausgeglichen werden konnten. Hohe internationale Liquidität als Folge der fordistischen Überakkumulationskrise, niedrige Zinssätze und die Profitinteressen privater Banken führten zu einem massiven Einströmen billiger Kredite, die allerdings nur teilweise und unzulänglich zum Ausbau des Produktionsapparates und statt dessen in großem Maße zum Profittransfer ins Ausland, zum Ausbau der Repressionsinstrumente und zur Subventionierung des Mittelschicht-Konsums verwendet wurden. Bei einigen Ländern floß dadurch ein hoher Prozentsatz der gewährten Kredite unmittelbar in die kapitalistischen Metropolen zurück. Die exzessive Verwendung der »Droge des billigen Geldes« lag durchaus im Interesse der herrschenden Eliten, verschärfte aber die ökonomischen und sozialen Ungleichgewichte weiter (Hurtienne 1987, 128ff.; Altwater 1987, 263f.). Der Zusammenbruch der »keynesianischen« Regulierungsform in den kapitalistischen Zentren führte zu einer internationalen Rezession, die die Exportmöglichkeiten der Peripherie weiter beschränkte. Der schließliche Kollaps der internationalen Schuldenwirtschaft wurde bekanntlich durch die Anfang der achtziger Jahre von der Reagan-Administration in den USA durchgesetzte neokonservativ-monetaristische Wende besiegelt, die massive internationale Zinserhöhungen und damit verbunden eine drastische Steigerung des Dollarkurses zur Folge hatte. Der Versuch der US-Regierung, mit Hilfe dieses wirtschaftspolitischen Kurswechsels ohne Rücksicht auf die Bedingungen internationaler Regulation die Vorherrschaft der Vereinigten Staaten mit monetären Mitteln und durch forcierte Hochrüstung zu verteidigen, untergrub nicht nur ihre eigenen produktiven

Kapazitäten weiter, sondern brachte zugleich das internationale Kreditsystem ins Wanken: Unter den veränderten Kapitalmarkt- und Kreditbedingungen war für viele hochverschuldete Länder an eine regelmäßige Zinszahlung oder gar Tilgung der Kredite überhaupt nicht mehr zu denken (Lipietz 1987, 131ff.). Das Wachstum der Schuldenpyramide begann sich zu verselbständigen und schien jeder Kontrolle zu entgleiten.

Die Krise der US-Wirtschaft und der damit verbundene internationale Hegemonieverlust erweist sich somit als wesentliche Mitursache des ökonomischen Desasters in der kapitalistischen Peripherie. Die innere und äußere Verschuldung der USA droht inzwischen den Spielraum der US-Regierung so weit einzuengen, daß eine die internationalen Wirtschaftsbeziehungen längerfristig stabilisierende Rolle dieses Landes immer schwerer zu realisieren ist. Strukturelle Maßnahmen zur Lösung der Krise wie etwa die Steigerung der Exportfähigkeit der Schuldnerländer kollidieren mit den Interessen relevanter Industriezweige in den USA, die zunehmend selbst mit dem Problem mangelnder internationaler Wettbewerbsfähigkeit zu kämpfen haben. Dies hat sogar die Versuche zur Herstellung einer nordamerikanischen Freihandelszone (NAFTA) unter Einbeziehung Mexikos erheblich erschwert. Soziale Kräfteverhältnisse, die eine Herausbildung von sowohl mit den Weltmarktbedingungen kompatiblen wie tragfähigen nationalen Akkumulations- und Regulationsmodellen verhindern, sind demnach auch in den kapitalistischen Zentren anzutreffen. Und schließlich fehlen der US-Regierung gerade auf Grund ihrer angeschlagenen ökonomischen Position die Möglichkeiten, insbesondere Japan und Deutschland zu einer koordinierten internationalen Wirtschaftspolitik zu bewegen (Dziobek 1987, 56ff.).

Bedeutsam ist, daß unter den Bedingungen der internationalen Krise das institutionelle System der fordistischen Regulation eine radikale Funktionsveränderung erfahren hat. Der IWF wurde nach dem Zusammenbruch des Bretton-Woods-Systems, in dem er so etwas wie die Rolle einer internationalen Zentralbank in einem »keynesianischen«, auf Vollbeschäftigung und Wohlstandssteigerung zielenden Regulationszusammenhang gespielt hatte, zu einer Art internationaler Kreditüberwachungsbehörde, die vor allem den Interessen privater Geschäftsbanken dient. Ohne wirksame Kompetenzen diesen gegenüber fungiert er nun als Überwachungs- und Kontrollinstanz, die säumigen Schuldern wirtschafts- und sozialpolitische Auflagen diktiert, mit deren Verwirklichung Aufbringung und Transfer des Schuldendienstes gewährleistet werden soll und deren Befolgung Voraussetzung für ein Wohlverhalten der Gläubiger (Moratorien, Umschuldungsabkommen, fresh money usw.) sind. Er herrscht den verschuldeten Nationen wirtschaftspolitische Optionen auf, »die interne Ressourcen freisetzen sollen ..., um sie als Schuldendienst an die transnationalen Banken transferieren zu können« (Altvater 1987, 29). »Die Politik der internationalen Institutionen, allen voran des IMF, wird also von ihrer Zielbestimmung und dem Inhalt her *ökonomisiert*, während die ökonomischen Beziehungen der Form nach durch IMF-Interventionen *politisiert* werden« (ebd., 270). Zu dieser wirtschaftspolitischen Reorientierung gehört vor allem die weitgehende Liberalisierung der Außenwirtschaftsbeziehungen, die nach dem Scheitern der Importsubstitutionspolitik als einzig bleibende Alternative erschien. Ihre Folgen – Abbau der ohnehin

dürftigen sozialen Sicherungen, Ruin der kleinen Landwirtschaft, sich verschärfende soziale Konflikte – sind allerdings kaum mehr zu übersehen. Die Ökonomisierung der Weltmarktbeziehungen schränkt den Spielraum nationaler Regierungen gerade in der kapitalistischen Peripherie entscheidend ein und zwingt sie, den Zwangsmechanismen einer politisch nicht mehr kontrollierten globalen Ökonomie immer unvermittelt, vor allem ohne Rücksicht auf soziale oder ökologische Folgen zu gehorchen.

Es ist nicht abzusehen, wie unter den Bedingungen einer extremen Ökonomisierung und Nationalisierung der internationalen Regulation eine Lösung der internationalen Krise, die ja nicht nur eine »Schuldenkrise« der Peripherie, sondern zugleich eine Krise des Akkumulations- und Regulationsmodus der kapitalistischen Zentren beinhaltet, möglich sein soll. Dies liegt nicht nur daran, daß immer noch wichtige politische Eliten und ökonomische Interessengruppen von der Aufrechterhaltung der internationalen Verschuldungsökonomie profitieren. Auf Stabilisierung abzielende Politiken wie die des IWF bleiben, solange sie wesentlich von privaten Gläubigerinteressen beeinflußt bleiben und nicht durch ein funktionierendes, die Entwicklung der Weltmarktbeziehungen stabilisierendes und nationale Standortwettläufe begrenzendes internationales Regulationssystem flankiert werden, selbst da wirkungslos, wo sie im Einzelfall als sinnvoll angesehen werden könnten. Beim Fehlen dieser Rahmenbedingungen neigen sie dazu, den destruktiven Zirkel zu verstärken, in die die Entwicklung des internationalen Kapitalismus nach dem Ausbruch der Fordismus-Krise geraten ist. Eine Lösung dieser Krise würde die Wiederherstellung eines neuen internationalen Regulationszusammenhangs nach dem Ende der »Pax Americana« voraussetzen. Die dafür erforderliche internationale Hegemonie, die auf der Durchsetzung eines neuen globalen Akkumulations- und Regulationsmodus beruht und diesen zugleich abzustützen vermag, ist allerdings bisher überhaupt nicht in Sicht.

Wahrscheinlicher ist die Tendenz einer zunehmenden Regionalisierung des globalen Kapitalismus in Form der »Triade«, d.h. mit USA, Japan und Westeuropa mit den jeweils zugeordneten und kontrollierten peripheren Einflußgebieten als Zentren. Dies bedeutet nicht unbedingt eine einfache Rückkehr zum Protektionismus, die schon wegen der faktischen Internationalisierung des Kapitals kaum mehr durchsetzbar wäre (Ohmae 1985, 143ff.; McGrew u.a. 1992, 197ff.). Viel eher dürfte es sich um eine neue Mischung von zugleich uni- und bipolaren sowie global orientierten Politiken handeln. Innerhalb dieser triadischen Struktur weist indessen Europa besondere Schwächen auf. Hier gibt es weder eine regional eindeutig beherrschende Hegemonialmacht noch ein voll entwickeltes, übergreifendes politisches Regulationssystem. Jedenfalls ist noch völlig offen, ob die anvisierte politische Union und vor allem die gemeinsame Währung angesichts immer wieder sich durchsetzender nationaler Interessenpolitiken jemals Gestalt annehmen werden.

Schlußfolgerungen: Zur Frage der Demokratie im globalen Kapitalismus

Auch bei der Analyse des globalen kapitalistischen Systems muß also berücksichtigt werden, daß dessen Entwicklung zwar durchaus strukturellen ökonomischen

Gesetzmäßigkeiten unterliegt, diese aber immer in einer von konkreten sozialen Bedingungen, Kräfteverhältnissen, politisch-sozialen Strategien beeinflussten und geformten Weise zum Ausdruck kommen. Die beteiligten Akteure – internationale Organisationen, Staaten, transnationale Unternehmungen, Gewerkschaften, soziale Gruppen und Bewegungen – agieren unter strukturellen Bedingungen, die aber selbst wieder durch ihr konfliktorisches Handeln beeinflusst werden und somit raum-zeitlich veränderbar sind.

Auf globaler Ebene stellt sich dieser Zusammenhang deshalb komplexer dar, weil es sich hier um ein System nationaler Gesellschaftsformationen mit je eigenen ökonomisch-sozialen Strukturen, politischen Institutionen und dadurch bestimmten Entwicklungsmustern handelt, in denen je spezifische historische Traditionen, natürliche Bedingungen, gesellschaftliche Konfliktlagen und soziale Arrangements zum Ausdruck kommen. Da ein umfassender Weltstaat nicht existiert und unter kapitalistischen Bedingungen auch nicht existieren kann, ist eine durch einen kohärenten institutionellen Apparat vermittelte und abgestützte Verdichtung der ökonomisch-sozialen Beziehungen zu einem längerfristig bestandsfähigen Akkumulations- und Regulationsmodus auf globaler Ebene eher unwahrscheinlich. Der Weltkapitalismus bleibt ein System relativ voneinander unabhängiger und nur locker verbundener nationaler und regionaler Reproduktionszusammenhänge, deren ökonomisch-politisches Verhältnis durch ein institutionell eher schwach ausgeprägtes internationales Regulationssystem koordiniert wird. Da die Struktur des Weltkapitalismus und seine Entwicklung eben nicht als das Ergebnis einer simplen »Logik« oder einer linearen Gesetzmäßigkeit betrachtet werden darf, sind die Handlungen der verschiedenen Akteure sowohl innerhalb der einzelnen Länder als auch über deren Grenzen hinaus von entscheidender Bedeutung für den Zustand des gesamten Systems und die jeweilige Position der Länder darin. Der Weltmarkt ist demnach nicht einfach Schicksal oder nur »Sachzwang«. Vielmehr wird die Entwicklung jedes einzelnen Landes sehr wesentlich von dessen internen Kräfteverhältnissen und den sich darin herausbildenden gesellschaftspolitischen Strategien bestimmt.

Eine *theoretische* Schlußfolgerung daraus ist, daß für die Analyse des kapitalistischen Weltsystems ein erheblich differenzierteres Konzept vonnöten ist, als es die herkömmlichen Theorien bieten. Dies gilt insbesondere für alle Varianten abstrakt-ökonomischer Erklärungen, die die politisch-soziale Eingebundenheit wirtschaftlicher Prozesse unberücksichtigt lassen. Entscheidend ist es vor allem, die komplexen Beziehungen zu erhellen, die nationale Akkumulations- und Regulationssysteme miteinander verknüpfen, wobei ein zentrales Problem die Herausbildung, Stabilisierung und Krise »internationaler Regimes« ist. Die Regulationstheorie, die ihre Aufmerksamkeit bisher vor allem auf die nationalen Akkumulations- und Regulationsmodi der kapitalistischen Zentren gerichtet hat, liefert dafür zwar wichtige Fragestellungen und einige vorläufige Konzepte, kann aber keinesfalls beanspruchen, über eine umfassendere Theorie des kapitalistischen Weltsystems zu verfügen. Um dies zu erreichen, wäre eine grundsätzlichere gesellschaftstheoretische Begründung des gesamten Ansatzes, insbesondere eine Präzisierung des Verhältnisses von »Struktur«, »Gesetz«, »Institution« und »sozialem Handeln« notwendig (Hirsch 1990, Robles 1992). Im Zentrum

müßte dabei die Überwindung des impliziten Ökonomismus der Regulations-
theorie und die Entwicklung einer entsprechenden Politik- und Staatstheorie ste-
hen (vgl. Jessop 1990, Hirsch 1992a)

Politisch ergibt sich vor allem die Erkenntnis, daß für eine emanzipative Ver-
änderung der sich krisenhaft zuspitzenden kapitalistischen Welt(un)ordnung
weder ein vorbestimmter Ansatzpunkt noch ein privilegierter Akteur existiert.
Dazu bedarf es vielmehr einer Veränderung der sozialen und politischen Kräfte-
verhältnisse in *allen*, d.h. peripheren wie metropolitanen Ländern, die aller-
dings nur Erfolg haben kann, wenn sie mit einer sehr viel intensiveren internati-
onalen Kooperation verbunden ist (Lipietz 1987, 189ff.; Beaud 1987, 123ff.).
Diese ist ohne politische Zusammenarbeit jenseits und unabhängig von staatl-
ichen Instanzen auf nationaler wie internationaler Ebene kaum realisierbar.
Bedeutsam wird dies besonders deshalb, weil sich die Spielräume nationaler
Staatsapparate bei der Formulierung und Durchsetzung eigenständiger Entwick-
lungswege im Zuge der Globalisierung immer mehr verringern.

Was die Entwicklung der peripheren Länder betrifft, so steht dabei die Frage
der *Demokratie* heute zu Recht im Zentrum der Diskussion. In Asien, Afrika und
Lateinamerika haben in den vergangenen Jahren Demokratisierungsprozesse
stattgefunden, wurden Diktaturen unterschiedlicher Couleur von formell parla-
mentarischen Mehrparteienregimes abgelöst. Will man die Bedeutung dieser
Entwicklung einschätzen, so müssen allerdings ihre globalen ökonomischen und
politischen Rahmenbedingungen berücksichtigt werden. Dazu gehört vor allem
das Ende des Ost-West-Blockgegensatzes nach dem Zusammenbruch der
Sowjetunion und die damit verbundene Veränderung des geostrategischen
Machtfelds. Zweifellos haben viele dieser Demokratisierungsprozesse den Cha-
rakter einer eher formellen und die inneren Verhältnisse wenig verändernden
Konzession an die nunmehr allein militärisch und politisch bestimmende Groß-
macht USA. Von grundlegenderer Bedeutung ist, daß die Folgen der »Fordis-
mus«-Krise in der Peripherie – ähnlich wie auch in den Metropolen – die beste-
henden politisch-sozialen Regulationsmechanismus unterminiert hatten. Nach
dem Scheitern der Importsubstitution wurde vielfach eine binnen- wie außen-
wirtschaftlich neoliberale Politik durchgesetzt, die eine weitgehende Unterwer-
fung der ökonomischen und gesellschaftlichen Entwicklung unter die Dynamik
des Weltmarkts und die globalen Geld- und Kreditströme bedeutete. Dies hatte
erhebliche Verelendungs-, Deklassierungs- und Zerstörungsprozesse zur Folge.
Dadurch wurden die politischen Legitimationsdefizite der Diktaturen ver-
größert, zugleich aber auch die Positionen der Staatsapparate insgesamt ge-
schwächt (Kößler/Melber 1990). Abnehmender Interventionsspielraum natio-
nalstaatlicher Politik bedeutet jedoch zugleich, daß die Reichweite repräsentiv-
demokratischer Entscheidungsprozesse beschnitten wird. Das Beispiel Venezue-
las etwa zeigt, in welche Konvulsionen eine historisch einigermaßen gefestigte
Demokratie unter diesen Bedingungen geraten kann. Dort genossen mehrfach
versuchte Militärputsche gegen eine sich zwar sozialdemokratisch nennende,
faktisch aber extrem neoliberale Regierung eine relativ breite Unterstützung
gerade der ärmeren Bevölkerung. Dieser Zusammenhang läßt die Bedeutung
formaler Demokratisierungsprozesse – zumindest was die ökonomisch-soziale

Entwicklung angeht – in einem etwas nüchternen Licht erscheinen: »Wo der Sachzwang der real existierenden Marktwirtschaft voll durchschlägt, bedarf es der Militärs nicht mehr« (Müller-Plantenberg 1991, 86; vgl. auch Fröbel u.a. 1987, 94). Auf die politische Ebene übertragener Marktliberalismus bedeutet noch keine demokratische Selbstbestimmung (Kößler/Melber 1990). Die Rückkehr zu formell demokratischen Verhältnissen kann unter diesem Blickwinkel als bloßer Ausdruck einer durch ökonomische Krisen und soziale Blockierungen erzwungenen Anpassung der peripher-kapitalistischen Regulationsweise, d.h. einer inneren Neuformierung der Klassenverhältnisse betrachtet werden. Dann würde sie nicht mehr darstellen als eine weitere und wahrscheinlich zeitlich begrenzte Etappe im krisenhaften Zyklus der Regimeformen unter prinzipiell unstablen ökonomischen und sozialen Bedingungen, der für periphere Länder charakteristisch ist. Dies freilich ist nur die eine Seite des Problems.

Nachdem die bisherigen entwicklungspolitischen Konzepte insgesamt zu mehr als enttäuschenden Ergebnissen geführt haben, zeichnen sich Reorientierungen ab, die auch mit der Revision der bisher akzeptierten Theorien des globalen Kapitalismus zusammenhängen. Was immer mit den Begriffen »nachholende Entwicklung« oder »self reliance« im einzelnen gemeint sein mag, so zielen diese Vorstellungen insgesamt auf eine Optimierung endogener Entwicklungspotentiale und auf die eigenständige Sicherung von Grundbedürfnissen, insbesondere durch Förderung der kleinbäuerlichen agrarischen Produktion. Dazu kommen der Ausbau einer »angepaßten« Infrastruktur, insbesondere des Bildungswesens, eine ökologisch orientierte Technologieentwicklung nicht zuletzt bei der Energieversorgung, die Aufgabe prestigebestimmter Großprojekte, der Abbau parasitärer Staatsapparate sowie vor allem eine Strategie »aktiver Weltmarktintegration« (vgl. Hurtienne 1987, 142ff.; Hettne 1990, 1552ff.; Dabat 1991, 344ff.; Mármora/Messner 1991; Robles 1992, 115ff.). Insgesamt handelt es sich dabei um eine Kombination Weltmarkt-»assoziativer« und »dissoziativer« Konzepte, in denen marktwirtschaftliche Liberalisierung, Weltmarktintegration und eine auf die Entwicklung einer kohärenten ökonomisch-sozialen Struktur abzielende staatliche Planung zusammenlaufen sollen. Zum Teil wird dies mit der Schaffung regionaler Kooperationszusammenhänge zwischen den peripheren Ländern verbunden (Hurtienne 1987, Amin 1992).

Die fatale Seite dieser entwicklungspolitischen Reorientierung liegt darin, daß damit tendenziell den Abhängigen und Marginalisierten die Verantwortung für ihr Schicksal zugeschoben wird, verbunden mit der Zumutung, auf eben die ökologisch zerstörerischen ökonomischen Entwicklungen zu verzichten, denen die Metropolen ihre Überlegenheit verdanken. Auf der anderen Seite kann aber tatsächlich nicht daran vorbeigegangen werden, daß in vielen Teilen der Welt »Entwicklung« im Sinne der Abschaffung von Elend, Kolonialismus und Diskriminierung voraussetzt, daß sich die sozialen Strukturen, Klassen- und Herrschaftsverhältnisse verändern und das ohnehin aussichtslos gewordene Ziel einer Kopie metropolitaner Entwicklungsmuster aufgegeben wird (Mármora/Messner 1991, 93ff.).

Wie immer sich solche Vorstellungen in bezug auf einzelne Länder konkretisieren mögen, sicher ist jedenfalls, daß sie ohne umfassendere und materiale

Demokratisierungsprozesse kaum eine Chance haben. Wenn die bedingungslose Unterwerfung unter die Dynamik des globalen Akkumulationsprozesses vermieden und eigene, auf den jeweiligen natürlichen, sozialen und kulturellen Gegebenheiten aufbauende Entwicklungsmuster realisiert werden sollen, bedarf es einer demokratischen Mobilisierung der gesamten Bevölkerung, umfassender sozialer Kompromisse und der Freisetzung gesellschaftlicher Innovationsfähigkeit und Kreativität, die ohne ein hohes Maß an Pluralismus und Demokratie und ohne ein entsprechendes gesellschaftliches Institutionensystem kaum denkbar sind (Hurtienne 1987, 144ff.). Es bedarf vor allem der Umwälzung bestehender gesellschaftlicher Machtstrukturen und Klassenverhältnisse. Dies setzt »revolutionäre« Prozesse national-popularen Charakters voraus, die sich von den vielfach gescheiterten Strategien einer etatistischen »Reform« oder »Revolution« von oben grundlegend unterscheiden müssen (Dabat 1991, 25ff.; Messner/Stamer 1992; Robles 1992, 115ff.; Amin 1992, 63ff.). Zugleich kann als sicher gelten, daß sich »Demokratie« in peripheren Ländern auch unter der Annahme universell geltender Menschenrechte nicht einfach an den für die entwickelten kapitalistischen Metropolen geltenden Normen und Kriterien orientieren kann, sondern an die jeweils gegebenen gesellschaftlichen und kulturellen Bedingungen und Traditionen gebunden bleiben muß (vgl. dazu Tetzlaff 1991).

Damit ist freilich zunächst einmal kein kohärentes Konzept, sondern eher ein Widerspruch benannt. Deutlich wird dies daran, wie in der entwicklungspolitischen Diskussion mit dem jüngst in Mode gekommenen Begriff der »demokratischen Zivilgesellschaft« umgegangen wird. Ist dessen Verwendung schon im Zusammenhang mit den entwickelten, demokratisch-kapitalistischen Gesellschaften extrem ideologisch aufgeladen (vgl. Hirsch 1992b), so gilt dies um so mehr, wenn er auf abhängig-periphere Länder ohne starke bürgerlich-demokratische Traditionen projiziert wird. Richtig ist, daß Demokratie davon abhängt, daß neben dem formellen politischen Apparat des bürgerlichen Repräsentativsystems eine umfassende, institutionell entwickelte und gefestigte Sphäre gesellschaftlicher Selbsttätigkeit und Selbstorganisation als Grundlage öffentlicher Informations-, Diskussions- und Konsensfindungsprozesse besteht. Ebenso richtig ist auch, daß die Labilität und das Scheitern vieler peripherer Demokratien mit der Unausgebildetheit dieser gesellschaftlichen Sphäre zu tun hat. Berücksichtigt man aber andererseits, daß die Entstehung der immer noch höchst bescheidenen »zivilgesellschaftlichen« Strukturen in den entwickelten kapitalistischen Ländern nicht nur sehr lange gedauert hat, sondern auch deren ökonomische Überlegenheit, deren Reichtum und deren relative Unabhängigkeit zur Voraussetzung hatte, so stehen die Chancen für die heutige Peripherie mehr als schlecht. Wenn die klassisch modernisierungstheoretische Annahme falsch ist, daß sich demokratische politische Verhältnisse im Gefolge des ökonomischen Wachstums quasi von selbst herausbilden und diese unter den Bedingungen globaler Abhängigkeitsstrukturen vielmehr Voraussetzung einer eigenständigen ökonomischen Entwicklung sind, dann besteht ein zunächst einmal unauf löslich erscheinender Zirkel. Der in der jüngsten »Zivilgesellschafts«-Diskussion höchst selten benannte Widerspruch besteht darin, daß die liberale Marktökonomie, insofern sie auf Konkurrenz, Besitzindividualismus und Trennung von Staat

und Gesellschaft beruht, zwar die Basis der bürgerlichen »Zivilgesellschaft« darstellt, daß aber eben diese kapitalistischen Strukturen und Mechanismen auch dahin tendieren, sie zu zerstören. Monopolisierung (nicht zuletzt der Medien), Bürokratisierung, soziale Atomisierung und Heterogenisierung sind auch in den entwickelten Metropolen bestimmende Tendenzen. Wie also Marktliberalisierung und materiale Demokratie in Übereinstimmung gebracht werden sollen, ist im besten Falle eine offene Frage (Müller-Plantenberg 1991, 75f.).

Das Problem verschärft sich, wenn berücksichtigt wird, daß jede Form der wie auch immer »aktiven« Weltmarktintegration gerade bei ökonomisch schwachen und abhängigen Ländern so oder so ein nur schwer kontrollierbares Durchschlagen der kapitalistischen Weltmarktdynamik bedeutet. Die Vorstellung, dieses durch regionale ökonomisch-politische Kooperationszusammenhänge mildern und abfedern zu können, steht in Widerspruch zu den geringer werdenden nationalstaatlichen Spielräumen und zu den immer stärker werdenden Differenzierungsprozessen innerhalb der Peripherie selbst. Derzeit steht jedenfalls eher der Wettlauf um den Anschluß an die von den Triade-Metropolen kontrollierten Regionen unter den von diesen gesetzten Bedingungen auf der weltpolitischen Tagesordnung.

Unter diesen Voraussetzungen ist sicher, daß periphere Länder und Regionen sich nicht selbst am Schopf aus dem Sumpf ziehen werden können. Sie bedürften einer starken, langfristig angelegten und koordinierten Hilfe. Daß allerdings die global entscheidenden Akteure, transnationale Unternehmungen und metropolitane Staaten, kein genuines Interesse an durchgreifenden Demokratisierungsprozessen in der Peripherie haben, darf ebenfalls unterstellt werden und ist eine einschlägige historische Erfahrung. Demokratisch fundierte nationale Eigenständigkeit verträgt sich nur bedingt und bestenfalls situativ mit den im sich globalisierenden Kapitalismus dominant durchsetzenden Interessen. Solche Entwicklungen wurden deshalb bislang bestenfalls toleriert, aber noch öfter unterbunden. Dazu kommt, daß alle Versuche »aktiver«, auf den eigenen gesellschaftlichen Potentialen aufbauender Weltmarktintegration peripherer Länder nach wie vor an vielfältigen diskriminierenden und protektionistischen Praktiken der kapitalistischen Zentren – insbesondere etwa im Agrarbereich – aufzulaufen drohen. Solange auch in den Metropolen die entscheidenden ökonomischen und politischen Machtgruppen von den Ungleichheits- und Abhängigkeitsverhältnissen des globalen Kapitalismus profitieren und ihre legitimatorischen sozialen Kompromisse auf diese gründen, wird sich daran nichts entscheidendes ändern. »Hilfe« für die »Dritte Welt«, die sich auf Katastrophenmanagement und militärische Polizeiintervention beschränkt, zementiert diesen Zustand. Vonnöten wäre eine Unterstützung von Demokratisierungsprozessen, die nicht an staatlichen Herrschaftsstrukturen ansetzt, sondern mit Bewegungen »von unten« zusammenarbeitet. Insgesamt wären also sozialrevolutionäre Veränderungen nicht nur in der Peripherie, sondern ebenso in den Zentren vonnöten. Gefragt ist eine Politik, die die dort herrschenden ökonomischen, gesellschaftlichen und politischen Strukturen angreift und umwälzt, und diese läßt sich nicht verwirklichen, wenn ausschließlich auf die Formen und Prozeduren institutionalisierter Politik gesetzt wird. Die weltweit drohende soziale und ökologische Katastrophe ist ein Produkt

der global herrschenden gesellschaftlichen und ökonomischen Ordnung, und diese hat ihre Wurzel in den Zentren des Kapitalismus. Immer noch ist der Kern des Problems nicht die Armut der vielen, sondern der Reichtum der wenigen, oder genauer genommen die Form, in der er produziert wird.

Literaturverzeichnis

- Aglietta, Michel, 1976: Régulation et crises du capitalisme. L'expérience des États-Unis. Paris
- Altwater, Elmar, 1987: Sachzwang Weltmarkt. Hamburg
- ders., u.a. (Hrsg.), 1987: Die Armut der Nationen. Handbuch zur Schuldenkrise. West-Berlin
- ders., und Kurt Hübner, 1989: The End of the U.S. American Empire? Monetary and Real Aspects of the United States' Hegemonial Crisis. In: Váth (Hrsg.), 43ff.
- Amin, Samir, 1992: Das Reich des Chaos. Der neue Vormarsch der ersten Welt. Hamburg
- Beaud, Michel, 1987: Le système national/mondial hiérarchisé. Une nouvelle lecture du capitalisme mondial. Paris
- Boeckh, Andreas, 1992: Entwicklungstheorien: Eine Rückschau. In: D. Nohlen, F. Nuscheler (Hrsg.), Handbuch der Dritten Welt, Bd.1, 3. Auflage. Bonn, 110ff.
- Boyer, Robert, 1986a: La théorie de la régulation: une analyse critique. Paris
- ders. (Hrsg.), 1986b: Capitalismes fin de siècle. Paris
- ders., 1992: Neue Richtungen von Managementpraktiken und Arbeitsorganisation. Allgemeine Prinzipien und nationale Entwicklungspfade. In: Demirović u.a. (Hrsg.), 55ff.
- Chahoud, Tatjana, 1987: Geschäftsbanken und IWF: Das Imperium schlägt zurück. In: E. Altwater u.a. (Hrsg.), 29ff.
- Chung, Goog-Heon, 1991: Zur regulationstheoretischen Analyse der kapitalistischen Entwicklung Südkoreas. Frankfurt/M.
- Cox, Robert W., 1987: Production, Power, and World Order. Social Forces in the Making of History. New York
- ders., 1989: Production, the State, and Change in World Order. In: E.O. Czempiel, J.N. Rosenau (Hrsg.), Global Changes and Theoretical Challenges
- Dabat, Alejandro, 1991: Capitalismo mundial y capitalismos nacionales. Mexico
- ders., und Alejandro Toledo, 1992: Nuevo orden mundial y viejo orden monetario: conflicto crucial en la restructuration capitalista. MS., Mexico
- Demirović, Alex, u.a. (Hrsg.): Hegemonie und Staat. Münster
- Dziobek, Claudia, 1987: Die Rolle der USA in der internationalen Schuldenkrise. In: Altwater u.a. (Hrsg.), 55ff.
- Fröbel, Folker, u.a., 1987: Die Entwicklungsländer in der internationalen Arbeitsteilung. In: Altwater u.a. (Hrsg.), 92ff.
- Garten, Jeffrey E., 1992: A Cold Peace. America, Japan, Germany and the Struggle for Supremacy. New York
- Gramsci, Antonio, 1991ff.: Gefängnishefte. Hamburg und Berlin
- Hausmann, Ricardo, und Gustavo Marquez, 1986: Venezuela: du bon coté du choc pétrolier. In: Boyer (Hrsg.), 141ff.
- Hein, Wolfgang, und Theo Mutter, 1987: Die entwicklungstheoretische Diskussion. In: Altwater u.a. (Hrsg.), 118ff.
- Hettne, Björn, 1990: Development Theory and the Three Worlds. Harlow
- Hirsch, Joachim, 1985: Auf dem Wege zum Postfordismus? Die aktuelle Neuformierung des Kapitalismus und ihre politischen Folgen. In: Das Argument 151, 325-42
- ders., und Jürgen Häusler, 1987: Regulation und Parteien im Übergang zum »Post-Fordismus«. In: Das Argument 165, 651-71
- ders., 1990: Kapitalismus ohne Alternative? Hamburg
- ders. 1992a: Regulation, Staat und Hegemonie. In: Demirović u.a. (Hrsg.), 203ff.
- ders. 1992b: Das Ende der »Zivilgesellschaft«. In: Widerspruch. Beiträge zur sozialistischen Politik 24, 43ff.
- Hübner, Kurt, 1889: Theorie der Regulation. Berlin

- Hurtienne, Thomas, 1987: Gibt es für den verschuldeten Kapitalismus einen Weg aus der Krise? In: Altwater u.a. (Hrsg.), 128ff.
- ders., 1992: Ein fünfhundertjähriges Reich? Zum Grenznutzen der Dependenztheorie. In: Blätter für dt. und internat. Politik 1, 35ff.
- Jessop, Bob, 1990a: Regulation Theories in Retrospect and Prospect. In: *Economy and Society* 2, 153ff.
- ders., 1990b: *State Theory. Putting the Capitalist State in its Place*. University Park
- Kennedy, Paul, 1989: Aufstieg und Fall der großen Mächte. Ökonomischer Wandel und militärischer Konflikt von 1500 bis 2000. Frankfurt/M.
- Keohane, Robert O., 1982: The Demand for International Regimes. In: *International Organization* 2, 325ff.
- Köbler, Reinhart, und Henning Melber, 1990: Afrika vor der demokratischen Frage. In: Blätter für dt. und internat. Politik 9, 1052ff.
- Krasner, Stephen D., 1982: Regimes and the Limits of Realism: Regimes as Autonomous Variables. In: *International Organization* 2, 497ff.
- Lipietz, Alain, 1985: Akkumulation, Krisen und Auswege aus der Krise. Einige methodologische Anmerkungen zum Begriff der »Regulation«. In: *ProKla* 58, 109ff.
- ders., 1987: *Mirages and Miracles. The Crises of Global Fordism*. London
- Lutz, Burkart, 1984: *Der kurze Traum immerwährender Prosperität*. Frankfurt/M., New York
- Mármora, Leopoldo, und Dirk Messner 1989: *Old Development Theories – New Concepts of Internationalism. A Comparison of Argentina and South Korea*. In: Váth (Hrsg.), 131ff.
- dies., 1991: Zur Kritik eindimensionaler Entwicklungskonzepte. In: *ProKla* 82, 90ff.
- McGrew, Anthony G., Paul Lewis u.a., 1992: *Global Politics. Globalization and the Nation State*. Cambridge
- Menzel, Ulrich, 1992: *Das Ende der dritten Welt und das Scheitern der großen Theorie*. Frankfurt/M.
- Messner, Dirk, und Jörg Meyer-Stamer 1992: *Lateinamerika: Vom »Verlorenen Jahrzehnt« zur »Dekade der Hoffnung«?* In: Blätter für dt. und internat. Politik 1, 44ff.
- Mistral, Jacques, 1986: *Régime international et trajectoires nationales*. In: Boyer (Hrsg.), 167ff.
- Müller-Plantenberg, Urs, 1991: *Marktwirtschaft und Demokratie in Lateinamerika*. In: *ProKla* 82, 74ff.
- Nitsch, Manfred, 1987: *Die Drahtzieher: Krisenreiter, Krisenlobbies und Schwarze Peter*. In: Altwater u.a. (Hrsg.), 29ff.
- Ohmae, Kenichi, 1985: *Die Macht der Triade. Die neue Form des weltweiten Wettbewerbs*. Wiesbaden
- ders., 1992: *Die neue Logik der Weltwirtschaft. Zukunftsstrategien der internationalen Konzerne*. Hamburg
- Ominami, Carlos, 1986: *Chili: échec du monétarisme péripérique*. In: Boyer (Hrsg.), 109ff.
- Poulantzas, Nicos, 1978: *Staatstheorie*. Hamburg
- Robles, Alfredo C., 1992: *French Theories of Regulation and Conceptions of the International Division of Labor*. MS., Wellesley
- Schubert, Alex, 1987: *Die Bundesrepublik Deutschland in der internationalen Schuldenkrise*. In: Altwater u.a. (Hrsg.), 55ff.
- Strange, Susan, 1982: *Cave! Hic Dragones: A Critique of Regime Analysis*. In: *International Organization* 2, 479ff.
- dies., 1986: *Casino Capitalism*. Oxford, New York
- Tetzlaff, Rainer, 1991: *Demokratie in der Dritten Welt: Zwischen normativer Zustimmung und praktischen Realisierungsproblemen*. In: *Jahrbuch Dritte Welt 1992*. München, 33ff.
- Váth, W. (Hrsg.), 1989: *Political Regulation in the »Great Crisis«*. Berlin
- Wallerstein, Immanuel, 1979: *The Capitalist World Economy*. London
- ders., 1985: *The Politics of the World Economy*. Cambridge, Paris
- Ward, Kathryn (Hrsg.), 1990: *Women Workers and Global Restructuring*. Ithaca
- Wend, Alexander, und Raymond Duvall 1989: *Institutions and International Order*. In: E.O. Czempel, J.N. Rosenau (Hrsg.), *Global Changes and Theoretical Challenges*, 51ff.
- Werlhof, Claudia v., 1985: *Wenn die Bauern wiederkommen. Frauen, Arbeit und Agrobusiness in Venezuela*. Bremen
- dies., u.a., 1988: *Frauen, die letzte Kolonie*. 2.Aufl., Reinbek

Paul M. Sweezy und Harry Magdoff

Den Kapitalismus in seiner Geschichte begreifen

Schon 1989 schrieben wir über die beginnende Rezession der US-Wirtschaft. Spätestens Ende 1990 wurde sie dann amtlich, und abgesehen von ein paar Anlaufschwierigkeiten dauert sie seitdem an. Während wir dies schreiben (Ende August '92), deutet alles darauf hin, daß wir noch mehr davon erleben werden. Warum? Normalerweise dauert eine Rezession ein paar Monate, und der Aufschwung, so er einmal begonnen hat, dauert mindestens ein Jahr. Warum ist es diesmal anders? Das ist die Frage, welche die Wirtschaftspresse derzeit nicht mehr losläßt. Die Antworten, sofern überhaupt welche angeboten werden, sind erbärmlich. Die ganze Wirtschaft mit einem Umfang von mehreren Billionen Dollar verhält sich in einer Weise, die niemand erwartet hätte. Die Erklärungen dafür reichen vom Trivialen bis zum Absurden. Sollte es jemals eine intellektuell bankrotte Gesellschaft gegeben haben, dann ist es sicher die amerikanische. Und ironischerweise offenbart sie ihren Bankrott gerade in einer Zeit, die von ihren angesehensten Wissenschaftlern und Denkern als eine noch nie dagewesene Revolution der Information und Kommunikation gepriesen wird.

Was ist nur so offensichtlich falsch gelaufen? Wir schlagen eine Antwort vor, die zugleich einfach und doch enorm komplex ist: Diese Gesellschaft versteht ihre eigene Geschichte nicht. Das ist natürlich sehr kurz gefaßt – Gesellschaften als solche denken oder verstehen nicht. Doch der winzige Bruchteil der Bevölkerung, der über die Ressourcen des Landes verfügt und den Großteil seiner Arbeitskräfte beschäftigt, kontrolliert auch die Mittel und Wege der intellektuellen Produktion dieser Gesellschaft. Und es ist diese Klasse, die für das Unvermögen verantwortlich ist, die Geschichte zu verstehen, die unserer gegenwärtigen Misere zugrundeliegt und sie erklärt.

Unter den Sozialwissenschaften ist die Wirtschaftswissenschaft die älteste und am weitesten entwickelte. So wie sie in unseren Bildungseinrichtungen gelehrt wird, ist sie immer davon ausgegangen, daß das Schulbuchmodell des Kapitalismus – dessen Ursprung auf Adam Smith zurückgeht und welches dazu gedacht ist, die für diese Wirtschaftsordnung charakteristische Struktur der Verhältnisse hervorzuheben – wenigstens eine sinnvolle erste Annäherung an die tatsächlich existierende Wirtschaft ist, in der wir leben und arbeiten. Das ist nicht unbedingt falsch und für manche Zwecke sogar durchaus gerechtfertigt. Doch wenn es darum geht, die Geschichte zu verstehen, kann es vollkommen in die Irre führen – was ja auch der Fall war.

Anfangs (soweit es die USA betrifft, war das vor etwa 200 Jahren) gab es keinen Kapitalismus, oder nur in sehr geringen Ansätzen. Die kapitalistische Wirtschaftsordnung entstand im Verlauf einer ununterbrochenen Entwicklung, die immer noch andauert. Bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts entsprach das Schulbuchmodell ganz gut der tatsächlichen Struktur des Kapitalismus. Das erstere war, anders ausgedrückt, ein angemessen zutreffender Schnappschuß der Ökonomie wie sie damals existierte. Aber wie alle Schnappschüsse konnte auch

dieser nicht die Dynamik erfassen, die am Werk war. Und im Laufe der Zeit paßte beides immer weniger zusammen. Das kapitalistische Wirtschaftssystem wandelte sich immer schneller, und hauptsächlich aus ideologischen Gründen belieben die Ökonomen das Schulbuchmodell im wesentlichen unverändert. Heute, anderthalb Jahrhunderte später, führt der Versuch, die herkömmliche Überzeugung, wie sie diesem Modell innewohnt, für das Verständnis der Funktionsweise des kapitalistischen Systems zu nutzen, zu jener Art von Verwirrung und Frustration, wie sie zu einem Charakteristikum der vorherrschenden Ansätze geworden ist, sich die Vorgänge der letzten Jahre zu erklären.

Soviel als erläuternde Einleitung. Wir wollen nun versuchen, die wirkliche Geschichte des Kapitalismus auf eine Art zu skizzieren, die dabei helfen kann, unseren gegenwärtigen Standort und die Richtung, in die wir uns bewegen, zu verstehen. Zunächst ist es notwendig, sich klar zu machen, daß die Triebfeder des Kapitalismus schon immer die Akkumulation von Kapital gewesen ist und es auch immer sein wird. D.h. die Erwirtschaftung und Reinvestierung von Profit plus den Ersparnissen und Anlagen aus den Einkommen derer, die mehr Geld haben, als zur Befriedigung ihrer Konsumbedürfnisse nötig ist. Zu diesen Quellen, aus denen sich die Mittel für Investitionen speisen, muß man noch die Banken und andere Formen der Kreditvergabe hinzurechnen, die von Institutionen und Praktiken geschaffen worden sind, die es schon lange vor der Entstehung des Kapitalismus als einer Wirtschaftsordnung gab. Alles zusammen genommen – Unternehmensprofit, Ersparnisse aus verfügbarem Individualeinkommen und die institutionalisierte Kreditvergabe – ergibt das Angebot an Kapital.

Die Definition der Nachfrage nach Kapital, im Vergleich zum Angebot an Kapital, erweist sich als weitaus komplizierter und sperriger. Von Anfang an haben die Ökonomen darum gerungen, und oft endeten sie dabei bei übertriebenen Vereinfachungen und Platteiten. Wir können hier nur auf die Hauptbestandteile der Nachfrageseite der Gleichung hinweisen und ihre sich verschiebende relative Bedeutung im Gesamtverlauf der kapitalistischen Geschichte betonen.

Zuerst, und das ist das Wichtigste, darf man auf keinen Fall aus den Augen verlieren, was klar ersichtlich sein sollte, jedoch allzu oft vollkommen vernachlässigt wird: nämlich daß die allmähliche Verwandlung einer größtenteils ländlichen Agrargesellschaft in eine in hohem Maße urbanisierte Industriegesellschaft an und für sich eine riesige Kapitalnachfrage erzeugte, und zwar über den gesamten Zeitraum, in dem sich dieser Prozeß vollzog; d.h. ungefähr zwischen dem Ende des 18. und dem Beginn des 20. Jahrhunderts. Natürlich umfaßte das nicht nur den Bau von Fabriken und Industriekomplexen, wo es vorher keine gab, sondern auch das Erschließen neuer Territorien, die Entwicklung angemessener Transportmittel und die Unterbringung einer rasch anwachsenden Bevölkerung, wozu ungeheuer viel Kapital nötig war. Vor diesem Hintergrund gesehen, überrascht es nicht, daß die volkswirtschaftliche Fibel jener Zeit, Alfred Marshalls *Principles of Economics* (1890) – bei weitem das herausragende Beispiel –, die Nachfrage nach Kapital als im Grunde stabil und unproblematisch ansah.

Die Ökonomen jener Zeit erkannten jedoch nicht, daß diese Stabilität der Kapitalnachfrage keines dem Kapitalismus als solchem innewohnendes Merkmal

war, sondern daß sie vielmehr die *notwendige* und die der Natur der Sache nach *vorübergehende* Folge des Übergangs einer frühkapitalistischen in eine voll entwickelte kapitalistische Gesellschaft war. Was dies bedeutet, so glauben wir, ist von größter Wichtigkeit für das Verständnis der Geschichte des Kapitalismus im 20. Jahrhundert, dem Zeitabschnitt, in dem sich dieser Übergang im wesentlichen vollendete. Solange die Kapitalnachfrage als Fundament solide und zuverlässig war, konnte ein Ausfall im Akkumulationsprozeß – ausgelöst z.B. von extremen Schwankungen im Kreditwesen oder von außerökonomischen Katastrophen – jederzeit überwunden und überstanden werden. Das Wiederanlaufen der Kapitalakkumulation war sichergestellt, vorausgesetzt die institutionelle Basisstruktur der kapitalistischen Wirtschaft blieb intakt; mit etwas Zeit und Geduld würde sich diese schon wieder von allein erholen. Das entsprach nicht nur der Theorie. Im 19. Jahrhundert, dem goldenen Zeitalter des Kapitalismus, funktionierte das kapitalistische Wirtschaftssystem tatsächlich so.

Doch als sich die Übergangsperiode ihrem Ende näherte¹, änderte sich das. Die Nachfrage nach Kapital, im wesentlichen angetrieben durch die Industrialisierung einerseits und die geographische und demographische Expansion andererseits, kam fast zum Stillstand, und man konnte sich nicht mehr darauf verlassen, daß sie die Wirtschaft im Falle eines Aussetzens des Akkumulationsprozesses, was auch immer der Grund dafür sein mochte, wieder ankurbelte. Es war unvermeidlich, daß dieser Wendepunkt in der Geschichte des Kapitalismus kommen würde. Sein tatsächliches Eintreten fiel mit dem zyklischen Abschwung von 1929 zusammen und ging bald über in die zehnjährige Weltwirtschaftskrise der dreißiger Jahre.

Daß das kapitalistische System verlor, was über ein Jahrhundert lang seine Hauptstütze gewesen war, nämlich eine stabile und verlässliche Nachfrage nach Kapital, machte einen Zusammenbruch des Akkumulationsprozesses nicht an und für sich unvermeidlich. Die Nachfrage macht nur eine Seite der Gleichung aus. Würde die Vervollkommnung des Kapitalismus nicht nur eine allmähliche Schwächung der Kapitalnachfrage bedeuten, sondern auch eine Abschwächung auf der Angebotsseite, wäre womöglich alles gut gegangen. Die Gesellschaft würde weniger investieren und mehr konsumieren. Die Wachstumsrate würde zwar sinken, aber es drohte nicht die Gefahr eines wirtschaftlichen Zusammenbruchs, solange eine ordentliche Balance aufrechterhalten bliebe. In ihren besseren Zeiten konnte sich die klassische politische Ökonomie einen solchen Vorgang, das Nachlassen der Kapitalnachfrage, sogar vorstellen, der, wie sie es nannte, in einem »stationären Zustand« kulminieren würde. Die berühmteste und im großen und ganzen recht gute Darstellung dieses Vorgangs findet sich bei John Stuart Mill, und zwar in dessen Hauptwerk *Principles of Political Economy* (1848, Buch IV, Kap. VI, 2).

Aber während der Kapitalismus sich weiterentwickelt, neigt er in Wirklichkeit nicht zu weniger, sondern zu mehr Akkumulation. Reichtum und Einkommen wachsen an und konzentrieren sich zunehmend in verhältnismäßig weniger Händen. Kapitalgesellschaften, wohlhabende Einzelpersonen und Finanzinstitute zusammengenommen erzeugen eine Flut an überschüssigen Mitteln, die nach profitablen Investitionsmöglichkeiten suchen. Solange die Nachfrage anhält, funktioniert das kapitalistische System – stockt sie, bricht es zusammen.

Das ist genau das, was nach 1929 passierte. Der Zusammenbruch dauerte volle zehn Jahre, was in der Geschichte des Kapitalismus etwas vollkommen neues war. Gegen Ende 1933 begann ein zyklischer Aufschwung, der ein paar Jahre andauerte, hauptsächlich stimuliert durch die Regierungspolitik. Eine Zeitlang sah es so aus, als würden sich die Dinge wieder »normalisieren«. Doch diese Illusion löste sich bald in Luft auf. Zur gleichen Zeit wie sich die Wirtschaft mehr und mehr erholte, schollen die Mittel an, die nach Investitionsmöglichkeiten suchten. Doch es gab keine entsprechende Nachfrage, und im Sommer 1937 trat ein Rückschlag ein. Die Arbeitslosigkeit, die von 25 auf 15 Prozent aller Beschäftigten gefallen war, schnellte im darauffolgenden Jahr wieder hinauf auf 19 Prozent. Dieses Jahrzehnt schien dazu bestimmt, so zu enden wie es begonnen hatte: fest verankert in der ökonomischen Flaute.

Der Zweite Weltkrieg änderte dies alles und kündigte einen neuen und deutlich davon abgehobenen Zeitabschnitt an, der fast ein halbes Jahrhundert andauerte. Wir wollen in aller gebotenen Kürze versuchen, diesen Abschnitt unter denselben Prämissen zu charakterisieren, mit denen wir die vorangegangenen eineinhalb Jahrhunderte analysiert haben; d.h. unter dem Gesichtspunkt des Angebots an und der Nachfrage nach Kapital, den Kernelementen im Akkumulationsprozeß, die für das Funktionieren des kapitalistischen Wirtschaftssystems in etwa die gleiche Rolle spielen wie das Herz-Kreislauf-System für einen lebenden Organismus.

Die entscheidenden Elemente im Übergang vom Früh- zum Spätkapitalismus sind, wie wir gesehen haben, eine stockende Nachfrage nach und ein anschwellendes Angebot an Kapital – ein Widerspruch, der seine Auflösung in der Stagnation findet. Aber Stagnation war nicht der vorherrschende Zustand der Jahre zwischen 1940 und 1990. Warum? Was wurde aus dem Angebot an und der Nachfrage nach Kapital, wie entwickelte sich der Akkumulationsprozeß während dieser Periode?

An dieser Stelle bedarf es einer einleitenden Klarstellung. Jeder weiß, daß die Staatsausgaben vor 1930 eine für das Funktionieren der US-Wirtschaft sehr unbedeutende Rolle spielten. Das traf für die Zeit des amerikanischen Bürgerkriegs und des Ersten Weltkriegs selbstverständlich nicht zu. Doch in beiden Fällen kehrte die wirtschaftliche Lage bald wieder zu dem zurück, was damals nach den Kriegen die Norm war. Dies geschah jedoch nicht nach dem Zweiten Weltkrieg. Die Kürzung der Militärausgaben unmittelbar nach dem Krieg war zwar einschneidend, aber nicht von Dauer. Mit dem Koreakrieg im Jahre 1950 begann eine erneute Aufrüstung, die öfter nach oben als nach unten zeigte und bis Ende der achtziger Jahre andauerte. In den Kategorien von Angebot an und Nachfrage nach Kapital bedeutet dies, daß das, was für die Rüstung ausgegeben wird, den gleichen ökonomischen Effekt hat wie die Konsumtion; d.h. Rüstungsausgaben entziehen dem Zirkulationsprozeß Güter und Dienstleistungen. Analytisch betrachtet müssen sie daher zur Konsumtion addiert und von dem subtrahiert werden, was anderenfalls einen Teil der Mittel an verfügbarem Investitionskapital bilden könnte. Unter dem Strich neigen Militärausgaben also dazu, das Angebot an Kapital zu verringern und, wie alle anderen Konsumformen, einen Bedarf an produktiver Kapazität zu erzeugen (in diesem Falle den Aufbau einer

massiven und permanenten Rüstungsindustrie). Sie müssen also zur Nachfrage nach Kapital hinzugezählt werden. Deshalb übt der Faktor Rüstung sowohl auf der Angebots- als auch auf der Nachfrageseite der Gleichung eine sehr starke unterstützende und stabilisierende Wirkung auf den im Grunde anfälligen Akkumulationsprozeß der spätkapitalistischen Gesellschaft aus.

Betrachtet man die kapitalistische Geschichte im ganzen, wird dies einmal zweifellos als der Hauptgrund dafür erachtet werden, daß der Kapitalismus in der Nachkriegsära zu neuem Leben erwachte. Aber es war nicht der einzige Grund. Wie alle Kriege, jedoch in einem unvergleichlich größeren Maßstab, zerstörte der Zweite Weltkrieg materielle und soziale Strukturen, die wieder aufgebaut werden mußten. Das ist die Basis des wohlbekannten Phänomens eines wirtschaftlichen Aufschwungs nach ernstzunehmenden militärischen Konflikten. Manchmal ist solch ein Aufschwung von kurzer Dauer, wie z.B. nach dem Ersten Weltkrieg. Doch unter Berücksichtigung des globalen Rahmens und des nie dagewesenen Ausmaßes an Zerstörung und Desorganisation in den Jahren zwischen 1940 und 1945, war es unvermeidlich, daß die Erneuerung und der Wiederaufbau nach dem Zweiten Weltkrieg von längerer Dauer und zudem kostspielig sein würden. Direkt und indirekt erhöhte es in großem Maße die Kapitalnachfrage in der Nachkriegsära. Zählt man dies zusammen mit dem militärischen Neuaufbau in Verbindung mit dem Koreakrieg, dem Vietnamkrieg und dem Kalten Krieg, so verwandelten die Erfordernisse des Wiederaufbaus sowohl die Angebots- als auch die Nachfrageseite der Akkumulationsgleichung radikal. Eine Zeitlang, die sich bis in die siebziger Jahre ausdehnte, schien der Kapitalismus seine Jugend wiedergewonnen zu haben. Der Akkumulationsprozeß lief relativ geschmiert und erlebte nur unbedeutende Schwankungen. Für einige Zeit, zumindest von einer engeren ökonomischen Warte aus, schien es, als erfreuten wir uns der besten aller möglichen Welten.

Hier müssen wir nochmals zurück in die dreißiger Jahre. Im Verlauf der zehnjährigen Wirtschaftskrise erlebte die herrschende Wirtschaftswissenschaft eine bemerkenswerte Renaissance in einer Form, die gemeinhin als die Keynesianische Revolution bekannt wurde. Es war offensichtlich der historische Kontext, der für diese Renaissance verantwortlich war – eine Renaissance, die ein Thema zum obersten Punkt der Tagesordnung bestimmte, das in der klassischen politischen Ökonomie als ein sekundäres und im allgemeinen für belanglos gehaltenes Nebenthema gegolten hatte: die Bestimmung der wirksamen Nachfrage einschließlich der Nachfrage nach Kapital. Zum größten Teil wurde dies eher als ein allgemein theoretisches Problem behandelt denn als Beitrag zur Erklärung der damals existierenden wirtschaftlichen Depression. Aber das änderte sich nach dem Zusammenbruch im Sommer 1937. Alvin Hansens 1938 erschienenes Buch *Full Recovery or Stagnation?* brachte zur Sprache, was eine tiefgreifende Debatte über die damals brennendste Frage zu werden verhiß: das Wesen und die Ursachen der Weltwirtschaftskrise.

Unglücklicherweise wurde diese Debatte durch den Ausbruch des Zweiten Weltkrieges abgebrochen. Und trotz der Versuche, sie nach dem Krieg wiederzubeleben, darunter selbst welche von seiten Hansens, hatte das Thema seine unmittelbare Aktualität verloren und war bald aus dem Blickfeld verschwunden.

Und in den verhältnismäßig florierenden fünfziger und sechziger Jahren wurde das, was als die Keynesianische Revolution begonnen hatte, von etwas abgelöst, das wohl in angemessener Weise als Keynesianische Konterrevolution bezeichnet werden muß. Abgesehen von einigen beachtenswerten Ausnahmen wie Joan Robinson, verloren die meisten Anhänger von Keynes ihr gesamtes Interesse an den großen Fragen der historischen Laufbahn des Kapitalismus und wandten ihre Aufmerksamkeit der Frage zu, auf welche Art und Weise seinen unbedeutenden Auf- und Abwärtsbewegungen beizukommen sei.

Ironischerweise fiel es ungefähr in diese Zeit, als sich in der Wirtschaft erneut Akkumulationsschwierigkeiten abzuzeichnen begannen. Die Rezession von 1974/75 war erheblich gravierender als ihre Vorläufer nach dem Krieg. Die lange dauernde Aufrüstung des Kalten Krieges führte zu sinkenden Erträgen, indem sie die wirksame Nachfrage eindämmte. Und noch vor dem Ende der siebziger Jahre begann eine wachsende Flut an verfügbarem Investitionskapital, das wegen der allgemeinen Überkapazitäten nicht in der Lage war, profitable Anlagemöglichkeiten zu finden, zunehmenden Druck auf die Absorptionsfähigkeiten der existierenden Finanzstrukturen auszuüben. Ein weiteres Anfachen des Kalten Krieges, spätestens zu diesem Zeitpunkt als das einzig wahre Heilmittel gegen solche Übel betrachtet, wurde von der Carter-Administration in ihren letzten zwei Regierungsjahren begonnen und von Reagan infolge der einschneidenden Rezession von 1980/81 extrem auf die Spitze getrieben.

Die achtziger Jahre werden wahrscheinlich als einer der bizarrsten Abschnitte in der Geschichte des Kapitalismus in Erinnerung bleiben. An vernünftigen Maßstäben gemessen war die Akkumulation von Sachkapital schwach und dafür stark auf Handels- und Grundstücksprojekte ausgerichtet. Die Aufrüstung wurde fortgesetzt mit ihren wohlbekanntem Auswirkungen sowohl auf die Angebots- als auch auf die Nachfrageseite der Akkumulationsgleichung. Drastische Steuer-senkungen zugunsten der Wohlhabenden zusammen mit einer rigoros zuschlagenden, gegen die Gewerkschaften gerichteten Regierungspolitik brachten den oberen Einkommenschichten beispiellosen Wohlstand, den unteren dagegen zunehmend Entbehrung und Verarmung. Die Anhäufung an verfügbaren Investitionsmitteln, die für die Bildung von Sachkapital kaum genutzt werden konnten, mündete schließlich in eine Schulden- und Spekulationsorgie. Am Ende des Jahrzehnts war die Wirtschaft zu einem verrückten Flickwerk aus Ungereimtheiten und Widersprüchen geworden, das jeder rationalen Beschreibung spottete.

Früher wäre das Resultat einer derart teuflischen Mixtur gewiß ein wirtschaftlicher Zusammenbruch gewesen, gefolgt von einer umfassenden Unternehmensliquidation und einer umfassenden Deflation – ähnlich dem, was sich in den Jahren nach dem Börsenkrach von 1929 ereignete. Daß dies nicht geschah, war einzig und allein der herrschenden Klasse zu verdanken, die eine der Lektionen der Geschichte des vergangenen Jahrhunderts gut gelernt hat, wie sie nämlich ihren Besitz vor den Folgen einer solchen Katastrophe schützen kann. Der Ausspruch »too big to fail« – zu groß, um unterzugehen – wurde zum Leitprinzip. Und schon in den siebziger Jahren wurde damit begonnen, jedem drohenden Bankrott aus der Patsche zu helfen – außer den kleinen Fischen natürlich; oder er wurde von

der amerikanischen Zentralnotenbank, dem Finanzministerium oder einer eigens zu diesem Zweck geschaffenen Sonderbehörde übernommen. Der Ballon platzte nie, er verlor nur langsam und allmählich Luft. Dieser Vorgang dauert nun, etwa zwei oder drei Jahre nachdem die wirtschaftliche Expansion in eine Rezession umgeschlagen ist, immer noch an.

Wie es der Zufall so will, ereignete es sich genau im selben Zeitraum, daß die vormalig kommunistischen Regime in der Sowjetunion und Osteuropa zusammenbrachen, der Kalte Krieg endete und sich jegliche Hoffnung darauf, die Wirtschaft durch eine weitere Dosis Rüstungsmedizin zu retten, in Nichts auflöste. Ein belagerter und siegreicher George Bush dürfte die Lage wohl falsch eingeschätzt haben, wenn er glaubte, daß ein kleiner glanzvoller Krieg am Persischen Golf das Ende des Kalten Krieges irgendwie wettmachen könne. Falls dem so war, wurde er bald eines Besseren belehrt. Aus ökonomischer Sicht betrachtet, sind kleine Kriege für niemanden von Nutzen. Die Rezession hält weiterhin an – ohne Aussicht auf ein baldiges Ende. Und auf längere Sicht gesehen, ist die Perspektive genauso düster wie in den schlimmen Zeiten der Weltwirtschaftskrise.

Nach fünfzigjähriger Pause sucht uns das Grundproblem einer spätkapitalistischen Gesellschaft, die Abwesenheit einer stabilen und zuverlässigen Nachfrage nach Kapital, aufs neue heim. Die Keynesianische Revolution war ein erster, jedoch bald wieder abgebrochener Versuch, sich dem Problem zu stellen. Leider gibt es bis jetzt kein Anzeichen dafür, daß diese Gesellschaft entweder die Courage oder den intellektuellen Einfallsreichtum besitzt, es nochmals zu versuchen.

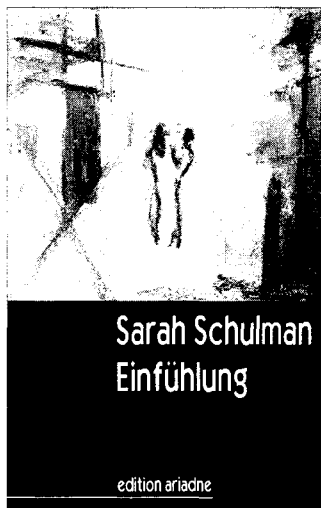
Aus dem Englischen von Markus Weidmann

Anmerkung

- 1 Sie fand nie ein Ende und wird möglicherweise auch nie ein klar definiertes Ende finden. Es gibt immer noch Bereiche, in die noch kein Kapital eingedrungen ist und noch nicht von ihm übernommen worden sind. Doch sind sie von geringer und schwindender Bedeutung für das Funktionieren des Gesellschaftssystems im ganzen.

Erschien unter dem Titel »On Understanding the History of Capitalism« in: *Monthly Review*, Vol. 44, N° 5, Oktober 1992, 1-9.

Neu in der edition ariadne



Roman, edition ariadne
230 Seiten. Gebunden. DM 27,-

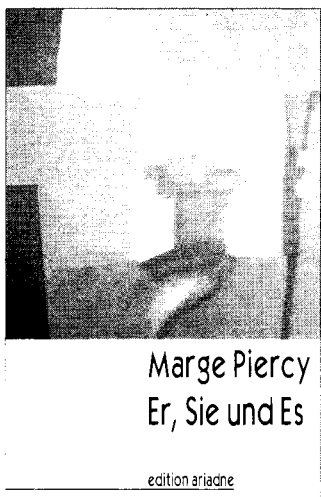
Manche Nacht fliegt Anna im Bett davon. Diese Nacht, wo sie wach im Dunkeln lag, segelten Eisschollen zwischen den Sternen. Sie blitzten im Mondlicht, als die Decke zu Boden glitt, als das Geheimnis enthüllt wurde. Annas kleiner weißer Körper sah zwischen diesen Kissen aus wie Diamanten. Kristallene Scheiben voller Glanz. Aber dann löste der einschlagende Blitz die Alarmanlagen aus, und so unterbrochen zog Anna die Decken über ihr prude fügsames Fleisch. Zurück in der Wirklichkeit lag sie, unbefriedigt, zwischen zwei Stück bedrucktem Baumwollstoff. Die Sirenen heulten die ganze Nacht. Was ist passiert? fragte sie sich.

Was ist nur passiert?

Dann tauchten noch ein paar Fragen auf.

Was ist mit der Welt passiert, die mir 1965 im ersten Schuljahr versprochen wurde?

»So komisch und kühn und schamlos wie nur je.« *Kate Millett*



Roman, edition ariadne
520 Seiten. Gebunden. DM 49,-

Computerspezialistin Shira Shipman verläßt nach der Scheidung die streng hierarchische Konzernmetropole ihres Arbeitgebers, wo weder ihre Karriere noch ihre Ehe auf einen grünen Zweig gekommen sind. Sie kehrt heim zu ihrer Großmutter Malkah in die freie Stadt Tikva, wo Rätedemokratie und Geschlechtergleichheit herrschen. Malkah ist derweil mit dem alten Forscher Avram an einem waghalsigen Geheimprojekt zugange, dessen Kern ins Prager Ghetto des 16. Jahrhunderts zurückreicht, jene Zeit, da Rabbi Juda Löw einen Golem gegen die Pogrome schickte... In diesem Projekt findet auch Shira Arbeit - und anstelle von Ruhe eine völlig neue Aufgabe, die sie mit der halben Welt in Konflikt bringt.

»Piercy schreibt scharf mit Liebe zur Welt, ethischer Leidenschaft und originärem Feminismus« *Adrienne Rich*

edition ariadne bei argument

Ingrid Arbeitlang

Wie befreiend war die DDR-Frauenförderung?

Analyse rechtlicher und sozioökonomischer Regelungen

Nach offizieller Darstellung war in der DDR die Gleichberechtigung von Männern und Frauen verwirklicht. Die ausschlaggebenden Kriterien bei der Definition von Gleichberechtigung waren der Anteil der erwerbstätigen Frauen und der Grad der Vereinbarkeit von Familie und Beruf. Spätestens seit den Veränderungen ab Mitte des Jahres 1989 widersprachen einzelne Frauen und Frauengruppen in der damals noch existierenden DDR öffentlich dieser Darstellung. Ihrer Meinung nach war die Frauenfrage nicht gelöst und die Gleichberechtigung der Geschlechter nicht hergestellt; auch wenn mehr als 90 Prozent der Frauen in der DDR erwerbstätig waren, konnte die Geschlechterhierarchie nicht aufgehoben werden. Die breite öffentliche, kritische Auseinandersetzung mit den von staatlicher Seite festgelegten Inhalten von Gleichberechtigung brach mit dem Beitritt zur Bundesrepublik ab und wurde bis heute nicht wieder aufgenommen. Im Gegenteil. Je deutlicher sich die negativen sozialpolitischen Folgen des Beitritts abzeichnen, beispielsweise der überproportional hohe Anteil von erwerbslosen Frauen, desto positiver wird das System der sozialen Absicherung und der Frauenerwerbspolitik in der DDR beurteilt. Doch dieser tendenziell verklärende Blick auf die Vergangenheit verhindert die Problematisierung des weiblichen Lebenszusammenhangs, und zwar sowohl wie er zu DDR-Zeiten determiniert wurde als auch heute.

Es gilt, eine kritische Bestandsaufnahme zu ziehen, bei der patriarchale Strukturen herausgearbeitet werden. Allgemein ist darunter das »Gesamtsystem der ökonomischen, sozialen, politischen, rechtlichen, kulturellen, sexuellen und ethnischen Beziehungen zwischen den Geschlechtern (zu) verstehen, die von männlicher Macht und Herrschaft geprägt sind« (Maier 1990, 22). Sie beinhalten die Minderwertigkeit von Frauen und weisen ihnen als dem zweiten Geschlecht eine materiell und ideell benachteiligte, untergeordnete Position in der Gesellschaft zu. Da ich die Trennung und unterschiedliche Wertigkeit von gesellschaftlicher Produktion und privater Reproduktion, verbunden mit einer geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung als wesentliche Grundlage der Diskriminierung von Frauen erachte, verfolge ich drei zentrale Fragestellungen: 1. Konnte die hohe Integration von Frauen in die Erwerbstätigkeit das weibliche Geschlecht als soziale Kategorie aufheben? 2. Wurde eine Gleichwertigkeit der Geschlechter erreicht? 3. Existieren geschlechtsspezifische Rollenzuweisungen und welche Konsequenzen sind damit verbunden? Unter diesem Blickwinkel werde ich die Frauenpolitik der DDR, wie sie in den letzten 20 Jahren gestaltet wurde, auf strukturelle Diskriminierungsmechanismen im Erwerbsbereich analysieren.

Die Integration der Frauen in den Erwerbsbereich wurde durch rechtliche Grundlagen gefördert. Doch bereits auf der gesetzlichen Ebene war die strukturelle Diskriminierung von Frauen verankert. Als Beleg für diese These kann das

Arbeitsgesetzbuch (AGB) der DDR herangezogen werden. Es galt als entscheidendes Regelwerk, mit dem die in der Verfassung verankerte Gleichberechtigung von Männern und Frauen (Art. 20 II Verfassung) konkretisiert werden sollte. Im ersten Kapitel des AGB wurden die Grundlagen und Ziele der Frauenförderung festgelegt. Demnach sind »solche Bedingungen (zu schaffen), die es den Frauen ermöglichen, ihrer gleichberechtigten Stellung in der Arbeit und in der beruflichen Entwicklung immer besser gerecht zu werden und ihre berufliche Tätigkeit noch erfolgreicher mit ihren Aufgaben als Mutter und in der Familie zu vereinbaren« (§ 3 AGB). Mit diesem Paragraphen wurde allgemein die Förderung von Frauen im Erwerbsbereich festgeschrieben, und Frauen mit Kindern wurden als besonders zu fördernde Gruppe ausgewiesen. Der Förderung beider Zielgruppen – Frauen im allgemeinen, Mütter im besonderen – scheint die gleiche Wertigkeit zuzukommen. Die Analyse des AGB ergibt, daß vorrangig Mütter im Mittelpunkt der Regelungsmuster standen. Da Frauen mit Kindern größere Schwierigkeiten haben, einer Erwerbstätigkeit nachzugehen (Vereinbarkeitsproblematik), ist ihre Unterstützung positiv zu beurteilen. Problematisch ist allerdings die Reduzierung der Frauenförderung auf diese Zielgruppe. Dadurch erhält die Beseitigung der für alle Frauen bestehenden Diskriminierung einen untergeordneten, wenn nicht nebensächlichen Stellenwert.

Besonders deutlich wird die einseitige Orientierung auf Frauen mit Kindern im 12. Kapitel des Arbeitsgesetzbuches, in dem die »besonderen Rechte der werktätigen Frau und Mutter« geregelt sind. Bis auf eine Ausnahme förderten alle Paragraphen (§§ 240-251) erwerbstätige Frauen einzig im Hinblick auf ihre biologische und soziale Funktion als Mutter. Der einzige Paragraph, der sich nicht auf Mütter bezog, war auch nicht für Frauen relevant. § 251 AGB gewährte alleinstehenden Vätern unter bestimmten Voraussetzungen gleiche »Vergünstigungen« bei der Arbeitszeit- und Urlaubsregelung wie vollzeitbeschäftigten Müttern. So kurios die Platzierung von § 251 AGB auf den ersten Blick erscheint, so prägnant verdeutlicht sie, daß mit der »Förderung der Frau« die einseitige Verantwortung für die private Reproduktion weiterhin den Frauen zugewiesen wurde. Alleinstehende Väter waren eine Ausnahme, nicht die Regel. Die Einordnung von alleinerziehenden Vätern in das Kapitel für Mütterbelange kann als Freudsche Fehlleistung bezeichnet werden, offenbart sie doch ungewollt die innere Logik des Gleichberechtigungsverständnisses des Gesetzgebers. Entgegen aller Verlautbarungen wurde der Status quo der geschlechtsspezifischen Sozialrollen an einem wesentlichen Punkt nicht verändert, sondern fortgeschrieben. Die Verwirklichung einer derart verstandenen Gleichberechtigung bringt für Männer wenig Veränderungen. Sie sind weiterhin Arbeitnehmer, deren Arbeitskraft ungehindert von familiären Pflichten im Bereich der gesellschaftlichen Produktion voll eingesetzt werden kann. Frauen hingegen haben sowohl den Anforderungen in der gesellschaftlichen Produktion als auch denen in der privaten Reproduktion zu genügen.

Der Konzeption des Arbeitsgesetzbuches lagen nicht alleine eine geschlechtsspezifische Rollenzuweisung und daraus resultierende Arbeitsteilung zu Lasten von Frauen zugrunde, sondern auch eine unterschiedliche Wertigkeit der Geschlechter. Erkennbar wird dies an der Zuordnung von Frauen zu den Bevölkerungsgruppen »Jugendliche sowie ältere und invalide Menschen«, die in den

verschiedensten Paragraphen des AGB zu finden ist. So sind nach §210 II AGB »die Arbeitsbedingungen ... entsprechend den physischen und physiologischen Besonderheiten der Frau und dem körperlichen Entwicklungsstand der Jugendlichen zu gestalten.« Ein Kommentar erläutert §210 AGB dahingehend, daß alle Betriebe verpflichtet sind, »für die werktätigen Frauen und die Jugendlichen erschwernis- und gefähderungsfreie sowie persönlichkeitsfördernde Arbeitsbedingungen zu schaffen« (Wilhelm 1989, 35). Die kontinuierliche Gleichsetzung von Frauen mit Jugendlichen, deren Leistungsfähigkeit und Persönlichkeit noch nicht der eines Erwachsenen entspricht bzw. die Gleichsetzung mit nicht mehr voll leistungsfähigen Erwachsenen definiert Frauen indirekt als defizitäres, von der männlichen Norm abweichendes Geschlecht. Von einer Gleichwertigkeit der Geschlechter kann nicht die Rede sein. Vielmehr waren Frauen auch in der DDR das »Besondere-Mindere-Andere«. Mit der Formel von der »physischen und physiologischen Besonderheit der Frau« wurden die biologischen Eigenschaften mit der weiblichen Sozialrolle vermengt. Laut §242 AGB durften Mütter mit Kindern, die das erste Lebensjahr noch nicht vollendet haben, keine gesundheitsgefährdenden Arbeiten übernehmen. Gegen den Gesundheitsschutz an sich sind keine Einwände zu erheben. Im Gegenteil, es wäre erstrebenswert, wenn er für alle Erwerbstätigen gelten würde. Der Kommentar zu §242 AGB zeigt, daß die biologisch bedingte Mutterschaft mit der sozialen Rollenzuweisung quasi als naturgegeben gleichgesetzt wurde: »Das Kind wiederum braucht gerade im ersten Lebensjahr die besondere Fürsorge und stete Bereitschaft der Mutter, um sich gesund entwickeln zu können.« (Hovenbitzer 1987, 28) Vom Stillen abgesehen, ist nicht einsichtig, warum nicht auch der Vater zur gesunden Entwicklung des Kindes beitragen kann. Diese Möglichkeit wurde jedoch von vornherein ausgeschlossen. Mit derartigen Regelungsmustern erhält die soziale Mutterschaft Zwangscharakter. Männer werden von der sozialen Vaterschaft entbunden. Das bedeutet aber auch, daß sie daran gehindert werden, die Vaterschaft anders zu leben denn als Brotverdiener und Zubringer von Sachmitteln.

Neben dem Arbeitsgesetzbuch verstärkten andere Gesetze den Zwangscharakter der Mutterschaft, wie z.B. das Erziehungsrecht bei nicht verheirateten Müttern. Sie erhielten automatisch das Erziehungsrecht, der Vater des Kindes war von allen Rechten und Pflichten mit Ausnahme der Unterhaltspflicht ausgeschlossen (§46 Familiengesetzbuch). Damit wurde die männliche Geschlechterrolle auf die »Zahlvaterschaft« reduziert. Die Begründung dafür ist bemerkenswert. Während in jedem erdenklichen Zusammenhang auf die Notwendigkeit hingewiesen wurde, Traditionen der bürgerlichen Familie durch das neue Leitbild von der sozialistischen Familie zu überwinden, galt an dieser Stelle die normative Kraft des Faktischen. Das Erziehungsrecht erhielten alle unverheirateten Frauen, »weil das Kind in der Regel bei der Mutter lebt« (Lehrbuch zum Familiengesetzbuch, 167). Weder Männer noch Frauen konnten außerhalb der ehelichen Gemeinschaft entscheiden, ob und wie sie sich das Erziehungsrecht teilen. Dem Mann wurde die soziale Vaterschaft verweigert, der Frau die soziale Mutterschaft zwangsverordnet. Hier offenbart sich traditionelles Denken, demzufolge Kinderbetreuung Frauensache ist. Geht man davon aus, daß die soziale Vaterschaft auch eine vom Mann gewünschte Rolle ist, wird auch deutlich, daß

die Diskriminierung von Frauen nicht immer mit Privilegien für Männer verbunden ist. Die Alleinzuständigkeit der Frauen für die Kindererziehung ist ein elementarer Aspekt einer patriarchalen Familienordnung.

Die exemplarische Analyse der gesetzlichen Grundlagen der DDR läßt drei Dimensionen patriarchaler Strukturen erkennen: 1. Das Verhältnis der Geschlechter konnte sich durch das Fortschreiben traditioneller Sozialrollen nicht grundlegend verändern. Die individuelle Entscheidung von Männern und Frauen, bei der Kindererziehung und Haushaltsführung eine andere als die traditionelle Arbeitsteilung vorzunehmen, wurde durch die gesetzlichen Regelungen erschwert. Die Regelungsmuster des Arbeitsgesetzbuches waren ein zweischneidiges Schwert. Die Frauenförderung, besser: Mütterförderung, in Form von positiver Diskriminierung bedeutete zwar Unterstützung, aber sie schrieb die traditionellen Geschlechterrollen fest. 2. Als Maßstab für Frauenförderungsmaßnahmen fungierte die männliche Erwerbsbiographie – bei der Kindererziehung und Hausarbeit nicht vorgesehen sind – ebenso wie die männliche Arbeitskraft. Dadurch erscheint die mehrfache Leistung von Frauen in Form von gleichzeitiger Reproduktionsarbeit und Erwerbstätigkeit ebenso als ein Defizit wie ihre biologische Konstitution. 3. Die Tatsache, daß Frauenförderung vor allem Mütterförderung war, hatte einen nicht zu unterschätzenden Einfluß auf das Herausbilden einer weiblichen Identität. Das Wort »Frau« wurde zum Synonym für »Mutter«, wie auch das Schlagwort von der »Muttipolitik« zeigt, mit dem die Durchführungsbestimmungen zum Arbeitsgesetzbuch charakterisiert wurden.

Was in den rechtlichen Rahmenbedingungen an struktureller Diskriminierung verankert war, fand seine Entsprechung in der Frauenerwerbspolitik der DDR, wie sie seit Anfang der siebziger Jahre betrieben wurde. Ihre Analyse steht unter der Fragestellung, ob die Erwerbsarbeit von Frauen zu vergleichbaren Einkommens- und Statusverhältnissen führte wie bei Männern. Bei der Betrachtung aller Erwerbszweige in der DDR wird eine horizontale Segregation, d.h. geschlechtsspezifische Aufteilung deutlich. Sie entspricht der Trennung, die in der Volkswirtschaftslehre zwischen dem nichtproduzierenden und produzierenden Bereich, d.h. zwischen dem Dienstleistungsbereich und der industriellen Produktion vorgenommen wurde. Frauen arbeiteten überwiegend im Dienstleistungsbereich, also dort, wo nach der Arbeitswertlehre der DDR keine wertschöpfenden Leistungen erbracht wurden. Ende der achtziger Jahre betrug der Anteil der Frauen an der Gesamtzahl der Beschäftigten im Sozialwesen 91,8, Gesundheitswesen 83,3, Bildungswesen 77, Post- und Fernmeldewesen 68,9, Handel und in anderen Dienstleistungseinrichtungen sowie in der Verwaltung 72,7 Prozent (vgl. Nickel 1989a, 11, und 1990, 40). Eine weitere Trennungslinie verlief in der Industrie zwischen Produktionsberufen und »anderen Berufen«. Die Arbeitslöhne und Zusatzzahlungen (z.B. Prämien, Zuschläge für Schichtarbeit) in Produktionsberufen bildeten den Maßstab für das durchschnittliche Arbeitseinkommen. Dagegen waren ArbeiterInnen »in anderen Berufen« unterdurchschnittlich bezahlt. Im Jahr 1981 arbeiteten von den insgesamt 48,7 Prozent Arbeiterinnen nur 18 Prozent in Produktionsberufen, und zwar vor allem in der Textil- und Bekleidungsindustrie, in der Elektronischen, Elektrotechnischen und Leichtindustrie.

Diese nach Geschlechtern polarisierte horizontale Segregation in der Erwerbs-

struktur hatte sich spätestens seit Ende der sechziger Jahre herausgebildet (vgl. Nickel 1990, 39). Sie wurde ergänzt durch die vertikale Segregation, der Besetzung von Leitungspositionen von Männern und Frauen. Im Jahr 1988 wurden in der Volkswirtschaft der DDR 31,5 Prozent aller Leitungstätigkeiten von Frauen ausgeübt (vgl. Winkler 1990, 95). Diese Zahl scheint auf den ersten Blick eine erfolgreiche Bilanz der vielfältigen Bemühungen zu sein, Frauen für Leitungstätigkeiten zu qualifizieren. Eine Differenzierung nach Wirtschaftsbereichen und Hierarchieebenen zeigt jedoch, daß Frauen vor allem auf den unteren und mittleren Leitungspositionen arbeiteten. Auf der oberen Ebene waren sie unterrepräsentiert, in Spitzenfunktionen eine Ausnahmeerscheinung. Das war auch in den Erwerbsbereichen der Fall, in denen überwiegend Frauen arbeiteten. So waren 1988 im Gesundheitswesen 81,3 Prozent aller Beschäftigten Frauen, in den oberen Leitungspositionen aber nur knapp 20 Prozent (vgl. ebd., 94, und Statistisches Jahrbuch der DDR 1989, 352). Obwohl sich in der Allgemein- und Berufsbildung das Qualifikationsniveau zwischen Männern und Frauen annäherte, war der berufliche Aufstieg bei Frauen nicht die Regel.

Die geschlechtsspezifische Segregation des Erwerbsbereichs wurde in der DDR dann diskutiert, als durch veränderte Produktionstechniken mehr Frauen in »männlichen« Erwerbsbereichen gebraucht wurden. Doch die Maßnahmen zur Lenkung von Frauen in bisher von Männern dominierte Berufe stießen schnell auf ihre Grenzen. Denn trotz des formal gleichen Bildungsvorlaufs schieden sich die Wege von Männern und Frauen bei der Studienfach- bzw. Berufswahl. Die geschlechtsspezifische Berufswahl korrespondierte mit den in der DDR konservierten traditionellen Geschlechterrollen und der entsprechenden Sozialisation. Sie beginnt im frühesten Kindesalter und wird außerhalb der Familie u.a. in den öffentlichen Erziehungseinrichtungen fortgesetzt (vgl. Belotti 1977). Kinder lernen, sich den Geschlechterrollen entsprechend »normal« zu verhalten, wodurch »geschlechtstypische Verantwortlichkeiten in der Gesellschaft selbstverständlich fraglos realisiert werden« (Nickel 1986, 8). Dies geschieht spontan und unreflektiert, sowohl von seiten der Eltern als auch der Kinder. Geschlechtersozialisation ist ein Prozeß, der zur Entstehung geschlechtstypischer Handlungsprofile und sozialer Identitäten führt. »Er realisiert sich auf der Grundlage von nach Geschlecht objektiv variierenden Lebens- respektive Umweltbedingungen und damit einhergehenden Handlungsanforderungen einerseits und als Erziehungsprozeß andererseits« (Nickel 1989b, 4). Im Ergebnis gelten Mädchen als fleißig, höflich, freundlich, anpassungsfähig, unterordnungswillig und kontaktfreudig; Jungen als durchsetzungsfähig, undiszipliniert und aggressiv (Nickel 1986, 8). Diese geschlechtsspezifische Rollensozialisation war auch in der DDR zu beobachten. Mädchen und Jungen entschieden sich in der Schule für unterschiedliche Wahlfächer. So waren in den technisch-mathematischen Arbeitsgemeinschaften 19 Prozent der Jungen wiederzufinden aber nur 2 Prozent der Mädchen. Demgegenüber besuchten 30 Prozent der Mädchen und nur 11 Prozent der Jungen die kulturell-künstlerischen Arbeitsgemeinschaften (Nickel 1988a, 77). Untersuchungen über das Freizeitverhalten von Schulkindern zeigten, »daß die Mädchen auch durch Altersnormen ihrer Eltern stärker als die Jungen auf Familie und Haushalt orientiert werden« (Kabat vel Jakob 1976, 41).

So unterschieden sich die Zukunftsvorstellungen zehnjähriger Jungen und Mädchen. Mutterschaft war bei den Mädchen fest eingeplant. Da sie bereits in der Familie lernten, die Bedürfnisse der künftigen eigenen Familie mitzudenken, hielten sie ihre Erwerbstätigkeit und die Familie für gleich wichtig. Dagegen planten gleichaltrige Jungen ihre Vaterschaft noch nicht ein. Sie konzentrierten sich auf ihre Berufswünsche (vgl. Nickel 1986, 8). Entsprechend dieser unterschiedlichen Selbsteinschätzung und Lebensplanung fiel die Berufswahl aus. Junge Frauen meinten, gut mit kleinen Kindern umgehen zu können, geschickt in Handarbeiten und in der Gestaltung der unmittelbaren Umgebung zu sein und soziale Fähigkeiten zu haben (Nickel 1988b, 9). Zwei Drittel der jungen Frauen wählten Erwerbstätigkeiten im pädagogischen, medizinischen und sozialen Bereich, oder sie führten in der Industrie die Arbeiten aus, bei denen Fingerspitzengefühl und -fertigkeit gefordert sind. So ergänzten sich die Ansprüche, die an Frauen als »Familien-Frauen« gestellt wurden mit denen im Erwerbsbereich. Auch in der Erwerbstätigkeit war »der Alltag der meisten Frauen (oft) dadurch bestimmt, daß sie in der Lage sein und sich die Fähigkeit bewahren müssen, Zeit aus Liebe an andere 'verschenken' zu können« (ebd.). Daß diese Fähigkeit vor allem ein Produkt der Sozialisation ist, wurde in der DDR nur selten öffentlich reflektiert. Vielmehr wurde sie als »natürliche Veranlagung der Frau« gesehen. Die Berufswahlmotive wurden mit einem »natürlichen Pflege- und Beziehungsbedürfnis« der Mädchen, Fluktuationmotive mit einer »wesensbedingten stärkeren Familienorientierung« der weiblichen Jugendlichen erklärt (Schlegel 1986, 60).

Ein weiterer Aspekt gegen die Wahl einer Erwerbsarbeit, bei der formal und inhaltlich maskuline Strukturen vorherrschen (z.B. Arbeitszeitregime und technische Logik) ist die Gefahr, mit der verinnerlichten Geschlechterrolle in Konflikt zu geraten. Hinzu kommt, daß Frauen in Männerberufen permanent unter Beweis stellen müssen, daß sie genauso leistungsfähig wie ihre männlichen Kollegen sind.

Irene Dölling war eine der wenigen Wissenschaftlerinnen in der DDR, die eine kritische Auseinandersetzung mit dem inneren Zusammenhang von Produktions- und Geschlechterverhältnis forderte (vgl. Dölling 1988, 561). Zwar wurden in den achtziger Jahren Geschlechterrollen und -sozialisation zum Gegenstand soziologischer Untersuchungen, doch hatten sie meist einen ganz anderen Tenor. Unter Beibehaltung der bestehenden Geschlechterrollen sollten Strategien entwickelt werden, mit denen Frauen einen leichteren Zugang zur Handhabung der neuen Produktionsanlagen bekommen. Die Automatisierung der Produktion und die – wenn auch auf einige Industriebereiche begrenzte – Einführung computergesteuerter Produktionsanlagen erforderte eine größere Mobilität und Disponibilität sowohl in der Qualifikationsstruktur als auch in der Einsatzbereitschaft der erwerbstätigen Frauen. Die Erfolgsmeldungen, daß in der DDR mehr Frauen technische Berufe erlernten, bedeuteten kein Aufbrechen der horizontalen Segregation. Es gab nur eine ungenaue Definition dessen, was unter technischen Berufen zu verstehen ist. Darunter fielen sowohl Berufe, in denen mathematisch-naturwissenschaftliche Kenntnisse und Abstraktionsvermögen erforderlich waren, als auch eintönige Fließbandarbeit (vgl. Ehrlich 1984, 31). Mit dieser pauschalen Definition wurde der hohe Frauenanteil in einigen Erwerbszweigen, z.B. in der

Datenverarbeitung, als Ausdruck der Gleichberechtigung gewertet (Zur gesellschaftlichen Stellung 1978, 200). Dabei wurde übersehen, daß Gleichberechtigung sich nicht auf die Frage reduzieren läßt, ob Männer und Frauen in gleichem Umfang Technik handhaben und bedienen können. Vielmehr ist von Bedeutung, ob Frauen an der Technikentwicklung teilhaben und dadurch ihre Interessen bei der Gestaltung der Lebensbedingungen innerhalb und außerhalb des Erwerbsbereichs vertreten können. Unter dieser Fragestellung fällt die Bilanz negativ aus. Die Geschlechterpolarisierung bestand weiterhin, sowohl im Wissenschaftsbereich, wo die Technik entwickelt wird, als auch beim Einsatz in der Produktion. Im Hoch- und Fachschulbereich verrichteten mehrheitlich Männer die »wissenschaftlich-schöpferische Arbeit«, Frauen führten die wissenschaftliche Routinearbeit aus (vgl. Röth 1989, 50, und Anlage 14).

In dem Zusammenspiel von Geschlechtersozialisation und Berufswahl entschieden sich 1987 60 Prozent aller Schulabgängerinnen für 16 Facharbeiterberufe von 259 angebotenen. Verstärkt wurde die geschlechtsspezifische Berufswahl durch die staatlich vorgegebenen Lehrstellenangebote. Seit 1975 waren vor allem solche Stellenangebote für Mädchen rückläufig, die sich im Zentrum der Technikgestaltung und -beherrschung befanden, während der Frauenanteil in den lediglich ausführenden Industriezweigen wuchs (vgl. Nickel 1990, 40). Die Gründe für die horizontale Segregation lagen vor allem in der geschlechtsspezifischen Sozialisation und dem eingeschränkten Berufsangebot für Frauen. Letzteres läßt darauf schließen, daß von staatlicher Seite ein Interesse an der Aufrechterhaltung des Status quo vorhanden war. Bei der vertikalen Segregation waren es vorrangig Probleme bei der Vereinbarkeit von Familie und Beruf. Die in den achtziger Jahren initiierten Maßnahmen, Frauen für den beruflichen Aufstieg zu motivieren, hatten nicht den gewünschten Erfolg (vgl. Bertram 1987a und 1987b). Frauen übernahmen frühestens dann eine Leitungsfunktion, wenn die Kinder die Schule besuchten. Dagegen war bei Männern keine Verbindung zwischen der beruflichen Entwicklung und dem Alter sowie der Zahl ihrer Kinder zu beobachten. Im Gegenteil, die Phase des beruflichen Aufstiegs lag bei Männern zwischen dem 24. bis 34. Lebensjahr, also zu einer Zeit, in der die meisten Väter von Kleinkindern waren. Die notwendige Fortbildung wurde beispielsweise bei Wissenschaftlern zu 31 Prozent in der Freizeit absolviert (vgl. Röth 1989, 100ff.). Entsprechend wenig konnten und wollten diese Männer zur Haushaltsführung und Kindererziehung beitragen. Männliche Forscher und Entwickler waren größtenteils mit Frauen verheiratet, die teilzeitbeschäftigt oder nicht berufstätig waren (vgl. ebd., 109). Auch in der DDR war die Karriere eines Mannes besser möglich, wenn die Frau ihm den Rücken freihielt, indem sie die Arbeit für seine Reproduktion übernahm. Im industriellen Bereich war der Zeitumfang einer Leitungstätigkeit für Frauen unvereinbar mit ihren Familienpflichten. Eine Untersuchung über die Situation von Meisterinnen in der Leichtindustrie und in der Elektronischen/Elektrotechnischen Industrie kam zu dem Ergebnis, daß lange Arbeitszeiten, Sondereinsätze und Mehrschichtsystem nicht mit den familiären Pflichten vereinbar sind (vgl. Heinrich 1989, 14ff.). Als weiterer gravierender Hinderungsgrund für eine berufliche Karriere stellten sich die in den siebziger und achtziger Jahren für immer mehr Frauengruppen gültigen Freistellungsregelungen,

vor allen die einjährige Freistellung nach der Geburt eines Kindes (Babyjahr) heraus. Das Babyjahr wurde zu einer Zäsur, die nicht nur den beruflichen Aufstieg erschwerte, sondern meist auch zu einer Dequalifizierung bei der Wiederaufnahme der Erwerbstätigkeit führte (vgl. Trostmann 1989, 27ff.). Außerdem kalkulierten die Betriebe die Ausfallzeiten bei Frauen bereits dahingehend ein, daß sie junge Frauen für Qualifizierungsmaßnahmen und Leitungstätigkeiten gar nicht erst in Erwägung zogen: »Ein relativ hoher Anteil weiblicher Hoch- und Fachschulkader wird – häufig bereits in der Voraussicht, daß durch Geburten und Krankheiten der Kinder Ausfälle zu erwarten sind – an weniger verantwortlichen Positionen in den Betrieben eingesetzt.« (Gantz; Schlegel 1985, zit. in: Röth 1989, 112)

In den dargestellten Zusammenhängen wird deutlich, daß quantitative Angaben über den Anteil erwerbstätiger Frauen kein aussagekräftiger Indikator für eine Gleichberechtigung der Geschlechter ist. Gleiches gilt in bezug auf den Vergleich des Ausbildungsniveaus von Männern und Frauen. Ausbildungsabschlüsse sind formale Kriterien, die wenig über das Sozialprestige der anschließend ausgeübten Erwerbstätigkeit aussagen. Krankenschwestern wurden beispielsweise seit 1982 an Fachschulen ausgebildet, sie waren in den sozialen Hierarchie allerdings im unteren Bereich angesiedelt. In der Konsequenz bedeutete die geschlechtsspezifische horizontale und vertikale Segregation des Erwerbsbereichs nicht allein eine benachteiligte Position von Frauen im Sozialprestige, sondern auch gravierende materielle Nachteile. Das Einkommen von Frauen lag durchschnittlich um 25 Prozent niedriger als das von Männern (vgl. Ochs 1990, 292f.). Die wichtigsten Gründe für die Einkommensdifferenz sind: 1. Die unterschiedlichen Löhne in den »weiblichen« und »männlichen« Erwerbsbereichen. 2. Der Anteil von Männern und Frauen in den Lohngruppen. In den beiden unteren Lohngruppen 4 und 5 arbeiteten 56,7 Prozent der Frauen, aber nur 21,7 Prozent der Männer. Umgekehrt waren 13,8 Prozent der Frauen und 43 Prozent der Männer in den oberen Lohngruppen 7 und 8 eingestuft (vgl. ebd., 294). Eine hohe berufliche Qualifikation war keine Garantie für einen Arbeitsplatz in einer oberen Lohngruppe. Eine Untersuchung über Einkommensstrukturen kam 1989 zu dem Ergebnis, daß ein Mann, der die Polytechnische Oberschule nach der 8. Klasse verlassen und einen »Teilberuf« erlernt hatte, durchschnittlich mehr verdiente als Frauen mit Abiturabschluß (vgl. Röth 1989, 150). 3. Männer und Frauen hatten unterschiedliche Möglichkeiten, nach dem Leistungsprinzip Zuschläge zu erhalten. Sie wurden z.B. für Überstunden, Nacht- und Schichtarbeit gezahlt. Da Frauen primär verantwortlich für die familiären Aufgaben waren, konnten sie seltener die zusätzlichen Arbeitsleistungen erbringen.

Das von der Regierung der DDR erklärte Ziel, durch das Erwerbseinkommen die soziale Stellung der Geschlechter anzugleichen, wurde unter diesen Voraussetzungen nicht erreicht. Das Geschlecht blieb auch in der DDR eine soziale Strukturkategorie. Die gesellschaftliche geschlechtsspezifische Arbeitsteilung reproduzierte sich mit der Geschlechterpolarisierung im Erwerbsbereich und hatte auch hier den gleichen Nutzen für die ökonomische Entwicklung: Die gesellschaftlich notwendige Reproduktionsarbeit wurde von Frauen geleistet, unentgeltlich in der Familie und schlecht bezahlt in der Erwerbsarbeit. Zwar

konnten Frauen mit der Erwerbsarbeit ihre Existenz sichern, doch ihre ökonomische Unabhängigkeit ist in Relation zu der der Männer zu setzen. Wie bereits erwähnt, lag das durchschnittliche Einkommen von Frauen um 25 Prozent niedriger als bei Männern. Bezieht man die Zahl teilzeitbeschäftigter Frauen (1988: 26,9 %, vgl. Schuldt 1990, 307) in die Rechnung ein, vergrößert sich der Abstand nochmals. Eine weitere Differenzierung in soziale Statusgruppen läßt auf eine prekäre finanzielle Situation schließen, beispielsweise alleinerziehender Frauen. Ihr Einkommen lag weit unter dem Durchschnitt der DDR im Familien- und Pro-Kopf-Einkommen (vgl. Winkler, 116). Öffentlich thematisiert wurden die Einkommenunterschiede in der DDR nicht. Bis heute steht eine differenzierte Darstellung der sozialen Situation von Frauen in der DDR aus. Das vorliegende Material läßt jedoch darauf schließen, daß verschiedene Gruppen der weiblichen Bevölkerung am Rande des Existenzminimums lebten (vgl. Mocker u.a. 1990, 1702, und Winkler).

Zusammenfassend ist festzuhalten, daß die Diskriminierung von Frauen unter den sozioökonomischen und politischen Bedingungen der DDR nicht aufgehoben wurde. Die DDR wies die gleichen Grundlagen patriarchaler Strukturen auf wie marktwirtschaftlich orientierte Industriegesellschaften: die Trennung zwischen gesellschaftlicher Produktion und privater Reproduktion, die unterschiedliche Wertigkeit der beiden Bereiche und die gesellschaftliche geschlechtsspezifische Arbeitsteilung. Das Verständnis von Gleichberechtigung beinhaltete keine Gleichwertigkeit, sondern die Anpassung der Frauen an eine patriarchale Wertehierarchie. Mit der Integration der Frauen in den männlich konzipierten Erwerbsbereich, die als wichtigster Indikator und eigentlicher Inhalt der Gleichberechtigung angesehen wurde, hatten Frauen auch den am männlichen Lebensentwurf orientierten Leistungskriterien zu genügen. Diese Form der Rechtsgleichheit zwischen Männern und Frauen negierte, daß die Geschlechter verschieden sind und auch unter formal gleichem Recht nicht identisch werden können. Anstelle eines »tertium comparationis« (vgl. Gerhard 1990), eines übergeordneten Gesichtspunktes als Maßstab von Gleichheit, war die männliche Norm der Maßstab für Frauen. Zugleich wurde mit dem Argument der Verschiedenheit der Geschlechter, die nicht nur biologische, sondern auch funktionale, d.h. arbeitsteilige Unterschiede beinhaltet, eine diskriminierende rechtliche Ungleichbehandlung begründet, die im Ergebnis die geschlechtsspezifische gesellschaftliche Arbeitsteilung fortschrieb.

Die Tatsache, daß nach der Auflösung der DDR und dem Beitritt zur Bundesrepublik Frauen in weit größerem Umfang von Arbeitslosigkeit betroffen sind, ist nicht allein mit der Durchsetzung marktwirtschaftlicher Interessen zu erklären. Der marktwirtschaftliche Umbau hat vielmehr auch deshalb vor allem für Frauen negative Konsequenzen, weil er auf den in der DDR entwickelten patriarchalen Strukturen vollzogen wird. Die in der DDR schlecht bezahlte »Manövrierreserve weibliche Arbeitskraft« wird unter den heutigen Umständen zur Arbeitskraftreserve. In der Folge treten eine Vielzahl sozialer Härtefälle ein, da das bundesdeutsche System der sozialen Absicherung nicht auf die DDR-spezifische Sozialstruktur der weiblichen Bevölkerung abgestimmt ist. In dieser Situation gilt es, frauenpolitische Forderungen verstärkt durchzusetzen. Frauenfragen

wurden aber nach dem Beitritt der DDR von der Politikagenda gestrichen, und in der überwiegenden Mehrheit nahmen Männer ihre angestammten Plätze in den Parteispitzen ein. Die Mehrheit der Frauen in den neuen Bundesländern steht der rasanten Verdrängung aus dem Erwerbsbereich und dem Sozialabbau fassungslos gegenüber. Eigenständige frauenpolitische Forderungen werden erst dann formuliert werden können, wenn eine kritische Aufarbeitung der ehemaligen sowie heutigen Lebensbedingungen und Rollenzuweisungen von Frauen vorgenommen wird. Die Ergebnisse sollten in der Auseinandersetzung mit den unterschiedlichen Erfahrungen der Frauen/West und Frauen/Ost die Basis für gemeinsame Forderungen sein.

Literaturverzeichnis

- Arbeitsgesetzbuch der DDR vom 16. Juni 1977. GBL.I 1977 Nr. 18, 185ff.
- Belotti, Elena Gianini, 1977: Was geschieht mit kleinen Mädchen? München
- Dölling, Irene, 1988: Frauen- und Männerbilder. In: Weimarer Beiträge 4, 557-579
- Ehrlich, Bärbel, 1984: Zur Entwicklung und dem gegenwärtigen Stand von Mädchen in technischen Berufen in der Stadt Karl-Marx-Stadt. In: Informationen des Wissenschaftlichen Rates »Die Frau in der sozialistischen Gesellschaft« 6, 29-37
- Familiengesetzbuch sowie angrenzende Gesetze und Bestimmungen, 1989. Berlin/DDR
- Familienrecht: Lehrbuch, 1981. Berlin/DDR
- Gerhard, Ute, 1990: Gleichheit ohne Angleichung. Frauen im Recht. München
- Heinrich, Sigrid, 1989: Konsequenzen für die Aus- und Weiterbildung von Meisterinnen im Zusammenhang mit ihrem Einsatz in Meisterfunktion. Berlin/DDR (unveröff. Studie)
- Hovenbitzer, Ilse, 1987: Besondere Rechte der werktätigen Frau und Mutter. Berlin/DDR
- Kabat vel Job, Otmar, 1976: Zum Problem der familiären Erziehung von Jugend im Sinne der Gleichberechtigung der Geschlechter. In: Informationen des Wissenschaftlichen Beirats »Die Frau in der sozialistischen Gesellschaft« 6, 39-44
- Maier, Friederike, 1990: Arbeitsmarktsegregation und patriarchale Gesellschaftstruktur. In: Erklärungsansätze zur geschlechtsspezifischen Strukturierung des Arbeitsmarktes. SAMF-Arbeitspapier 1
- Mocker, Elke, Beate Rütger und Birgit Sauer, 1990: Frauen- und Familienpolitik. Wie frauenfreundlich war die DDR? In: Deutschland Archiv II, 1700-1705
- Nickel, Hildegard Maria, 1986: Töchter und Söhne. In: Sonntag 37, 8
- dies., 1988a: Geschlechtersozialisation und Arbeitsteilung. In: Marxistische Blätter 10, 77-84
- dies., 1988b: Zeit verschenken. In: Sonntag 47, 9
- dies., 1989a: Gemeinsame Strecke bis zur Weggabelung. Dortmund (Ms.)
- dies., 1989b: Die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung in ihrer Bedeutung für die Sozialisation von Jungen und Mädchen – Fragen zur Geschlechtersozialisation in der DDR. In: Informationen des wissenschaftlichen Rates »Die Frau in der sozialistischen Gesellschaft« 3, 3-16
- dies., 1990: Frauen in der DDR. In: Aus Politik und Zeitgeschichte. Beilage zur Wochenzeitung Das Parlament 16/17, 39-45
- Ochs, Christiane, 1990: »Nicht alles, was die Partei der Frau zusammenbraute, gehört gleich in den Gully der Vereinigung« – Frauen in der DDR. In: WSI Mitteilungen 5, 289-303
- Röth, Uta, 1989: Zur Vereinbarkeit von Berufstätigkeit und Mutterschaft als gesellschaftliches Problem und gegenwärtige Entwicklungstendenzen bei besonderer Berücksichtigung sozialstruktureller Aspekte. Berlin/DDR
- Schlegel, Uta, 1986: Methodologische Bemerkungen zu empirischen Untersuchungen weiblicher Jugendlicher als soziale Gruppe. In: Informationen des wissenschaftlichen Rates »Die Frau in der sozialistischen Gesellschaft« 2, 54-60
- Schuldt, Karsten, 1990: Arbeitszeiten in der DDR – Ausgangsstand und Tendenzen im Zuge deutsch-deutscher Entwicklungen. In: WSI Mitteilungen 5, 303-308
- Statistisches Jahrbuch der Deutschen Demokratischen Republik, 1989: Berlin/DDR
- Wilhelm Ingrid, 1989: Gesundheits- und Arbeitsschutz. Berlin/DDR
- Winkler, Gunnar (Hrsg.), 1990: Frauenreport' 90. Berlin/DDR
- Zur gesellschaftlichen Stellung der Frau in der DDR, 1978: Berlin/DDR

Thomas Weber

Glücklose Engel

Über ein Motiv bei Heiner Müller und Walter Benjamin

»Im Hoffnungslosen soll Fatzer Fuß fassen.
Fuß, nicht Hoffnung.« (Benjamin, II 509)

Heiner Müllers erster Text nach dem Geschichtsbruch bringt nach eigenem Bekunden einen Aspekt der ostdeutschen Erfahrungen bei der »Wiedervereinigung durch die Westdeutschen« (1991, 351) ins Bild: »GLÜCKLOSER ENGEL 2«. Die Numerierung verweist zurück auf einen vorangegangenen Text – 1958 entstanden mit bestimmtem Artikel und ohne Nummer; der Autor rechnete nicht mit einem zweiten. »Der Glücklose Engel« wiederum bezieht sich auf einen noch weiteren Engel. Er trifft eine Art Geheimabsprache mit all jenen seiner LeserInnen, welche Walter Benjamins »Engel der Geschichte« aus der neunten seiner Reflexionen »Über den Begriff der Geschichte« von 1940 kennen.¹ Wir erhalten einen Verweisungszusammenhang von Texten², der zugleich Aufschluß über die Physiognomie des 20. Jahrhunderts geben kann, denn jeder dieser Texte ist lesbar als Signatur einer Epoche oder historischen Situation: des Kapitalismus in der Epoche des Faschismus, des DDR-Sozialismus nach Stalins Tod, der postkommunistischen Situation nach dem Fall der Mauer.

»GLÜCKLOSER ENGEL 2/Zwischen Stadt und Land/nach der Mauer der Abgrund/Wind an den Schultern Die fremde/Hand am einsamen Fleisch/Der Engel ich höre ihn noch/aber er hat kein Gesicht mehr als/Deines das ich nicht kenne« (Sinn und Form 5/1991, 852)

»DER GLÜCKLOSE ENGEL. Hinter ihm schwemmt Vergangenheit an, schüttet Geröll auf Flügel und Schultern, mit Lärm wie von begrabnen Trommeln, während vor ihm sich die Zukunft staut, seine Augen eindrückt, die Augäpfel sprengt wie ein Stern, das Wort umdreht zum tönenden Knebel, ihn würgt mit seinem Atem. Eine Zeit lang sieht man noch sein Flügelschlagen, hört in das Rauschen die Steinschläge vor über hinter ihm niedergehn, lauter je heftiger die vergebliche Bewegung, vereinzelt, wenn sie langsamer wird. Dann schließt sich über ihm der Augenblick: auf dem schnell verschütteten Stehplatz kommt der glücklose Engel zur Ruhe, wartend auf Geschichte in der Versteinerung von Flug Blick Atem. Bis das erneute Rauschen mächtiger Flügelschläge sich in Wellen durch den Stein fortpflanzt und seinen Flug anzeigt.« (1975, 18)

»Es gibt ein Bild von Klee, das Angelus Novus heißt. Ein Engel ist darauf dargestellt, der aussieht, als wäre er im Begriff, sich von etwas zu entfernen, worauf er starrt. Seine Augen sind aufgerissen, sein Mund steht offen und seine Flügel sind ausgespannt. Der Engel der Geschichte muß so aussehen. Er hat das Antlitz der Vergangenheit zugewendet. Wo eine Kette von Begebenheiten vor *uns* erscheint, da sieht *er* eine einzige Katastrophe, die unablässig Trümmer auf Trümmer häuft und sie ihm vor die Füße schleudert. Er möchte wohl verweilen, die Toten wecken und das Zerschlagene zusammenfügen. Aber ein Sturm weht vom Paradies her, der sich in seinen Flügeln verfangen hat und so stark ist, daß der Engel sie nicht mehr schließen kann. Dieser Sturm treibt ihn unaufhaltsam in die Zukunft, der er den Rücken kehrt, während der Trümmerhaufen vor ihm zum Himmel wächst. Das, was wir den Fortschritt nennen, ist *dieser* Sturm.« (I 697f.)

Alle drei Bilder benutzen das Bild eines Engels als Geschichtsallegorie; der »Glücklose Engel 2«, der dies von sich aus nicht nahelegt, nur mittelbar durch

den Bezug auf den früheren Text. Wir werden sehen, inwiefern gerade dies von Bedeutung ist.

Der Allegorieform ist zu verdanken, daß die Bilder einen »lebhaften Eindruck auf das Gemüth« hervorbringen und die »Kraft« des Rezipienten »zur Thätigkeit« aufrufen – Benjamin zitiert diese Schopenhauersche Beschreibung der allgemeinen Wirkung von Allegorien in seinem Trauerspiel-Buch, das die Rehabilitierung der Allegorie als Ausdrucksform unternimmt (zit. I 338). Das Faszinierende der drei Bilder ist zugleich das Tückische an ihnen. Will man sie auf den Begriff bringen, generieren sie unmittelbar schon das nächste Bild. Sie erscheinen willkürlich, analysieren keine Wirklichkeit und sind doch ihr treffender Ausdruck. Sie entziehen sich der argumentativen Rede, die sie zugleich ständig herausfordern.

Auch Benjamins Umgang mit Klees Aquarell »Angelus Novus« hat etwas Willkürliches; er liest Bedeutung eher in das Bild hinein als heraus. Augen, Mund und – mit mehr Mühe – Flügel lassen sich beim aus dem Bild blickenden Engel noch ohne weiteres wiedererkennen, schon der »Sturm« ist angesichts der eher schwebenden Figur allenfalls ein Hauch. Von allem anderen, von dem der Text redet, ist nichts zu sehen.³ Nicht um eine *Bildbeschreibung* handelt es sich, sondern um eine *Bildüberschreibung*. Das Müllersche Sprach-Bild dagegen schreibt jenes von Benjamin um, und zwar derart, daß »Der Glücklose Engel« (GE) geradezu als »Gegenmetapher« zum »Engel der Geschichte« (EG) zu lesen ist (W. Heise in: Müller 1986/1, 68), und dies bis in die logographische Struktur hinein: GE – EG. Gemeinsam ist beiden die Abbildung der Zeit- in die Raumdimension. Müller revidiert Benjamins Anordnung. Die Zukunft liegt (wieder) »vor«, die Vergangenheit »hinter« dem GE, während für den EG gemäß der altägyptischen Raum-Zeit-Vorstellung die Vergangenheit vorn, die Zukunft hinten liegt.⁴

Beide Engel sind ohnmächtig. Ganz unterschiedlich wird ihnen Geschichte zum Verhängnis. Was der eine intendiert, das erreicht der andere wider Willen, und was sie erreichen, das wird ihnen jeweils zum Problem. Dem EG der »Fortschritt«. Er will verweilen und wird fortgetrieben. Er fliegt wider Willen, wird geflogen. Anders der GE. Seine Bewegung ist vergeblich. Wider Willen kommt er zur »Ruhe«.

Der EG will die Vergangenheit einholen, der GE wird von ihr eingeholt. Weil ihm die Zukunft blockiert ist, in die der EG unaufhaltsam treibt. EG: Zukunft, die keine Gegenwart, Gegenwart, die keine Zukunft hat: GE.

Der EG ist Augenzeuge. Er registriert die Geschichte als Destruktionsprozeß – sprachlos und ohne die Kraft zu intervenieren. Der GE kann sich nicht (mehr) bewegen, kann nicht sehen, nicht sprechen. Gerade die Versuche, diese Aktivitäten auszuüben, machen sie unmöglich. Das Sehen sprengt die Augen, das Sprechen würgt den Atem, das Flügelschlagen verstärkt den Steinschlag (oder löst es ihn gar aus?), unter dem der Engel selbst zu Stein erstarrt. Der Versuch des GE, Geschichte zu machen, legt ihn lahm. Es bleibt das Warten auf Geschichte. Die Aktivität des GE endet in erzwungener Passivität. Doch gibt der Schluß des Textes Hoffnung: Es wird eine Zeit kommen, da der Engel wieder fliegt. Müller kommt die Passage »jetzt schon manchmal ein bißchen flach optimistisch vor.«

(1991, 350) Sie ist eher Ausdruck einer deprimierenden Situation, wenn Hoffnung nur im Warten auf die Wende liegt. Offenbar hat der Text keine Adressaten, auf deren Aktivität er zählt. Wäre es anders, müßte Müllers eigener Wirkungsästhetik zufolge (vgl. etwa 1982, 109) die Hoffnung nicht im Text, sondern als Effekt sich bei den Rezipienten einstellen. Wo sie keinen Grund in der Wirklichkeit hat, tendiert ihre textuelle Repräsentation leicht zur Gesinnung.

Benjamins Textstück kennt diesen Optimismus nicht, stellt nichts in Aussicht, würde nur schwarz sehen. Und doch hat der EG, zwar ohnmächtig wie der GE, einen aktivierenden Effekt – als Medium. Vermittelt durch ihn können »wir« etwas sehen, was wir ohne ihn, unmittelbar, nicht sehen können. Der Engel blickt über unsere Köpfe hinweg zurück in die Vergangenheit, unser Blick in die Zukunft bricht sich an ihm. Er zwingt uns, uns umzuwenden und das, was uns rückblickend nur als eine Kette von Begebenheiten erscheint, als fortgesetzte Katastrophe zu sehen – und auszusprechen (weil der EG mit offenem Mund nur staunen kann).

Dieses »Wir« ist die Peripetie in Benjamins IX. Reflexion. Der EG kann die Flügel nicht schließen, die Fortschrittskatastrophe zu stoppen, Gegenwart zu erreichen. Dieses »Wir« ist deshalb gefragt, selber noch unbestimmt, je neu zu konstituieren. Das ist der vernünftige Sinn dessen, daß der EG in die andere als für »uns« (in Europa) gewohnte Richtung schaut. Er schaut auch »uns« an. Sein Blick streift den unseren, um ihn umzulenken. Es geht um ein handlungsfähiges Subjekt historischer Erkenntnis im Angesicht der Geschichtskatastrophe. Die Ohnmacht des EG hat die Funktion, dieses zu aktivieren.⁵

Müller erklärt seinerseits zum diskursstrategischen Einsatz der Engel-Figur: »Die Engel tauchen ja immer auf, wenn man keine Chance mehr sieht, daß eine Hoffnung sich realisiert ... Engel sind Figuren jenseits von Hoffnung und Verzweiflung.« (1991, 350). Kompensation enttäuschter Hoffnung, Schutz vor Verzweiflung. Sein Engel ist blind. Engel ohne Aussicht auf Geschichte, hat er überhaupt ein Gesicht? Ein Gesicht, in dem sich die Verzweiflung darüber ausdrücken könnte? Benjamin orientiert andererseits auf ein *Diesseits von Hoffnung* in diesem »Wir«, wo es bei Müller allenfalls noch ein »man« gibt, ein Mangel, den er durch den optimistische Attentismus der Schlußwendung (»wartend bis«) kompensiert.

Betrachten wir im folgenden den theoretischen Kontext des Bildes vom »Engel der Geschichte«. Man kann das Denken des späten Benjamin verstehen als Intervention in die »theoretische Armatur« von Marx, so wie sie sich Benjamin in grandioser Vereinfachung zurechtlegt, nämlich als Versuch, »drei Grundbegriffe« miteinander zu artikulieren. »Es handelt sich um den Klassenkampf des Proletariats, um den Gang der geschichtlichen Entwicklung (den Fortschritt) und um die klassenlose Gesellschaft. Bei Marx stellt sich die Struktur des Grundgedankens folgendermaßen dar: durch eine Reihe von Klassenkämpfen gelangt die Menschheit im Verlauf der geschichtlichen Entwicklung zur klassenlosen Gesellschaft.« (I 1232) Die Triftigkeit dieser Zurechtlegung Benjamins interessiert uns hier nicht – wir werden sehen, daß Benjamin bei der Sprengung dieser Struktur Marx als Sprengmeister zu Rate zieht.

Notwendig wird sie durch die »Erfahrung unserer Generation: daß der Kapitalismus keines natürlichen Todes sterben wird« (V 819, X II a.3). Seine Existenz-

weise ist die Krise, »der 'Ausnahmestand' ... die Regel« (I 697). Das »Stauen« darüber, daß Dinge wie der Faschismus »im zwanzigsten Jahrhundert 'noch' möglich sind«, ist von einem unhaltbaren Verständnis von Geschichte als Fortschritt geprägt (ebd.). Deshalb legt Benjamin die Zündschnur an dieses Zwischenglied in der genannten Grundstruktur an. Das ist heute hinlänglich bekannt. Weniger allerdings ist es der Zweck der vor allem in den Thesen »Über den Begriff der Geschichte« durchgeführten Operation: Versuch einer Neuformulierung des Klassenkampfes auf dem Feld der Geschichtstheorie. Der Geschichtsbegriff selbst ist Medium des Klassenkampfes, denn, wie es mehr fordernd als konstatierend heißt: »Das Subjekt historischer Erkenntnis ist die kämpfende, unterdrückte Klasse selbst.« (I 700) Um deren Ermächtigung geht es – in einer Situation ihrer fast völligen Ohnmächtigkeit, »in einem Augenblick, da die Politiker, auf die die Gegner des Faschismus gehofft hatten, am Boden liegen und ihre Niederlage mit dem Verrat an der eigenen Sache bekräftigen« (I 698), womit vor allem auf den Hitler-Stalin-Pakt angespielt sein dürfte. In einer Situation auch der Ohnmächtigkeit des Autors selbst – im Pariser Exil, wenige Monate, bevor die Nazis dort einmarschieren – arbeitet er an Thesen, die ihn selbst in die Lage versetzen sollten, mit seinem als »Urgeschichte des 19. Jahrhunderts« konzipierten *Passagenwerk* in die Geschichtsschreibung zu intervenieren.⁶

Benjamins Diagnose ist, daß der auf dem »Fortschrittsglauben« basierende Geschichtsbegriff der sozialdemokratisch geführten Arbeiterbewegung »eine Ursache des späteren Zusammenbruchs« vor dem Faschismus ist (ebd.).⁷ Zum Glauben wird der Begriff des Fortschritts dann, wenn er nicht mehr als gesellschaftskritischer Begriff, der er einmal war, verwendet, sondern in Geschichtsphilosophie verwandelt wird, d.h., wenn er »die Spannung zwischen einem legendären Anfang und einem legendären Ende der Geschichte ermessen« soll (V 598).

Demgegenüber geht es Benjamin um die Wiederherstellung eines kritischen Fortschrittsbegriffs, der als »Maßstab an bestimmte historische Veränderungen herangebracht« (V 598) wird und in die Lage versetzen soll, das Augenmerk auf gesellschaftlich »rückläufige Bewegungen« zu richten (V 596). Benjamin kritisiert vor allem jene auf den technologischen Fortschritt rekurrierenden Ideologien, weil sie einen *ungesellschaftlichen* Begriff vom Zusammenhang von Arbeit, Technik und Natur haben. Das ist der Punkt, an dem der sozialdemokratische Positivismus (II 475) bzw. der Vulgärmarxismus (I 699) versagt. Er kann »in der Entwicklung der Technik nur die Fortschritte der Naturwissenschaft, nicht aber die Rückschritte der Gesellschaft erkennen« (II 475). »Er weist schon die technokratischen Züge auf, die später im Faschismus begeben werden.« (I 699)

In Fortführung von Marxens Kritik am Gothaer Programm polemisiert Benjamin gegen einen Begriff von Arbeit, der auf die »Ausbeutung der Natur« hinausläuft, »welche man mit naiver Genugtuung der Ausbeutung des Proletariats gegenüber stellt« (ebd.). Ausbeutung von Menschen durch Menschen darf nicht gegen Ausbeutung der Natur ausgespielt werden, und umgekehrt. Nicht »Naturbeherrschung«, sondern Meisterung des »Verhältnisses« von Menschen zur übrigen Natur ist die Aufgabe (vgl. IV 147). Die »Beherrschung« des gesellschaftlichen Naturverhältnisses ist aber abhängig von jener der gesellschaftlichen Mensch-Mensch-Beziehungen (vgl. insb. V 455f.).

Hat Benjamin hier Marx auf seiner Seite, so ist seine »Kritik der Theorie des Fortschritts bei Marx« zwiespältiger, weil sie das, was sie gegen Marx einwendet, von Marx selber hätte wissen können oder gar tatsächlich weiß (vgl. »Der Fortschritt dort durch die Entfaltung der Produktivkräfte definiert. Aber zu ihnen gehört der Mensch bezw das Proletariat. Dadurch wird die Frage nach dem Kriterium nur zurückgeschoben.« [I 1239]). Zu fragen ist deshalb, wie das »Produkt« der Arbeit »den Arbeitern selber anschlägt, solange sie nicht darüber verfügen können.« (I 699)

Benjamin setzt also Technokratie nicht einfach Technikkritik entgegen. Diese bleibt vielmehr gesellschaftstheoretisch fundiert als Frage nach der Verfügung und Kontrolle. Die »Bewältigung der gesellschaftlichen Elementarkräfte« ist »die Voraussetzung für das Spiel mit den natürlichen« (VII 360, Fn.4). Erst »wenn die Verfassung der Menschheit sich den neuen Produktivkräften angepaßt haben wird«, wird »die Knechtung in ihrem Dienst ... der Befreiung durch sie Platz machen« (VII 359).⁸ Solange dies nicht der Fall ist, sind »Wirtschaftskrisen und Kriege« (vgl. I 444) die Regel. Schon das Schlußstück der *Einbahnstraße* (1928) deutet die Destruktionen des Ersten Weltkrieges aus dem Widerspruch zwischen Technikentwicklung und kapitalistischen Eigentumsverhältnissen. Doch leitet Benjamin daraus keinen automatischen Übergang des Kapitalismus in den Sozialismus ab. Nicht zuletzt die Arbeit »Über den Begriff der Geschichte«, die zunächst unter dem nicht von Benjamin stammenden Titel *Geschichtsphilosophische Thesen* veröffentlicht wurde, und die Notizen in ihrem Umkreis machen klar, daß Benjamin *jede* Geschichtsphilosophie verwirft. Er ersetzt keineswegs die Fortschrittsideologie durch etwas Komplementäres. Geschichtsphilosophisch verbrämt dient auch der Katastrophendiskurs (wie andererseits das Theorem von der ewigen Wiederkehr)⁹ nur der Reproduktion der Herrschaftsverhältnisse.

In der politischen Semantik, die Benjamin vorfindet, sind Fortschritt und Katastrophe Komplementärbegriffe, die es vom Standpunkt eines emanzipatorisch eingreifenden Denkens umzudeuten gilt. »Der Begriff des Fortschritts ist in der Idee der Katastrophe zu fundieren. Daß es 'so weiter' geht, *ist* die Katastrophe. Sie ist nicht das jeweils Bevorstehende sondern das jeweils Gegebene.« (I 683, V 592) Wenn diese Formulierung inzwischen zum beliebten Feuilleton-Zitat geworden ist, dann wird in aller Regel ignoriert, daß es im Kontext um eben jene kritische, revolutionstheoretische Re-Formulierung des Fortschrittsbegriffs geht, die eine Umkehrung der Definitionen verlangt: »Die Katastrophe – die Gelegenheit verpasst zu haben; der kritische Augenblick – der status quo droht erhalten zu bleiben; der Fortschritt – die erste revolutionäre Maßnahme.« (V 593)

Der Begriff der Gegenwart führt unter diesem Gesichtspunkt einen doppelten Index mit sich, den der Katastrophe und den der Revolution. Katastrophe jetzt, Revolution jetzt. Jede Theorie der Geschichte, die ein Warten auf bessere Zeiten impliziert und sich angesichts der schlechten beruhigt, wird negiert. Sie erzeugt die Katastrophe mit, indem sie die Dialektik der Produktivkraftentwicklung im Kapitalismus verkennt – sie verkennt die »destruktive Entwicklung«, »weil sie der destruktiven Seite der Dialektik«, wie sie Marx noch kannte, »entfremdet« ist (II 475) – und zugleich die tatsächlichen Chancen zur Befreiung nicht wahrnehmen kann, weil nicht sein kann, was nach der Theorie nicht ist.

Dagegen setzt Benjamin einen emphatischen Begriff von Gegenwart; sie ist nicht mehr »Übergang« (I 702) einer Vergangenheit in eine Zukunft, sondern Ausgangs- und Zielpunkt sowohl der Politik als auch der Theorie. Vergangenheit und Zukunft werden sozusagen in die Gegenwart geholt, müssen ihre aktivierenden, emanzipatorischen Potentiale herausrücken. Geschehenes ist nicht einfach vergangen und Zukünftiges nicht einfach noch nicht geschehen. Sie ereignen sich jetzt, insofern nämlich ihre Bilder Bestandteil der jeweils gegenwärtigen symbolischen Ordnung sind; auch dies eine »Arena«, in der »die herrschende Klasse kommandiert« (I 701). Ein Kennzeichen der dominanten Geschichtsschreibung, wie sie Benjamin kritisch ins Visier nimmt, er nennt sie »Historismus«, ist die »Einfühlung« in den jeweiligen »Sieger« (I 1241) der dargestellten Epoche. Es gibt einen einfachen Grund für diese immer noch dominierende Haltung: Sie erlaubt die ideelle Anteilnahme an den »Triumphen der heute Herrschenden über die heute Beherrschten«, denn die »jeweils Herrschenden sind die Erben aller, die je in der Geschichte gesiegt haben« (ebd.). Diese Erbschaft *jeweils* neu zu sichern, das macht die herrschende Geschichtsschreibung zur Geschichtsschreibung der Herrschenden. Darauf muß sich der historische Materialist einstellen. »Nur dem *Geschichtsschreiber* wohnt die Gabe bei, im Vergangenen den Funken der Hoffnung anzufachen, der davon durchdrungen ist: auch die Toten werden vor dem Feind, wenn er siegt, nicht sicher sein. Und dieser Feind hat zu siegen nicht aufgehört.« (I 695) Die »Aufgabe des Historikers, der an Marx geschult ist« (I 694), ist es dagegen, »der Tradition der Unterdrückten habhaft zu werden« (I 1246), und mehr noch, da das Kontinuum der Geschichte das der Sieger ist: sie allererst »zu stiften« (ebd.). Das meint es, wenn der »Engel der Geschichte« »die Toten wecken und das Zerschlagene zusammenfügen« (I 697) möchte. Was der Engel nicht vermag, muß der »historische Materialist« und mit ihm »die kämpfende, unterdrückte Klasse selbst« (I 700) tun. Benjamin artikuliert das theologisch als »Erlösung«, indem die Geschichte der Unterdrückten in den gegenwärtigen Kämpfen aufgehoben ist und diese dadurch nährt. Gerade darin, diese Energiequelle des Befreiungskampfes haben versiegen zu lassen, liegt das historische Versagen der Sozialdemokratie, indem sie sich darin gefiel, »der Arbeiterklasse die Rolle einer Erlöserin *künftiger* Generationen zuzuspielen«, während diese bei Marx noch als »die rächende Klasse« auftritt, »die das Werk der Befreiung im Namen von Generationen Geschlagener zu Ende führt« (ebd.). Von hier her ist auch Benjamins Haltung in der Frage des Kulturerbes bestimmt. Die Aufgabe besteht vor allem in der Destruktion des herrschenden Überlieferungszusammenhangs, genannt »Kulturgeschichte« (II 478; vgl. I 696). Denn schlimmer als das Vergessen ist die Überlieferung durch die Erfolgsgeschichte der Sieger.

Entsprechend muß die Zukunft »entzaubert« werden (I 704), indem die Utopie ins Jetzt gezogen wird. Verzaubert wurde sie dadurch, daß Marx' Idee der »klassenlosen Gesellschaft« zum »Ideal« erhoben wurde (I 1231). Adressat der Kritik ist wiederum die Sozialdemokratie, die im Sinne des die Parteiphilosophie dominierenden Neukantianismus die klassenlose Gesellschaft als »unendliche Aufgabe« definierte (ebd.). Marx dagegen habe in der Vorstellung der klassenlosen Gesellschaft »die Vorstellung der messianischen Zeit säkularisiert« (ebd.). Bei Benjamin bedeutet dies ein Doppeltes: die klassenlose Gesellschaft wird nicht

nur überhaupt als historisch realisierbar gedacht, Ansatzpunkte gibt es vielmehr schon im Hier und Jetzt. Wieder handelt es sich um ein Aktivierungstheorem: »In Wirklichkeit gibt es nicht einen Augenblick, der *seine* revolutionäre Chance nicht mit sich führte – sie will nur als eine spezifische definiert sein, nämlich als Chance einer ganz neuen Lösung im Angesicht einer ganz neuen Aufgabe.« (Ebd.) Das hat viel von trotziger Revolutionsmystik, mehr appellativen als analytischen Charakter, und kann doch vielleicht als abstrakte Formel dessen gelesen werden, was Rosa Luxemburg »revolutionäre Realpolitik« genannt hat. Zum »Ideal« erhoben wird das Ziel utopisch. Deswegen fordert Benjamin einen Blick auf die Topik der Gegenwart unter der Maßgabe einer Art Heuristik der Revolution, die verhindern soll, daß gegebene Chancen nicht gesehen und deshalb auch nicht genutzt werden. Der Begriff der Gegenwart wird insofern gefaßt als die »'Jetztzeit', in welcher Splitter der messianischen eingesprengt sind« (I 704).

Dieser Begriff soll ebenso zentral wie für Politik auch für die Geschichtsschreibung sein, ja er stiftet den »Zusammenhang« (I 1248) der beiden. Geschichtsschreibung, die einen anderen als diesen oder gar keinen Begriff von Gegenwart hat, affirmiert Geschichte als Katastrophenzusammenhang. Zwar kann die »Existenz der klassenlosen Gesellschaft ... nicht in derselben Zeit gedacht werden wie der Kampf für sie. Der Begriff der Gegenwart in dem für den Historiker verbindlichen Sinn ist aber notwendig durch die beiden zeitlichen Ordnungen definiert. Ohne eine irgendwie geartete Prüfung der klassenlosen Gesellschaft gibt es von der Vergangenheit nur eine Geschichtsklitterung. Insofern partizipiert jeder Begriff der Gegenwart am Begriff des jüngsten Tages.« (I 1245) Gerade das zeichnet die Theorie von Marx aus, daß sie »einen Begriff der Gegenwart als der Jetztzeit, in welche Splitter der messianischen eingesprengt sind« (I 1252), beinhaltet. Benjamin beläßt es bei solchen Andeutungen auf die organisierende Funktion der Perspektive der »klassenlosen Gesellschaft« für die Theorie des *Kapital*. Entscheidend ist ihm das, was er die »Liquidierung des epischen Elements« (I 1241) in der Geschichtsschreibung nennt. Marx *Kapital* liefert ihm das Paradigma¹⁰ für eine *theoriegeleitete* Geschichtsschreibung, die ihren Standpunkt in der Gegenwart findet und die Perspektive der »klassenlosen Gesellschaft« in ihren Gegenstand einschreibt.¹¹ Deshalb glaubt Benjamin in »dem theoretischen Aufriß der Arbeit unter der Herrschaft des Kapitals, den Marx in seinem Werk niederlegt, ... die Interessen der Menschheit besser aufgehoben als in den monumentalen ... Werken des Historismus.« (Ebd.)

Benjamin versucht durch seinen emphatischen Begriff von Gegenwart auch eine ganze Reihe von Kategorien für eine politische Anthropologie (zurück-)zugewinnen. Zuversicht, Mut, Humor, List (I 694)¹² – »Haß« mag den einen, »Glück« den anderen Pol bilden. Dabei interessiert ihn gerade die *Gegenwartsverwiesenheit* des Glücks, insofern als, wie er im Anschluß an eine Reflexion Lotzes formuliert, »das Bild von Glück, das wir hegen, durch und durch von der Zeit tingiert ist, in welche der Verlauf unseres eigenen Daseins uns nun einmal verwiesen hat.« (I 693)

Kann so »Glück« metonymisch für den theoretischen Bezugsrahmen der Benjaminschen Theorie stehen, so die Glücklosigkeit für den praktischen von Müllers Text von 1958. Im Kontext des DDR-Sozialismus werden Benjamins

Formeln geradezu ins Gegenteil verkehrt. *Daß es so weiter geht*, war für Benjamin die Katastrophe, die im Faschismus kulminierte. *Daß es nicht weiter geht*, ist das Problem des »Glücklosen Engels«. Der Kommunismus, der nicht Gegenwart werden will, dessen Zukunft sich staut, daß ihm die Augen eingedrückt werden und er also keine Aussicht auf eine Zukunft mehr hat, während die Steine der Vergangenheit »vor über hinter ihm niedergehen« und ihn schließlich selbst zu Stein werden lassen. Das bringt treffend die Situation um 1958 ins Bild. Der 20. Parteitag der KPdSU von 1956 eröffnete die Chance einer (von oben initiierten) Revolutionierung des diktatorischen in einen demokratischen Sozialismus. Politische Häftlinge wurden entlassen, rechtsstaatliche Garantien und Verfahren sollten ausgearbeitet, »erstmalig freimütige Diskussion« ermöglicht werden, ja diese wird vom ZK der SED geradezu gefordert (Weber 1991, 78). Bloch (1956) nannte vier Leistungen bzw. Zielsetzungen des 20. Parteitages: »Das ist *erstens Kampf* gegen alles *Anmaßen von hochdroben*« (359), zum zweiten der »Kampf gegen den *Personenkult*« (360), drittens »Kampf gegen die Vorstellung ..., die Sowjetunion sei das *einzigste Modell* des Sozialismus« (362) und viertens »selbständiges Denken« anstelle des »Dogmatismus«, der nur das Mittel war, »den Begriff der Jugend, die Jugend des Begriffs zu versteinern« (365). Die »Versteinerung«, die wir aus Müllers Text kennen, ist also eine damals geläufige Metapher für den Stalinismus und also auch für die Restalinisierung der gesellschaftlichen Verhältnisse. Diese erfolgte schon bald nach dem Ungarn-Aufstand vom Herbst 1956.¹³ Mitte 1958 war die von Ulbricht betriebene Ausschaltung der Opposition abgeschlossen, nachdem zuvor die rechtlichen Möglichkeiten zur Verfolgung politischer Gegner weiter ausgedehnt worden waren. Selbst das Erzählen von politischen Witzen konnte von nun an bestraft werden (Weber 1991, 84). Die »Fahne«, die der 20. Parteitag aufzog, nämlich die »bürgerlichen Freiheiten« in ihrer »umfunktionierten Konsequenz« für den Sozialismus zu erkämpfen, war wieder eingeholt und damit die Hoffnung, daß der »ökonomisch überfällige« Sozialismus auch »moralisch unaufhaltsam« werde. Bloch ahnte, daß die Demokratiefrage von ökonomischer Relevanz ist: »Gerade auch die Arbeitsproduktivität gedeiht am besten mit Freiheit und Glück der Überzeugung, mit Überzeugung von Glück und Freiheit, beide als wachsend mitproduzierte.« (Bloch 1956, 365)

In diese kurze »liberale« Phase nach dem 20. Parteitag fällt auch die erste, von Bloch inspirierte Rezeption Benjamins in der DDR.¹⁴ Konfrontiert mit der theoretischen Phantasie Benjamins, stellt sich die restalinisierte Wirklichkeit sozusagen als Inversion des Messianischen dar: eine Gegenwart, der jede »Jetztzeit« ausgetrieben, in die weder Vergangenheit noch die Zukunft einer klassenlosen Gesellschaft einzuholen möglich ist oder scheint. Von hierher erklärt sich das inverse Verhältnis von Müllers Geschichtselngel und dem Engel der Geschichte Benjamins.

In dieser Situation konnte nicht mehr einfach auf das völlig andere »Bezugssystem« Benjamins und Brechts zurückgegriffen werden. Müller erklärt rückblickend, warum sein Stück »Glücksgott«, dem der »Glücklose Engel« zugehört und das aus dem Brechtfragment »Reisen des Glücksgotts« ein Libretto zu machen versuchte, selbst Fragment geblieben ist: »Meine Wirklichkeit schien mir so geschlossen nicht mehr darstellbar ...; mein Globus bestand aus kämpfenden

Segmenten, die bestenfalls der Clinch vereint« (Müller 1975, 8). Das läßt an die Form denken, welche der Klassenkampf im damaligen Sozialismus angenommen hat, aber auch an den Gegensatz der Blöcke, die symbiotische Konfrontation ihrer militärisch-industriellen Komplexe. »Klassenkampf« war in der Welt Müllers keine Halt bietende Bezugsgröße mehr¹⁵ (schon bei Benjamin hatte sie etwas Illusionäres), ebensowenig das »Glück«. In Brechts Entwurf trotz der »Glücksgott« allen Anfeindungen, er erweist sich als »unsterblich. lachend sitzt er gemütlich zurückgelehnt im elektrischen stuhl, schmatzt, wenn er gift trinkt usw. völlig erschöpft ziehen die verstörten henker, richter, pfaffen usw ab, während die menge vor dem totenhaus, die von furcht erfüllt zur exekution gekommen war, von neuer hoffnung erfüllt, weggeht ...« (Brecht, Arbeitsjournal 16.II.41) In Müllers Bearbeitung hingegen kommt der Glücksgott (GG) als Ball ins Spiel, »der hin und her geworfen durch seine passive Bewegung auf Dimensionen des Spielfeldes und wechselnde Positionen der Spieler schließen läßt: er bringt kein Bein auf die Erde.« (1975, 8)

Den Ausfall des »Glücks« kompensiert Müller verblüffenderweise dadurch, daß er das bei Benjamin zum Glücks-Motiv Komplementäre aktualisiert und radikalisiert. Es ist, als würde, weil die eine Seite der Waage nicht mehr ins Gewicht fällt, die andere doppelt beschwert.¹⁶ »Eine Funktion von Drama ist Totenbeschwörung – der Dialog mit den Toten darf nicht abreißen, bis sie herausgeben, was an Zukunft mit ihnen begraben worden ist.« (1986/2, 64) Und noch mehr das Kompensatorische betonend: »(W)enn die Chancen vertan sind, beginnt, was Entwurf neuer Welt war, anders neu: als Dialog mit den Toten.« (1975, 7)

»Glücksgott« bringt ein Beispiel für einen solchen Dialog. Der GG kommt als »Fußball« ins Spiel, und zwar auf dem »Schlachtfeld«. Es gibt keine Bäume mehr und auch keine Menschen. Nur noch tote Soldaten. So reduziert wie die Welt sind auch die Namen der Protagonisten. Der GG versucht einen Dialog mit den toten Soldaten S1 und S2. Der erste hat nur noch ein Bein, der zweite ist blind, genauer: »Er hat kein Gesicht«. S2 »Der/Setzt seinen Fuß auf mein Land nicht mehr.« S1 »Ja/ Es ist zerstört.« S2 »Wie du.« S1 »Und kein Gesicht mehr/ Hast du, mein Land zu sehn und seine Wälder.« S2 »Brauchts ein Gesicht, zu sehn was nicht mehr ist?« (1975, 11)

Wo alles zerstört ist, gibt es auch fürs Glücksverlangen keinen Anhalt mehr. Es bleibt nur eine negative Utopie im »Dialog mit den Toten«. Lediglich als Abwesenheit, als Glücklosigkeit (und nicht mal mehr durch sein Gegenteil, das Unglück) kann Glück noch angesprochen werden. Um so deutlicher wird, *daß etwas fehlt* (Brecht), ohne daß über das Was Gewißheit bestünde. Gerade hierin versteht sich die Müllersche Totenbeschwörung in Opposition zum offiziellen Totenkult, der die Lücke, die das Fehlen und die Fehler hinterließen, zu überdecken suchte. »In der DDR konnte Benjamins Traum vom Kommunismus als Befreiung der Toten nur parodiert werden, weil für die Überlebenden der doppelt besieigten kommunistischen Partei die Macht zugleich ein Joch und Geschenk war. Der verordnete Antifaschismus war ein Totenkult. Eine ganze Bevölkerung wurde zu Gefangenen der Toten.« (Müller 1992, 363f.) Auf die Befreiung von außen folgte keine Selbstbefreiung, sondern erneute Unterwerfung. Das Eingedenken an die Opfer, die der Sieg über den Faschismus gefordert

hatte, diene nicht dazu, die Arbeit an der Verwirklichung der kommunistischen Perspektive zu kräftigen, sondern deren Verlust zu kompensieren.

Daß der »Glücklose Engel 2« auf den Text von 1958 zurückverweist, kann bedeuten: dort war der Anfang vom Ende. Schon damals hatte keine Zukunft, was jetzt Vergangenheit ist. Jetzt? »Nach der Mauer«; unmöglich, nicht an den Fall der Mauer zu denken, die »zwischen Stadt und Land« stand, Berlin und Deutschland teilte. Ist der »Glücklose Engel« also ein Bild für die Wiedervereinigung? Wiedervereinigung als sexuell konnotierte Eroberung. »Die Fremde Hand am einsamen Fleisch«. Ohne Perspektive: Nach der Befreiung der »Abgrund«. ¹⁷ Daß es *nicht mehr weiter geht*, gilt jetzt erst recht, nicht weil Zukunft sich wieder staut und Vergangenheit Gegenwart einholt. Vergangenheit und Zukunft, keine Rede mehr davon, sie sind im Abgrund der Gegenwart verschwunden. ¹⁸ Und mit ihnen *der* glücklose Engel der Geschichte des Sozialismus. Der, auf den »man« seine Hoffnungen setzte, hat sich verwandelt, in ein fremdes Gegenüber, ein unbekanntes »Du«, und »man« selbst in ein »ich«. Verblüffend die Erfahrung, daß der Engel mit der Individualisierung seine Bestimmtheit los ist: »Glückloser Engel«. Jener mit bestimmtem Artikel ist noch zu »hören« – »noch«. Er ist dabei, sich zu entfernen. Was da noch zu hören ist, das ist das »Rauschen« seiner »Flügelschläge«, auf welches der erste Text gewartet hat. Er ist also inzwischen wieder geflogen. Tatsächlich mochte auch Müller für einige Zeit nach 1985, mit Bezug auf Gorbatschows Perestrojka, das Rauschen der Flügelschläge wieder vernehmen (vgl. 1991, 350). Jetzt ist nur noch dessen Nachhall zu hören. Als jener, der da flog, ist er schon nicht mehr identifizierbar. Er »hat kein Gesicht mehr«. Doch hier vollzieht der Text eine überraschende Wendung, mitten im Satz: Der Engel »hat kein Gesicht mehr als Deines das ich nicht kenne«. 'Erst hatte er ein Gesicht, nun hat er keines mehr, das dann doch wieder eins sein soll. Wie nun?' Die Verblüffung resultiert aus der ungewöhnlichen Verwendung des »als«, die die RezipientInnen zu Richtigstellungen herausfordert, etwa in der Form des folgenden Dialogs. 'Der Engel hat kein Gesicht mehr außer einem, hatte er denn viele Gesichter?' 'Ja.' 'Der Engel hatte also viele Gesichter, jetzt hat er kein anderes mehr als dieses.' 'Genau. Es war falsch anzunehmen, er hätte nur eins. In Wirklichkeit hatte er viele Gesichter.' 'Das wird auch mir jetzt klar, wo er keines mehr hat als Deines, das ich allerdings nicht kenne.' 'Kannst Du auch nicht.' 'Warum?' 'Weil du noch glaubst, ich sei ein Engel.' 'Bist Du denn keiner?' 'Nein, ich bin kein Engel. Und das ist gut so. Stell dir vor, im Freien, *Wind an den Schultern, die fremde Hand am einsamen Fleisch ...*' 'Und der »Abgrund«?' 'Das ist es ja eben. Engel könnten darüber schweben.'

Anmerkungen

- 1 Zuerst 1942 erschienen als Sonderdruck des Instituts für Sozialforschung, danach in *Die Neue Rundschau* 61 (1950), 560-570 veröffentlicht. – Benjamin-Zitate werden nach den *Gesammelten Schriften* durch Angabe der römischen Band- und der arabischen Seitenzahl nachgewiesen.
- 2 Es ist seit langem ein Topos der Literatur über Heiner Müller, daß Benjamin »einer der wichtigsten theoretischen Gewährsleute« für ihn ist (Weber 1978, 94). Eine Auswahl der Literatur zum Verhältnis Müller-Benjamin gibt das Literaturverzeichnis.

- 3 Der »Engel der Geschichte« ist deshalb vor allem ein »*Textereignis*« (Konersmann 1992, 145). Das graphische Bild ist allenfalls Ausgangspunkt für das sprachliche. Benjamin spricht von seinem Verfahren als einer »Interpretation, die von Bildern ausgeht« (Briefwechsel Scholem, 168), die aber so weit abhebt, daß sie gegenüber dem Ausgangspunkt als autonom erscheint (Konersmann 1992, 151). Vielleicht ist es noch anders so, daß das graphische Bild bloß als Projektionsfläche für Gedanken und Bilder dient. So imaginiert Benjamin zu verschiedenen Zeiten ganz unterschiedliche Engel in Klees Aquarell, das sich seit 1921 in seinem Besitz befindet, hinein (vgl. auch Lindner 1992).
- 4 Diese Vorstellung wandert dann in die biblisch-jüdische Sprache, wo Vergangenheit das von Augen (*lifne*) und Zukunft das hinten (*aharit, aharon*) Liegende bezeichnet (Ebach 1986, 53).
- 5 Auch Konersmann hebt den Anrufungscharakter hervor: »Das Bild des Engels ist ein Appell.« (1991, 124)
- 6 Mit der Niederschrift von »Über den Begriff der Geschichte« hat Benjamin frühestens Ende 1939, wahrscheinlich erst Anfang 1940 begonnen (I 1227), aber die Notwendigkeit, »den Gegensatz, in dem das Buch zur bisherigen und überkommenen Geschichtsforschung steht, auf eine neue, bündige und sehr einfache Weise« zusammenzufassen, war schon lange klar (Briefe 687, 16.8.1935).
- 7 Es spricht alles dafür, daß Benjamin, wenn er die sozialdemokratische Ideologie kritisiert, die kommunistische des Marxismus-Leninismus mitmeint, ohne sie beim Namen zu nennen. Vermutlich bestand für Benjamin dieselbe »Notwendigkeit, über Stalin zu schweigen, weil sein Name, solange Hitler an der Macht war, für die Sowjetunion stand«, wie sie Müller bei Brecht vermutet (1982, 141).
- 8 Der in diesem Zusammenhang angedeutete Begriff einer »zweiten Technik«, die es nicht auf »Beherrschung der Natur«, sondern »auf ein Zusammenspiel zwischen der Natur und der Menschheit« (VII 359) abgesehen hat, muß an anderer Stelle herausgearbeitet werden.
- 9 Benjamin liest den Gedanken der ewigen Wiederkehr (etwa bei Nietzsche) einerseits als philosophische Korrespondenz zur Ökonomie der »Massenartikel« (I 663) und andererseits vor dem Hintergrund der Tatsache, »daß die Bourgeoisie der bevorstehenden Entwicklung der von ihr ins Werk gesetzten Produktionsordnung nicht mehr ins Auge zu blicken wagte.« (I 677)
- 10 Benjamin versucht, von Marx' *Kapital* her, das er als Geschichtsschreibung mißzuverstehen scheint, zu einer neuen Form der Geschichtsschreibung zu gelangen: »Marx erkannte, daß 'die Geschichte' des Kapitals sich als das stählerne, weitgespannte Gerüst einer Theorie darstellt. Sie erfaßt die Konstellationen, in die seine eigene Epoche mit ganz bestimmten frühern Momenten in der Geschichte getreten war.« (I 1252) – Als Versuch, Benjamins Geschichtsthesen für die Geschichtswissenschaft fruchtbar zu machen, vgl. Niethammer 1989.
- 11 Jeder »geschichtlichen Arbeit, besonders wenn sie beansprucht, vom historischen Materialismus sich herzuschreiben«, muß »eine genaue Fixierung des Standorts der Gegenwart in den Dingen vorhergehen ..., deren Geschichte dargestellt werden soll« (Briefe 700). Mit Bezug auf die Passagen-Arbeit sollte dies der Kunstwerk-Aufsatz leisten.
- 12 Schon früh macht Benjamin auf die politische Bedeutung der anthropologischen Dimension aufmerksam. Seine Adaption der surrealistischen Formel, »die Kräfte des Rasches für die Revolution zu gewinnen« (II 307), gehört mit hierher. Als besondere Leistung des Surrealismus erscheint die »Zerschlagung des Aesthetischen« und seine »Bindung ans Physiologisch- und Animalisch-Menschliche einerseits und die Bindung an Politisches andererseits« (II 1023), wie es in einer Notiz im Umkreis des Surrealismus-Essays heißt. Entsprechend spricht Benjamin dort von »politischem« und »anthropologischen Materialismus«, den er dem »metaphysischen Materialismus« sozialdemokratischer und kommunistischer Observanz (Vogt auf der einen, Bucharin auf der anderen Seite gelten als Beispiele) entgegenstellt, der erkennt, daß auch »das Kollektivum ... leibhaft (ist)« (II 310). Benjamin appelliert an die KP, auch die »mystischen, der Leiblichkeit angehörenden Elemente« (V 853) in der »Bewegung« selbst zu berücksichtigen; dies zu einer Zeit, als der Nazismus sich ihrer bereits bemächtigt hatte.
- 13 Harich und seine Gruppe wurden im Dezember verhaftet, Bloch im Januar 1957 zwangsemertiert.
- 14 Vgl. Hans Heinz Holz, »Prismatisches Denken«, *Sinn und Form*, Heft 4 1956. Einen Überblick über die Benjamin-Rezeption in der DDR gibt Jackman (1992).
- 15 Aus den Klassenkämpfen werden Machtkämpfe, und diese finden zunehmend in einem imaginären Raum statt, in dem es um nichts Entscheidendes mehr geht, sie sind entleert. »Macht wird

- immer spektakulärer und unwirklicher. Sie wird zu einem Macht-Spiel. Ihre theatralischen Elemente werden immer klarer. Im Grunde hat keiner mehr Macht, und damit kann man umgehen. (...) Sie wird mehr und mehr zum leeren Rahmen. Sie führt keinen Inhalt mehr. Das ist wie ein Tennismatch.« (1982, 75)
- 16 Es scheint manchmal, als ließe das Fehlen des Glücksbezugs die Benjaminschen Motive bei Müller sozusagen durchdrehen: der »Dialog mit den Toten« tendiert zum Totenkult, Benjamins »destruktive Seite der Dialektik« zur »Lust ... an der Zerstörung«, »zur Lust an der Katastrophe« (1980a, 179). An die Stelle des Glücksverlangens tritt die »Obsession«, gleichgültig, ob sie »Revolution« oder »Sexualität« heißen mag (ebd., 182). In bezug auf die damit notwendig verbundene Veränderung der ästhetischen Produktionsweise wird Kafka ein wichtigerer Ahne als Brecht. Ver-Fremdung setzt noch einen Bezugsrahmen voraus, ohne diesen bleibt nur Erzeugung von Fremdheit als solcher: »eher fremd als verfremdend« (1982, 141). Gerade das habe Benjamin an Kafka hervorgehoben, daß er »ungeheuer präzise Gesten ohne Bezugssystem« beschreibe (1986, 139). »Da gibt es diese seltsame Formulierung von Benjamin, der sagt: Kafka war der erste bolschewistische Schriftsteller. Und Brecht sagt: dann bin ich der letzte katholische. (...) Der Brecht hat bis zuletzt versucht, ein einheitliches Weltbild zu halten und zusammenzuhalten.« (1986, 162) Ganz so einfach ist es wohl doch nicht. Was Müller hier Benjamin in den Mund legt, hat in Wirklichkeit Brecht über Kafka gesagt; übrigens entwirft Brecht im Kontext die Idee eines Schachspiels mit flexiblen Funktionszuschreibungen der Figuren (vgl. VI 526).
- 17 Das Motiv des »Abgrunds« findet sich schon in »Die Einsamkeit des Films« (1980, in: 1982, 104-106). Wiederum figuriert Benjamins IX. Reflexion »Über den Begriff der Geschichte« als unausgesprochener Bezugstext. Müller beschreibt die Produktionsweise von Syberbergs *Hitler – ein Film aus Deutschland*, genauer die Kamerabewegung, überblendet dieses Bild durch ein zweites Bild, den Engel, und deutet das Bildgemenge zur geschichtsphilosophischen Allegorie aus. Es spricht ein »Ich«, das sich später als »Engel« bezeichnet, der zunächst »vielleicht« nur ein »Auge« ist, dann aber auch »Hände« hat. Ein »Traum-Ich« imaginiert sich in die Position des Kamera-Objektivs und wird sozusagen zum Augen-Engel. Wie schon der EG ist auch dieser entmächtigt. Er fliegt nicht selber. »Nichts von Flügelschlägen.« Eine ihm »unbekannte Kraft« bewegt ihn nach oben und nach unten. »Mein Weg nach oben ist ein Weg in die Vergangenheit, der Abgrund unter mir heißt Zukunft.« War bei Benjamins Engel nur seine Blickrichtung ungewöhnlich, so wird hier gleich die Abbildungskonvention der Zeitachse selbst durchbrochen, von der Horizontalen in die Vertikale gedreht. Zukunft ist unten. Sie »heißt« nur mehr so, verdient diesen Namen nicht, es gibt sie nicht mehr. Und weil »Abgrund« noch die Vorstellung eines positiv konnotierten Oben evozieren könnte, wird auch jenes noch negiert: Der »Raum hat keine Richtung in der Zeit«, »von oben oder unten, von Vergangenheit und/oder Zukunft« kann »keine Rede sein«. In diesem Raum absoluter Simultanität ist ein Engel zu Hause, der sagt: »ICH BIN DER ENGEL DES WATERLANDS« und am Ende des Textes urplötzlich dem »Engel der Revolution« sich konfrontiert sieht oder in ihn sich verwandelt oder ...
- 18 So artikuliert Müller die Erfahrung seiner Generation: »... jetzt ist Zukunft plötzlich die Vergangenheit« (1991 351).

Literaturverzeichnis

- Benjamin, Walter, 1972ff.: Gesammelte Schriften. Frankfurt/M.
ders., 1978: Briefe 1 u.2. Hrsg. und mit Anmerkungen versehen von G. Scholem und Th.W. Adorno. Frankfurt/M.
- ders. und Gershom Scholem, 1985: Briefwechsel 1933-1940. Hrsg. von G. Scholem. Frankfurt/M.
- Bloch, Ernst, 1956: »Über die Bedeutung des XX. Parteitags«. In: ders., 1970: Politische Messungen. Pestzeit, Vormärz (Gesamtausgabe Bd. 11). Frankfurt/M., 357-365
- Domdey, Horst, 1990: 'Historisches Subjekt' bei Heiner Müller. Müllers Büchner-Preisrede 'Die Wunde Woyzeck'. In: P.G. Klussmann und H. Mohr (Hrsg.), Spiele und Spiegelungen von Schrecken und Tod. Zum Werke von Heiner Müller. Sonderband zum 60. Geburtstag des Dichters (Jahrbuch zur Literatur in der DDR, Bd.7). Bonn

- Ebach, Jürgen, 1986: Ursprung und Ziel. Erinnernte Zukunft und erhoffte Vergangenheit. Biblische Exegesen – Reflexionen – Geschichten, Neukirchen-Vluyn
- Eke, Norbert Otto, 1989: Apokalypse und Utopie. Paderborn, München, Wien, Zürich
- Herzinger, Richard, 1992: Masken der Lebensrevolution: vitalistische Zivilisations- und Humanismuskritik in Texten Heiner Müllers. München (bes. 55-66)
- Hörnigk, Frank, 1989: »Texte, die auf Geschichte warten ...« Zum Geschichtsbegriff bei Heiner Müller. In: H. Müller 1989, 123-137
- Iversen, Fritz, und Nobert Sevros, 1978: Sprengsätze. Geschichte und Diskontinuität in den Stücken Heiner Müllers und der Theorie Walter Benjamins. In: Th. Girshausen (Hrsg.), Die Hamletmaschine. Heiner Müllers Endspiel. Köln, 128-138
- Jackman, Graham, 1992: Walter Benjamin in the GDR: An Introductory Survey. In: German Monitor 25, 1-24
- Konersmann, Ralf, 1991: Erstarrte Unruhe. Walter Benjamins Begriff der Geschichte. Frankfurt/M. ders., 1992: Walter Benjamins 'Kritische Historie'. Neue Rundschau, 103 (1992), H.3, 140-158
- Lindner, Burkhardt, 1992: Engel und Zwerg. Benjamins geschichtsphilosophische Rätselfiguren und die Herausforderung des Mythos. In: L. Jäger/Th. Regehly (Hrsg.), »Was nie geschrieben wurde. lesen«. Frankfurter Benjamin-Vorträge, Bielefeld, 236-266
- Maier-Schaeffer, Francine, 1993: Utopie et Fragment: Heiner Müller et Walter Benjamin. In: Études Germaniques, Janvier-Mars, 48-64
- Müller, Heiner, 1975: Theater-Arbeit. Heiner Müller Texte 4. Berlin (zit. nach der Ausgabe von 1989)
- ders., 1982: Rotwelsch. Berlin
- ders., 1986: Gesammelte Irrtümer. Interviews und Gespräche. Band 1 und 2. Frankfurt/M.
- ders., 1989: Material. Texte und Kommentare. Hrsg. von F. Hörnigk. Göttingen 1989 (Originalausgabe Leipzig 1988)
- ders., 1991: »Jetzt sind eher die infernalischen Aspekte bei Benjamin wichtig. Gespräch mit Heiner Müller.« In: M. Opitz und E. Wizisla (Hrsg.), Aber ein Sturm weht vom Paradies her. Texte zu Walter Benjamin. Leipzig 1992, 348-362
- ders., 1992: Krieg ohne Schlacht. Leben in zwei Diktaturen. Köln
- Niethammer, Lutz, 1989: Der verblasene Engel. Über die Posthistoire einer Historik der Gefahr. In: ders., Posthistoire. Ist die Geschichte zu Ende? Reinbek, 116-153
- Raddatz, Frank-Michael, 1991: Dämonen unterm Roten Stern. Zu Geschichtsphilosophie und Ästhetik Heiner Müllers. Stuttgart (bes. 174-184)
- Renner, Rolf Günter, 1988: Die postmoderne Konstellation. Theorie, Text und Kunst im Ausgang der Moderne. Freiburg (bes. 319-330)
- Vaßen, Florian, 1982: Der Tod des Körpers in der Geschichte. Tod, Sexualität und Arbeit bei Heiner Müller. In: Text + Kritik 73, 45-57
- Weber, Hermann, 1991: DDR. Grundriß der Geschichte 1945-1990. Hannover
- Weber, Richard, 1978: 'Ich war, ich bin, ich werde sein!' Versuch, die politische Dimension der HAMLETMASCHINE zu orten. In: Th. Girshausen (Hrsg.), Die Hamletmaschine. Heiner Müllers Endspiel. Köln, 86-97

Krieg! AIDS! Katastrophen!

JOURNALISMUS

Heinz Bonfadelli
Werner A. Meier (Hg.)
**KRIEG, AIDS,
KATASTROPHEN ...**

Gegenwartsprobleme
als Herausforderung der
Publizistikwissenschaft

UNIVERSITÄTSVERLAG KONSTANZ GMBH

Krieg, AIDS, Armut, Technikrisiken, Umweltzerstörungen, fehlende Gleichberechtigung, Rassismus, Gewalt ... Kritiker werfen den Massenmedien vor, allzu oft ein verzerrtes Abbild der Welt zu zeichnen. Sensationen und Negativität würden in ihrer Berichterstattung überwiegen. Stimmt das? Der Band wendet sich an Publizistikwissenschaftler wie auch an Journalisten, Politiker, Medienpädagogen und Studenten.

Heinz Bonfadelli / Werner A. Meier (Hg.)

Krieg, AIDS, Katastrophen ...

Gegenwartsprobleme als Herausforderung
für die Publizistikwissenschaft
352 Seiten, kartoniert, DM 48,-
(Journalismus, Band 33)

neu

JOURNALISMUS

KLAUS SCHÖNBACH
WOLFGANG EICHHORN
**MEDIENWIRKUNG
UND IHRE
URSACHEN**

WIE WICHTIG SIND
ZEITUNGSBERICHTE
UND LESEINTERESSEN?

UNIVERSITÄTSVERLAG KONSTANZ GMBH

Allmacht der Medien – Souveränität des Publikums? Medienwirkung als Wechselbeziehung zwischen Medienbotschaft und Publikumseigenschaft: Erstmals in Deutschland wurden die Einflüsse von Lokalzeitungen auf eine Kommunalwahl untersucht!

Klaus Schönbach / Wolfgang Eichhorn

Medienwirkung und ihre Ursachen

Wie wichtig sind Zeitungsberichte
und Leseinteressen?

170 Seiten, kartoniert, DM 38,-
(Journalismus, Band 32)

neu

**Bitte fordern Sie unser
aktuelles Gesamtverzeichnis an!**

UNIVERSITÄTS
VERLAG
KONSTANZ

Postfach 10 20 51
D-W 7750 Konstanz

Jost Hermand

Diskursive Widersprüche

Fragen an Heiner Müllers »Autobiographie«*

Wer hätte von Heiner Müller, einem Dramatiker, dessen Werke in den letzten fünfzehn Jahren immer kürzer, immer »geballter« wurden, und der schließlich ganz verstummte, eine Autobiographie von 373 Seiten erwartet? Doch im gleichen Zeitraum sind viele Dinge geschehen, die fast niemand erwartet hätte: nicht nur die unaufhaltsame Kanzlerschaft Helmut Kohls, sondern auch das Wiedererstarken des deutschen Nationalismus, die Ausländerfeindschaft, der Zusammenbruch der DDR, die rapide Ausdünnung der Ozonschicht, das Sterben der Wälder – und die daraus resultierende Lähmung der früher so aktiven, auf Sozialisierung oder zumindest verstärkte Demokratisierung drängenden linken bis linksliberalen Intelligenz. Angesichts dieser Situation, in der alles – trotz der immer noch glänzenden Wohlstandsfassade unserer Bundesrepublik – aus den Fugen zu geraten droht, ist es in dieser Intelligenz, wie wir wissen, zu verbreiteten Posthistoire-Stimmungen und allen damit verbundenen Rückzügen ins Private, Eigene, Autobiographische gekommen. Zugegeben, Formen des Überindividuellen, Engagierten, Solidarischen, die innerhalb dieser Schicht in den sechziger und frühen siebziger Jahren propagiert wurden, waren damals schon schwach und gingen häufig genug auf persönliche Frustrierungen zurück. Aber es gab sie wenigstens – und sie übten auch eine gewisse Wirkung aus. Dagegen gelten jetzt, auf Grund der jüngsten Entwicklungen fast alle bisherigen Formen des Engagements als »out«. An ihre Stelle ist bei vielen eine Ideologie-, Staats- und Systemverdrossenheit getreten, die im Zuge des allgemeinen Werteverlusts nur noch das Unengagierte – meist das betont Egoistische, Materialistische, Karrierebetonte oder bestenfalls Psychologische, Geschlechtsspezifische, Biologische – als einzige Möglichkeit eines authentischen Verhaltens anerkennt. Während dieser fortschreitende Sinnverfall von manchen Vertretern sogenannter Postmoderne-Konzepte als endlich erreichte »Mündigkeit« ausgegeben wird, sehen andere, noch immer halbwegs Engagierte, in dieser Reduzierung auf das Selbst lediglich Formen einer betont unsolidarischen Haltung, die auf jeden politischen Aktivismus verzichtet und damit den Herrschenden geradewegs in die Hände spielt.

Auch Heiner Müller, schon längst ein gesamtdeutscher und kein ostdeutscher Autor mehr, folgt diesem Trend bereits seit vielen Jahren. Auch bei ihm waren anfänglich, bei aller Vorliebe für Krasses, Gewaltames, Schockierendes, in seinen Werken unleugbar sozialistische Elemente vorherrschend, an deren Stelle jedoch seit Mitte der siebziger Jahre in zunehmendem Maße eine subjektiv-surrealistische, biologisch-geschlechtsspezifische, mythologisch-literarische, gegen-aufklärerisch-poststrukturalistische, d.h. jede Möglichkeit eines historischen

* Heiner Müller: Krieg ohne Schlacht. Leben in zwei Diktaturen. Kiepenheuer & Witsch, Köln 1992 (424 S., Ln., 45,- DM).

Fortschrittsdenkens leugnende Weltanschauung getreten ist. Und damit mußte es auch bei Müller, der ursprünglich – in der Brecht-Nachfolge – auf jede private, weil als »bürgerlich« verdächtige Selbstäußerung weitgehend verzichtet hatte, notwendig zur Verstärkung einer im subjektiven Sinne verstandenen Selbstbetrachtung kommen, die sich schließlich in einer weit ausholenden Autobiographie niederschlug.

Doch das ist nur ein Aspekt dieses Werks, das sich »Krieg ohne Schlacht. Leben in zwei Diktaturen« nennt und damit – über das Subjektive hinaus – das Eigene immer wieder mit den sich gleichzeitig abspielenden historischen Ereignissen, vor allem Müllers Leben in der Sowjetischen Besatzungszone und späteren Deutschen Demokratischen Republik, zu verbinden sucht. Und auch hierin ist dieses Werk – im Gegensatz zu vielen seiner bisherigen Werke, die gerade durch ihre Besonderheit, ja Einmaligkeit auffielen – durchaus zeittypisch. Es gehört in jene Gruppe von Rechtfertigungsbüchern desillusionierter DDR-Autoren, die nicht wie viele westdeutsche Linke schon in den späten siebziger Jahren der von ihnen erwarteten politischen Resignation anheimfielen, sondern sich bemühten, ihre durch die DDR geprägte Identität auch unter den widrigsten Verhältnissen der Unterdrückung und Zensur weiterhin beizubehalten.

Worin sich Müller allerdings in seiner Autobiographie von den Verfassern solcher Werke unterscheidet, ist die Tendenz, diese Desillusionierung bewußt abzustreiten und sich von vornherein als unengagiert hinzustellen, um so seinem Leben – jenseits aller politischen Umbrüche – wenigstens im Bereich des Ideologischen oder der menschlichen Haltung eine gewisse Kohärenz zu verleihen. Allerdings tut er das auf eine höchst provokante Weise, die viele andere Autoren sicher als »unmoralisch« verwerfen werden, indem er sich als einen Schriftsteller charakterisiert, der sich nie wirklich engagiert habe, sondern von Anfang an ein kühl beobachtender, sich auf die Haltung des Betrachtens beschränkender Autor gewesen sei. Bereits durch seine Kindheitserfahrungen unter dem »Nationalsozialismus«, wie der Verhaftung seines Vaters als SAP-Mitglied sowie das brutale Vorgehen der Roten Armee in der Sowjetischen Besatzungszone, habe er alle »bürgerlich«-idealistischen Illusionen verloren bzw. nie in sich aufkommen lassen – und sich lediglich auf sich selbst und seine Lust am Schreiben konzentriert.

Müllers Autobiographie ist daher voller Äußerungen, in denen er seinen Eintritt in die SED im Jahr 1948 sowie die sozialistische Thematik seiner frühen Werke bewußt herunterspielt. »Ich konnte nie sagen«, heißt es an einer Stelle, »ich bin Kommunist. Es war ein Rollenspiel. Es ging mich im Kern nie etwas an. Ich habe oft gesagt und behauptet, daß ich mich mit dieser Gewalt, mit diesem Terror identifizieren konnte, weil es eine Gegengewalt war, ein Gegenterror gegen den vorigen. Im Grunde bin ich da unberührt durchgegangen.« (61) Ebenso eindeutig klingen die Sätze: »Ich weiß nicht, ob mir das so wichtig war, diese SED-Mitgliedschaft, politisches Engagement überhaupt. Natürlich hat es mich beschäftigt, aber es gibt da einen Kern, der von allem unberührt war bei mir. Der war von der Nazizeit unberührt und von der Zeit danach auch« (64). Müller gibt zwar zu, daß es in seinem Leben auch Situationen gab, wo er »politisch und nicht als Künstler« aufgetreten sei, wie er überhaupt zwischen Kunst und Politik sowie »Kunst und Leben« stets einen deutlichen Unterschied gemacht

habe (290). »Meine eigentliche Existenz« in der DDR, erklärt er, »war die als Autor, und zwar als Autor von Theaterstücken« (181). Ja, an einer Stelle schreibt er noch lapidarer: »Mir war das Schreiben wichtiger als die Moral.« (180)

Letztlich wollte er in seinem Leben, wie Müller uns immer wieder versichert, lediglich dem »Luxus des Schreibens frönen« (287). Die »Auseinandersetzungen innerhalb der SED« hätten ihn darum »nur in bezug auf Kunst und Literatur interessiert« (115) und nicht als Fragen der politischen Gesinnung. Deshalb habe er 1954 seine Parteimitgliedschaft einfach nicht erneuert und auch 1961 den Ausschluß aus dem Schriftstellerverband der DDR nicht besonders tragisch genommen. »Für mich war das nie ein Problem, ungerecht behandelt zu werden«, erklärt er in diesem Zusammenhang, »ich wußte, es gibt keine Gerechtigkeit, weder von der einen noch von der anderen Seite, also konnte ich mich nie wirklich dagegen empören.« (76) Von Anfang an sei es ihm nur um die zu schreibenden Stücke gegangen, wobei er sich in der aufgegriffenen Thematik nie auf bestimmte Leitideen, sondern stets auf ein in der gesellschaftlichen Wirklichkeit »erfahrenes« Material gestützt habe, während ihm Weltanschauungen, Theoreme oder Ideologien – ob nun der proletarische Sozialismus oder der bürgerliche Liberalismus – relativ gleichgültig gewesen seien. Er, Müller, habe nur »Autor« sein wollen, nichts weiter. Daher sei er auch politisch nie enttäuscht worden, weder durch den Ausgang des 17. Juni, den Bau der Mauer oder die sogenannte »Wende« von 1989. All dies habe ihn gar nicht berührt, sondern letztlich kalt gelassen.

Ein Autor wie Peter Weiss, für den die DDR eine »Hoffnung« gewesen sei, wird darum als verblendet hingestellt. Dieser Mann habe selbst nach der Niederschrift der »Ästhetik des Widerstands«, wie er in Gesprächen mit ihm erfahren habe, noch immer »eine mönchische Haltung zur Utopie« gehabt (224). Auch andere linke Autoren, die sich im Bunde mit dem Weltgeist gefühlt hätten, werden zwar nicht lächerlich gemacht, aber doch als naiv charakterisiert. Überhaupt wendet sich Müller immer wieder gegen Werke, die ins Philosophische, Ideologische, Utopische ausschweiften, statt in aller Härte von der eigenen Erfahrung der konkreten Situation auszugehen. All das sind für ihn nutzlose Überbauphantasien. »Ich will nicht wissen«, erklärt er, »was die Welt im Innersten zusammenhält. Ich will wissen, wie sie abläuft. Es geht eher um Erfahrung als um Erkenntnis.« (271) Das im Bereich der Linken vielzitierte Hegelsche Diktum, daß nur die begriffene Wirklichkeit wirklich »wirklich« sei, wird demzufolge einfach mit Schweigen übergangen.

So viel zu dem halb existentiell gefärbten, halb ideologisch abwiegelnden Diskurs, nie ein engagierter Autor gewesen zu sein. Dieser Diskurs wird jedoch, ob nun auf bewußt irritierende Weise oder nicht, von zwei anderen Textstrategien unterlaufen, die diese Argumentationsebene wieder aufheben oder zumindest in Frage stellen. Die eine ist die fortlaufende Interpretation seiner Werke, die andere Müllers geradezu manische Fixierung auf das Phänomen »DDR-Sozialismus«, das fast allen seiner Dramen wie auch dieser Autobiographie zugrunde liegt. Beginnen wir mit den Werken Müllers, die er zwar in diesem Buch höchst ausführlich behandelt, jedoch stets in der Perspektive der Unengagiertheit zu deuten versucht. Das mag für manche seiner Werke nach 1975 durchaus

zutreffen, gilt jedoch keineswegs für seine frühen Texte, in denen eine eindeutig sozialistische Perspektive vorherrscht, die sich selbst mit noch so viel echter oder vorgetäuschter Schnoddrigkeit nicht hinauseskamotieren läßt. »Meine Werke sind meine Wächter«, notierte sich Brecht während des Zweiten Weltkriegs, als er wegen der deutschen Siege vorübergehend von resignierten Stimmungen heimgesucht wurde. Müller, der sonst den gesamten Brecht auswendig kennt, hätte diesen Satz nicht vergessen dürfen. Schließlich gibt er in dieser Autobiographie – wenn auch arg verquält und mit »gesträubten Haaren« – zu, daß er in den späten vierziger und frühen fünfziger Jahren nicht nur ein Hörspiel verfaßt habe, in dem es um »die Entlarvung eines bösen Buchhalters, der für den Klassenfeind sabotiert« (56), gegangen sei, sondern auch seinen »Klettwitzter Bericht« für die Parteizeitschrift *Einheit* (144), ein »proletarisches Fest- und Wehespiel mit Arbeiterchören und Tanzgruppen zur Eröffnung der Werner-Seelenbinder-Halle« (85), Nachdichtungen ausländischer »Stalin-Hymnen« für den Zentralrat der FDJ (117), auf Veranlassung Paul Dessaus einen »Text auf Lenin« für das *Neue Deutschland* und schließlich sein Aufbaustück »Der Lohndrucker« für das Sonderheft *Arbeiterklasse und Arbeiterbewegung in der deutschen Literatur* der Zeitschrift *Neue deutsche Literatur*, das als Werk des »Sozialistischen Realismus« mit dem Heinrich-Mann-Preis der DDR ausgezeichnet worden sei.

Ein zentrales Beispiel für dieses frühe Engagement, das Müller bei dieser Aufzählung nur am Rande erwähnt, ist das mit Hagen Stahl verfaßte Drama »Zehn Tage, die die Welt erschüttern«, das er 1957 zur vierzigsten Wiederkehr der Sowjetischen Oktoberrevolution schrieb und das mit großem Erfolg an der »Volksbühne« aufgeführt wurde. Es gibt wohl kaum ein DDR-Drama dieser Jahre, das sich so eindeutig zum Kommunismus bekennt wie dieses, sowohl inhaltlich als auch sprachlich zu den besten Werken des jungen Müller zählt und an Komplexität der Fragestellungen selbst den »Lohndrucker« streckenweise übertrifft. Dieses Stück schließt mit einer Ansprache, in der sich Lenin, ohne ein Blatt vor den Mund zu nehmen, nachdrücklich für eine Parteiliteratur und Parteipresse ausspricht sowie im Hinblick auf die noch zu leistende Revolution jede falsche Toleranz liberalen Abweichlern gegenüber schärfstens ablehnt. »Wir denken nicht daran«, erklärt Lenin im letzten Satz dieses Stücks, »uns dem Ultimatum kleiner Intellektuellengruppen zu unterwerfen, hinter denen keine Massen stehen.«

Die gleiche Parteilichkeit wie auch der gleiche Realismus, die beiden Hauptforderungen einer marxistischen Ästhetik, zeichnet auch Müllers Stücke »Die Korrektur«, »Die Umsiedlerin«, »Der Bau« und »Zement« aus, die sich zwar in äußerst provozierender Form mit den Schwierigkeiten beim Aufbau des Sozialismus auseinandersetzen, aber dabei keineswegs auf jene Utopie verzichten, der Müller in der Zeile »Ich bin der Ponton zwischen Eiszeit und Kommune« seine prägnanteste Formulierung gab.

Es sind nicht nur Müllers frühe Werke, die gegen die These seiner absoluten Unengagiertheit sprechen. Auch seine Art der Auseinandersetzung mit dem Phänomen »DDR-Sozialismus« steckt voller versteckter und offener Widersprüche. Man braucht kein geschulter Diskursanalytiker zu sein, um zu sehen, daß auch auf diesem Gebiet die kritisch-distanzierenden Argumente immer wieder von

Argumenten der Teilnahme, ja der Teilhabe unterlaufen werden, wodurch die Müllersche These der bewußten Unengagiertheit selbst in dieser Hinsicht viel von ihrer forcierten Überzeugungskraft verliert. So geht er zwar mit der Anfangs- und Aufbauphase der DDR, in der Müller als junger Autor noch schwer um Existenz und Anerkennung zu ringen hatte, zum Teil recht scharf ins Gericht und äußert sich erbittert über die vielen Brotarbeiten, die ihn damals von eigenen Arbeiten abgehalten hätten. Allerdings betrifft diese Kritik meist nur die Beschränktheit der unteren Chargen, während Müller die Parteigrößen eher verschont. Vor allem Ulbricht erscheint in diesen Abschnitten nicht nur negativ, sondern auch als eine geradezu tragisch umwitterte Figur, die über ein Volk von »Feinden« regieren mußte. Als die DDR-Autoren, mit der Ausnahme von Peter Hacks, 1961 für seinen Ausschluß aus dem Schriftstellerverband gestimmt hätten, soll Ulbricht, wie Müller berichtet, nachträglich gesagt haben, daß er in einem solchen Fall nicht für »Ausschluß«, sondern nur für »Erziehung« eingetreten wäre (182).

Daß er überhaupt über diese schwierigen Jahre hinweggekommen sei, führt Müller vor allem auf den Einfluß Brechts zurück. »Mein Parteiübergreifen für die DDR«, heißt es in diesem Zusammenhang, »hing mit Brecht zusammen. Brecht war die Legitimation, warum man in der DDR sein konnte. Das war ganz wichtig. Weil Brecht da war, mußte man bleiben. Damit gab es einen Grund, das System grundsätzlich zu akzeptieren. Brecht war das Beispiel, daß man Kommunist und Künstler sein konnte.« (112) Ebenso positive Worte findet er für Helene Weigel, die ihn vor allem darin bestärkt habe, nach der scharfen Verurteilung des Dramas »Die Umsiedlerin« zur Beschwichtigung der SED eine »Selbstkritik« zu schreiben.

Fast noch einsichtsvoller äußert sich Müller über die letzte Phase der DDR, in der er – auf Grund der repressiven Toleranz des Staates – zu einem geachteten Autor aufstieg und schließlich 1987 sogar den Nationalpreis erhielt. Wie viele andere DDR-Kommunisten sah er in diesen Jahren in Gorbatschows Reformprogramm ein »Hoffnungssignal für das scheiternde Unternehmen 'Sozialismus'« (348). Dafür sprechen die ersten Teile seiner Szenenfolge »Wolokolamsker Chaussee«, die er 1987 sogar Honecker zur Prüfung vorlegte (349). In Abwandlung der bekannten Marxschen Devise, »Sozialismus oder Barbarei«, bekannte er sich jetzt zu der Maxime »Untergang oder Barbarei« (348), bis er mit ansehen mußte, wie sich die DDR immer stärker in ein »Mausoleum« verwandelte, in dem die Toten ihre Toten bestatteten. Dennoch hätte es Müller unwürdig gefunden, diesen Staat zu verlassen oder offen gegen ihn zu agitieren. Selbst als das Ende des Kalten Kriegs im Spätherbst 1989 endgültig zur Auflösung der DDR führte, deren einzige Identität der zwanghaft eingeführte Sozialismus war, ohne den sie sang- und klanglos in der ökonomisch allmächtigen Bundesrepublik aufgehen mußte, wurde er nicht zum Thersites seines Staates, sondern beharrte auf provozierend linken Standpunkten. So rief er am 4. November 1989 auf der großen Alexanderplatz-Demonstration nicht zum Sturz des Regimes, sondern zur »Gründung unabhängiger Gewerkschaften« auf, welche die »Interessen der Arbeiter gegen Staat und Partei« vertreten sollten, und stellte sich selbst als einen jener Privilegierten hin (355), den die Partei bewußt von den Werktätigen ferngehalten habe.

Das soll nicht heißen, daß sich Müller in solchen Passagen als hartnäckiger »Betonkopf« aus gibt. Trotz aller Verständnisbereitschaft für die objektiven Schwierigkeiten, denen sich dieser Staat von Anfang an ausgesetzt sah, dessen Sozialismus nicht aus einer revolutionären Volksbewegung hervorgegangen sei, sondern seine Existenz allein den Bajonetten der Roten Armee verdankte und dann eine Weile funktionierte, weil die Mehrheit der Bevölkerung auf Grund ihrer protestantischen, preußischen oder faschistischen Obrigkeitsvorstellungen auch das sozialistische Regime als Obrigkeit anerkannt habe, weist er immer wieder in aller Schärfe auf die eklatanten Fehler der SED hin. Allerdings sind dies nicht jene Fehler, die dem SED-Regime von seiten der Liberalen in Ost- und Westdeutschland angekreidet wurden, nämlich die unzureichende Erfüllung der Konsumwünsche der Bevölkerung, die mangelnde moralische Freizügigkeit, die Unterdrückung aller gegen das Regime gerichteten Meinungen usw. Im Gegenteil, Müller wirft dem SED-Regime vor, sich viel zu sklavisch an die Wertvorstellungen des bisherigen Bürgertums gehalten zu haben. Nach seiner Meinung sei es der gravierendste Fehler dieses Regimes gewesen, mit einer wohlgemeinten, aber unwirksamen Volksfrontpolitik die Überredung jener Bevölkerungsschichten angestrebt zu haben, die durch den Sozialismus nichts zu gewinnen, sondern nur zu verlieren hatten. Statt dessen hätte man sich eindeutig auf die Seite der bisher Unterdrückten, der Arbeiter und Bauern, stellen sollen. Vor allem in den unteren Rängen der Partei, also im Bereich der kleinbürgerlich verspießerten Bürokraten, habe man nicht in den Bürgern, sondern im »Proletariat und der Jugend« die Hauptfeinde des Staats gesehen (89) und demzufolge allen sich tatsächlich für die Ideen des Kommunismus Einsetzenden fortwährend Knüppel zwischen die Beine geworfen. Daher seien die »Marxisten« in der DDR, wie er es hauptsächlich an Künstlern und Literaturwissenschaftlern illustriert, nicht die Gewinner, sondern die »Verlierer« gewesen (122). Alles Antibürgerliche, selbst die große sowjetische Avantgarde eines Meyerhold oder Majakowski oder die Werke Brechts, hatten diese Apparatschiks abgelehnt. Diesen Leuten sei es lediglich um eine aus konservativem Geist inspirierte Politik der nationalen Front gegangen, als deren Endziel ihnen keine wahrhaft befreite, klassenlose Gesellschaft, sondern eine die bestehenden Gegensätze lediglich zukleisternde »Volksgemeinschaft« vorgeschwebt habe (123).

Und so sei auch er auf Grund seiner radikalen, schon durch sein Herkommen aus einer Arbeiterfamilie bedingten proletarischen Gesinnung von der Partei von Anfang an als ein Störenfried auf dem Weg zu der »einen großen gebildeten Nation« angesehen worden. Schon mit seinem »Lohndrucker« habe er gegen eine Kulturpolitik verstoßen, die glücklich gewesen wäre, wenn das Volk auf den Straßen von Leipzig den »Zauberberg« von Thomas Mann als Volkslied gepfiffen hätte, wie sich Becher – laut Hans Mayer – einmal witzelnd und zugleich tief ernst geäußert haben soll. Aus diesem Grunde sei man auch ihm, wie Müller höchst detailliert nachweist, von seiten der Partei mit geradezu unvorstellbarer Borniertheit immer wieder mit Behinderungen, Zensurmaßnahmen, Verboten usw. entgegengetreten, um ihn kleinzukriegen und somit auf den offiziellen Kurs zu bringen. Doch all das habe ihn nicht davon abhalten können, erklärt er ebenso oft, weiterhin an dem von ihm als richtig erkannten Weg, nämlich dem der

Irritation, der Infragestellung der staatlichen und seiner Meinung nach unmarxistischen Kulturpolitik festzuhalten.

Wer von diesem Buch Bekenntnisse zur endlich errungenen westlichen Freiheit, zu Demokratie, Selbstrealisierung oder Konsumerfüllung erwartet, wird also notwendig enttäuscht sein. Hier spricht nicht einer, der sich dem kapitalistischen Westen anbietet oder gar andienert, sondern einer, der nach wie vor auf einer extremen Außenseiterposition beharrt, die er mit einem besseren Marxismus als dem unter Stalin, Breschnew, Ulbricht und Honecker gleichsetzt. Der Westen, obwohl er in Müllers Autobiographie eine zwar ständig präsente, aber marginale Rolle spielt, kommt daher in vielem nicht besser weg als der Osten, und zwar auf allen Ebenen: der politischen, sozialen und kulturellen. So findet Müller einen Politiker wie Adenauer keineswegs besser als Ulbricht, sondern letztlich ebenso »finster« (136). Den 17. Juni 1953 glorifiziert er nicht als Volksaufstand, sondern hebt nachdrücklich die Beteiligung von »Jugendlichen aus Westberlin« an diesen Unruhen hervor (132). Außerdem schreibt er, daß Ulbricht der DDR-Polizei an diesem Tag ein eindeutiges »Schießverbot« erteilt habe und auch die Russen »nicht gern« in das Ganze eingegriffen hätten (134). Wahrscheinlich habe sogar die CIA »mitgemischt«, die schon vorher in der DDR »Sabotageakte« veranlaßt und im Sinne einer psychologischen Kriegsführung eine »riesige Propagandamaschine« gegen die DDR in Gang gesetzt habe (66). Noch eindeutiger stellt Müller die Beseitigung Allendes in Chile als einen »CIA-Putsch« hin (323). Und auch für viele der heutigen Kriege, die als Kriege »zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit durch Schaffung von Arbeitsplätzen und Vernichtung von Arbeitsplätzen« geführt würden (347), macht Müller eindeutig den Westen verantwortlich.

Ein Leben im Westen, erklärt er, habe ihn daher nie besonders gereizt. Schon in jungen Jahren, als es die Mauer noch nicht gab, sei er lediglich nach Westberlin gefahren, um dort »ins Kino zu gehen oder Zigaretten zu kaufen« (62). Überhaupt habe er in der Bundesrepublik nie etwas Besseres als in der DDR gesehen. Schließlich sei »der Terror in einer schwäbischen Kleinstadt nur anders schlimm als der Terror in Strausberg« im Brandenburgischen (360). Ja, noch heute neige er, wenn er durch die Kölner Fußgängerzone mit all ihren Kauf-Kauf-Läden gehe, zu wahren »Wutanfällen gegen das Geschmeiß, das seine Scheiße in die Dritte Welt kartt im Tausch gegen ihre Produkte« (322). Und auch die USA hätten ihn nur im Hinblick auf die noch zum Teil unzerstörten Landschaften fasziniert, während er durch die dortigen Städte, also die »kapitalistischen USA«, lediglich in seinem »Marxismus« bestärkt worden sei (300). In all diesen Ländern, wo die Großindustrie, d.h. der Dollar und die »Deutschmark« regierten, werde das Individuum immer stärker zum »Verschwinden« gebracht (347). Daher habe er im Spätherbst 1989, während der Wende-Zeit, bei einer »Hamlet«-Inszenierung im Deutschen Theater in Berlin dafür gesorgt, daß aus »Stalins Geist, der in der ersten Stunde auftrat«, in »der letzten Stunde die Deutsche Bank« wurde (353).

Nicht viel besser kommt die westliche Kulturpolitik bei ihm weg. Schon in den frühen achtziger Jahren hat Müller in Gesprächen wiederholt erklärt, daß es in der DDR auf Grund ihrer marxistisch geweckten Erwartungen, aber falschen,

frustrierenden Kulturpolitik notwendigerweise eine Fülle vielversprechender junger Künstler gebe, also dieser Staat – gegen seinen Willen – eine wahre Talentfabrik sei, während es im Westen auf Grund der Tendenz ins Konsumistisch-Verflachende, d.h. der von Marcuse konstatierten Eindimensionalität, keine ernstzunehmende Literatur mehr gebe – und man dort lange Zeit nur von östlichen Dissidenten gezehrt habe. Auch die im Westen seit Jahrzehnten grassierende Pop- und Rockwelle findet vor Müllers Augen keine Gnade, vor allem nicht in ihrer in die DDR importierten Form, die er in ihrem »Second-Hand-Charakter« als eine »verspätete Kopie von Moden« charakterisiert (288). Genau besehen, gebe es auch im Westen nur eine »repressive Kulturpolitik«, wenn auch nicht durch eine bestimmte Partei, sondern durch den »Druck des Kommerzes« erzeugt (160). Die Kultur sei dort so flach, d.h. so arm an weltbewegenden Themen, daß man beispielsweise in Westdeutschland für die politische Tragik eines »Philoktet«, wie überhaupt für die »tragische Dimension der Geschichte«, keinen Blick habe (190). Daher hätten ihn auch die kulturpolitischen Forderungen der Achtundsechziger weitgehend kalt gelassen, deren praktische Folgen letztlich darin bestanden hätten, wie ihm später Foucault bestätigt habe, »die Struktur der Universitäten für die Bedürfnisse der modernen Industrie zu verändern« (212).

Im Hinblick auf all diese Äußerungen, die sich beliebig vermehren ließen, läßt sich schwerlich sagen, daß Heiner Müller in den politischen, sozialen und kulturellen Verhältnissen des Westens eine bedenkenswerte Alternative zu dem von ihm abgelehnten stalinistischen Sozialismus sieht. Doch was ist dann seine Alternative, werden jene Kalten Krieger in beiden Lagern sagen, die nie über ihre Schwarz-Weiß-Klischees hinausdenken konnten? Bei genauerer Lektüre dieses Buchs wie auch aller ihm vorausgegangenen Dramen, Statements und Interviews ist es letzten Endes – höchst verknappt gesagt – eine andere, bessere, radikalere Form des Sozialismus, in der Müller die einzige Alternative zu den in Ost und West versteinerten Verhältnissen sieht. Es ist seine Absicht gewesen und seine Absicht geblieben, und zwar sowohl politisch als auch kulturell, diese versteinerten Verhältnisse zum Tanzen zu bringen.

Im Politischen äußert sich dieser Wunsch, ja diese Utopie, von der letztlich kein Marxist freikommen kann, in einer ständigen Akzentuierung der spezifisch proletarischen Elemente innerhalb des Kommunismus, um so all jenen entgegenzuwirken, die sich – in einem anti-utopischen Sinn – zu früh der Illusion hingegen hätten, daß es möglich sei, sich in einem bereits »real existierenden« Sozialismus häuslich einzurichten, ohne dafür die sozialen, ökonomischen und kulturellen Voraussetzungen zu schaffen. Müller betont daher immer wieder, daß er »von unten« komme und auch in seinem späteren Leben nie seine proletarische Perspektive aufgegeben habe. Er teilt daher mit Brecht, wie überhaupt mit allen Vertretern der alten Einheitsfrontpolitik, durchaus die Forderung nach einer »Diktatur des Proletariats«. Nichts erscheint ihm verfehler, als im Zuge einer verlogenen Volksfrontpolitik den Klassenkampf einfach abzuschaffen und zu erklären, bereits in einer »sozialistischen Menschengemeinschaft« zu leben, in der es »keine Klassen und keinen Klassenkampf« mehr gebe (124). Ja, noch empörter ist Müller darüber, daß man auf seiten der SED – vor allem in der Frühzeit der DDR – immer wieder Zugeständnisse an die deutsch-nationalen

Traditionen gemacht und sich beispielsweise in den Uniformen der Nationalen Volksarmee bewußt an die »Nazi-Uniformen der Wehrmacht« gehalten habe (126). Als Brecht dagegen bei Stoph protestiert habe, sei ihm geantwortet worden, »man müsse alle Schichten gewinnen, gerade die bürgerlichen, und deswegen werde das nationale Element betont« (127).

Die gleiche Kritik übt Müller an den Kulturkonzepten der SED. Statt an die Traditionen der linken Avantgarde der zwanziger Jahre, also an Meyerhold, Eisenstein, Majakowski, Serafimowitsch, Gladkow, Fadejew, Brecht, Eisler, Heartfield sowie die Autoren des Bundes revolutionär-proletarischer Schriftsteller anzuknüpfen, statt den mit der Devise »Greif zur Feder, Kumpel!« eingeschlagenen Bitterfelder Weg, der in manchem »ganz einsichtig« gewesen sei, weiterzuverfolgen (153), statt die von Ruth Berghaus praktizierte Linie am »Berliner Ensemble« zu fordern, statt die engagierten Autoren um die FDJ-Zeitschrift *Junge Kunst* zu unterstützen – hätten es die Führungskräfte der SED und ihre kleinbürgerlichen Handlanger als wesentlich wichtiger empfunden, mit kulturkonservativen Gesten auch die »bürgerlichen Schichten« für den neuen Staat zu gewinnen und die sozialistischen Elemente bewußt herunterzuspielen. Im Gegensatz zu jenen, denen es um betont avantgardistische Ziele gegangen sei, habe man also von seiten der Partei fast nur die »Tradition«, die »bürgerliche Ethik« und den »bürgerlichen Kunstbegriff« zugelassen (124).

Allerdings ist dies nur eine Seite von Müllers »besserem« Sozialismus. Seine proletarisch gefärbte Einheitsfrontperspektive wird streckenweise mit einer ebenso betont asozialen, anarchistischen, linksradikalen Perspektive verbunden, in der sich das Ausscheren Müllers aus dem Proletariat in eine Künstlerexistenz manifestiert, die auf Grund ihrer relativen Außenseiterposition, d.h. ihrer Besitzlosigkeit, ihrer Neigung gegen Offizielles, Repräsentatives sowie ihrer Bevorzugung eines unbürgerlichen Milieus, zwar ebenfalls deutlich antibürgerliche Elemente enthält, jedoch in ihrer Privilegiertheit als Künstler allmählich ihren Bezug zum spezifisch Proletarischen verliert. Um das sich dabei einstellende schlechte Gewissen zu beschwichtigen, versäumt es Müller nicht, uns sehr ausführlich über seinen betont asozialen Lebensstil zu berichten. »Ich bin ein Höhlenbewohner oder Nomade«, schreibt er, »jedenfalls werde ich das Gefühl nicht los, daß ich nirgends hingehöre. Es gibt keine Wohnung für mich, nur Aufenthaltsorte. Meine Neubauwohnung in Berlin-Friedrichsfelde, DDR-Plattenbauweise mit Löchern in der Decke, sieben Jahre hat es durchgeregnet, ist mir eher angenehm, weil sie den Begriff Wohnung aufhebt, Wohnung als Domizil.« (308) Was er brauche, sei lediglich ein »Bett« und einen »Tisch zum Arbeiten« (ebd.). Was er dagegen, wie fast alle Asozialen, nicht entbehren könne, seien »Kneipen« (88). »Die Kneipen sind die Paradiese«, heißt es an einer Stelle, »aus denen man die Zeit vertreiben kann« (91) und wo die literarischen Stoffe geradezu auf den Tischen liegen. Eine reguläre Arbeit oder gar »Brotarbeit« erscheint ihm dagegen verächtlich (106). Auch »Termine einzuhalten«, hält Müller für philisterhaft (161). Als guter Bohemien möchte er von den anderen, vor allem von den Parteifunktionären, lieber als ein genialer Hund, denn als ein pflichtbewußter Genosse eingeschätzt werden. Überhaupt sind ihm alle Wertvorstellungen, die aus den früheren Oberschichten kommen, von vornherein verdächtig, wenn nicht gar verhaßt.

Ebenso deutlich äußert sich diese betonte Asozialität in seinem Umgang mit Frauen, der zwar nicht in extenso dargestellt wird, aber doch eine Reihe interessanter Aufschlüsse zuläßt. So heißt es über Inge Müller, seine zweite Frau, daß sie wegen ihrer Herkunft aus der Oberschicht mit den ärmlichen Verhältnissen der fünfziger Jahre nur schwer zu Rande gekommen sei, während es ihr nichts ausgemacht habe, »asozial zu sein« (159). Obendrein macht Müller keinen Hehl daraus, daß er stets eine »proletarische Gier« auf Damen aus den oberen Klassen gehabt habe (139). Und er sei damit auch zum Zuge gekommen, habe allerdings Zeit seines Lebens ihn bindende Verhältnisse stets entschieden abgelehnt. Als eine seiner frühen Freundinnen schwanger wurde, sei ihm das als eklige »Freiheitsberaubung« erschienen (109). Überhaupt betont er auf diesem Sektor – neben der Neigung zu künstlerischen Arbeitsgemeinschaften – fast ausschließlich das Unbürgerlich-Provokative und damit letztlich Asoziale.

Wenn es nur die Vorliebe für das Nomadendasein, die Kneipen und die Frauen wäre, in der sich Müllers asozialer Sozialismus oder Asozialismus manifestiert, wäre dieser Aspekt an sich kaum der Rede wert. In Wirklichkeit will er jedoch damit den grundsätzlichen »Ausstieg aus dem bürgerlichen Leben« glorifizieren (294), den er für den Einstieg in den Sozialismus für unabdingbar hält. Wohl am deutlichsten kommt das in seiner Faszination für bestimmte Formen des Terrorismus und der Dissidenz zum Ausdruck, die er für die wichtigsten revolutionären Antriebsimpulse der Gegenwart hält. Neben seine proletarische Klassenperspektive tritt daher immer wieder die Idee der »Wiedergeburt des Revolutionärs aus dem Geist des Partisanen«, die er zum Teil Carl Schmitt verdankt (347). Müller schreibt, um die Konzepte des individuellen und des kollektiven Aufstands möglichst eng miteinander zu verbinden: »Mag der Partisan in einer Industriegesellschaft ein Hund auf der Autobahn sein. Es kommt darauf an, wie viele Hunde sich auf der Autobahn versammeln.« (Ebd.) Es sind drei Themenkomplexe, mit denen er diese These zu erläutern sucht: Ulrike Meinhof und die Rote Armee Fraktion, die Charles Manson Family und Brechts »Futzer«-Fragment, an dem sich Müller auch als Bearbeiter versucht hat.

An der Roten Armee Fraktion interessierte ihn vor allem »die Zerstörung des bürgerlichen Lebenszusammenhanges, der Ausstieg aus dem bürgerlichen Leben und der Einstieg in die Illegalität« (294). Um gegen die versteinerten Verhältnisse ihrer Welt zu protestieren, habe die Gruppe um Baader erst einmal – gemeinsam mit Ulrike Meinhof, die damals mit dem Chefredakteur von *Konkret* verheiratet war – alle »Möbel aus dem Fenster geworfen« (ebd.). Danach habe sie bei dem Versuch, auf die imperialistischen Untaten in der Dritten Welt hinzuweisen, ein Warenhaus in Brand gesteckt und so den »Vietnamkrieg in den Supermarkt« verlegt (314). In solchen Akten, die gerade wegen ihrer scheinbaren Widersinnigkeit so schockierend wirkten, sieht Müller den »theologischen Glutkern des Terrorismus«, über den sich nur »Heuchler« erregen könnten (316). Ja, selbst jene Situationen in der Geschichte der RAF, »in denen ein Abweichler exekutiert wurde«, gehören für ihn zur notwendigen »Tragik von militanten Gruppen«, die wegen der Übermacht ihrer Gegner »nicht zum Zug kommen«, wodurch sich ihr Gewaltpotential zwangsläufig »nach innen kehre« (311). Und so habe er es nicht unterlassen können, sich bei der Verleihung des Büchner-Preises

in Darmstadt in seinem Redetext auf Ulrike Meinhof zu berufen und damit eine »eisige Stille« im Saal hervorgerufen (358). Noch indignierter sei Unselde gewesen, als er ihm vorgeschlagen habe, in den geplanten Band »Shakespeare-Factory« ein »Ulrike-Meinhof-Foto nach der Strickabnahme« aufzunehmen, und habe das Ganze einfach abgeblasen (295).

Aus Interesse an Charles Manson besuchte Müller nicht nur Death Valley, wo dessen »Family« angefangen habe, »ihre Feldzüge zu planen«, sondern wohnte sogar eine Zeitlang in Beverly Hills gegenüber jenem Haus, in dem der »Mord an Sharon Tate« stattfand (283). Manson hätte mit seinen Mordtaten, behauptet Müller, den Amerikanern nur klar machen wollen, »daß Nixon viel mehr Leute umgebracht habe als er«, und sich damit – auf bewußt provozierende Weise – zum »Sündenbock« eines inhumanen Systems gemacht (ebd.). Ebenso imponierend findet er Susan Atkins, eine der für ihre »scaring phonecalls« bekannten Mörderinnen von Sharon Tate, die bei dem Manson-Prozeß im Gerichtssaal erklärt habe: »Wenn sie mit Fleischmessern durch eure Schlafzimmer geht, werdet ihr die Wahrheit wissen« (294). Von diesem Satz sei er lange Zeit nicht losgekommen und habe ihn später der Ophelia seiner »Hamletmaschine« in den Mund gelegt.

In die gleiche produktive Erregung habe ihn Brechts »Fatzer«-Material versetzt, wohl der »beste Text von Brecht überhaupt« (226), wenn nicht gar ein »Jahrhunderttext«, von der »sprachlichen Qualität« und »Dichte« her (309). In diesem Stück sei ursprünglich Koch der »Terrorist«, Fatzer der »Anarchist« gewesen. In den späteren Fassungen werde jedoch Koch immer stärker zum Keuner, also einer Lenin-Figur, einem »Pragmatiker, der das Mögliche versucht« (310). In der Verschmelzung von »Koch/Keuner« sei dieses Werk für ihn auch ein Stück über die RAF, ja stehe in der Aufspaltung in zwei Protagonisten in einer viel älteren deutschen Tradition, zu der auch die Nibelungen, »Die Räuber«, »Faust«, »Dantons Tod« und Grabbes »Gotland« gehörten (ebd.). Außerdem finde sich das Problem, daß sich Leute aus terroristisch-revolutionären Absichten »zum Töten zwingen« müssen, auch in Brechts »Maßnahme« und in seinem »Mauser« wieder (312).

Sowohl die Abschnitte über die RAF, die Manson Family und das Brechtsche »Fatzer«-Fragment zeigen, daß Müllers »besserer« Sozialismus – angesichts der versteinerten Verhältnisse der von Bürokraten und Apparatschiks »verwalteten« Welt, in der man kalter Unmenschlichkeit nur mit glühender Unmenschlichkeit entgegentreten könne – letztlich auf einen attentatistischen Anarchismus hinausläuft. Trotz aller ernstgemeinten Berufungen auf »Proletarisches« geht es Müller nicht um geplante Klassenaktionen, sondern um surrealistisch-aufsprenkende Akte zum Letzten entschlossener einzelner, deren Gegner nicht nur die kapitalistischen oder sozialistischen Herrensysteme, sondern *alle* Machtstrukturen sind. In diesem Punkt stimmt er völlig mit Foucault überein, der ihm »im Jahr von Stammheim« in Paris gesagt habe, daß ihn in Ostdeutschland nur die »Dissidenten« und in Westdeutschland nur die »Terroristen« interessierten (306).

Kommen wir zu Folgerungen. Eine Sicht der politischen, gesellschaftlichen und kulturellen Situation, wie sie Müller in seiner Autobiographie entwickelt, versucht zwar – im Gegensatz zu der weitverbreiteten Resignation innerhalb der

deutschen Linken – im Hinblick auf Vergangenes wie auch immer noch Bestehendes eine Alternative anzubieten, indem sie jene Terroristen in den Vordergrund rückt, die sich in einer Welt der Unmenschlichkeit, d.h. der Ausbeutung, der Grausamkeit, des Tötens und Vergewaltigens, notwendig zu ebenso grausamen, unmenschlichen Akten gezwungen sahen, um im Rauschen der alles überflutenden Massenmedien überhaupt noch gehört zu werden, verzieht jedoch auf jedes ältere aufklärerische, vom Gedanken der fortschreitenden Emanzipation des Menschengeschlechts ausgehende Programm. Dennoch bleibt Müller, trotz mancher zynisch-kokettierender Bemerkungen, wie Ernst Jünger ein ausgesprochener »Katastrophenliebhaber« zu sein (281), weiterhin ein »Partisan«, wenn auch meist im Sinne jenes Carl Schmitt, den er in diesem Buch siebenmal erwähnt. Durch die Lektüre der Schmittschen Werke, vor allem der »Theorie des Partisans«, habe er begriffen, daß durch »totale Weltverbesserungsprogramme« nicht nur die Hoffnung auf eine bessere Zukunft, sondern auch ein »totales Feindbild« entstehe (314), welches in seinem fundamentalistischen Charakter ebenso unmenschlich sei, wie jene Unmenschlichkeit, die es im Namen des Fortschritts abzuschaffen suche. Ebenso einleuchtend findet er die Ansicht Foucaults, daß selbst die »humanistischen« Reformbestrebungen der Aufklärung letztlich auf »Kontrolle, Organisation, Disziplinierung« und damit »Ausschließung« hinausgelaufen seien. Auch für jene, denen es um die »Emanzipation der Menschheit« gehe, werde jeder »Feind« zu einem »Feind der Menschheit« und sei dadurch »kein Mensch« mehr, sondern eine quantité négligeable, die es mit jakobinischem Eifer zu beseitigen gelte. Darin sehe er die »Grundfrage« aller politischen Auseinandersetzungen (315). Doch sei eine Haltung, die überhaupt kein »Feindbild« mehr habe und die »Ausbeutung als ein Phänomen des Lebendigen« einfach akzeptiere, ebenso ablehnenswert (314). Darum tue sich auf dieser Ebene immer wieder ein »Paradox« auf, für das es letztlich keine »Lösung« gebe (316). Wer dies nicht begriffen habe, werde nie einen Sinn für »menschliche Tragik«, ja für die »Unerträglichkeit des Seins« schlechthin entwickeln. Und so erkläre sich, gerade in Europa, die »Anfälligkeit der Intellektuellen für Ideologie«, also das Bemühen, das nur »schwer zu ertragende Paradox der menschlichen Existenz« durch ein Weltverbesserungsprogramm und damit ein klares Feindbild aus der Welt zu schaffen (ebd.).

Wegen dieser zwar radikal klingenden, aber von »Tragik« gebrochenen und damit zu keiner Handlung verpflichtenden Haltung, sei er nicht zu einem Baader, Manson oder Fatzer geworden, sondern habe seine »Aggressionen« nur auf dem Theater, im Medium der Kunst ausgelebt (335), was Müller in anderen Zusammenhängen als seine »Nichtengagiertheit« hinstellt. Dennoch sieht er auch darin eine wichtige Funktion. »Ich glaube«, schreibt er an zentraler Stelle, »Kunst ist ein Angriff auf dieses Paradox, auf jeden Fall eine Provokation, die auf dieses Paradox hinweist. Das ist die Funktion von Kunst, eine vielleicht asoziale oder zumindest antisoziale, aber moralische Funktion von Kunst.« (315) Wenn also Müller in seinen Dramen in zunehmendem Maße Szenen aneinanderreicht, in denen es von schockartig präsentierten Bruderkämpfen, Vergewaltigungen, Herzschielen, Morden und anderen Schreckenstaten nur so wimmelt, so hat das nicht nur einen sensationalistischen Charakter, sondern soll in Artaudscher

Manier seine Zuschauer gewaltsam mit der barbarischen Vorgeschichte der Menschheit sowie der blutigen Gegenwart und den herannahenden Katastrophen konfrontieren, um sie aus jenen versteinerten Verhältnissen aufzuschrecken, in denen sie noch immer jede glatte Fassade für ein Zeichen des unaufhaltsamen Fortschritts zu größerem Wohlstand oder steigender Demokratisierung halten.

Und zwar benutzt er dabei, wie er in seiner »Autobiographie«, aber auch schon früher häufig durchblicken läßt, in seinen Dramen nicht nur die Furcht und Schrecken einflößenden Mittel der griechischen Tragödie, Shakespeares, Kleists, Grabbes und Hebbels, sondern auch die »Gewaltsamkeit« Dostojewskis, die Verfremdungstechniken Kafkas, die Kälte Jüngers, die ins Traumhaft-Wilde ausschweifenden Elemente des französischen Surrealismus, die Konzeptkunstvorstellung eines Beuys, die Aufhebung der »Kausalität« durch Robert Wilson (331) sowie die dezentrierende Sehweise des Poststrukturalismus. Kunst, heißt es apodiktisch, brauche heute mehr denn je eine »blutige Wurzel«, einen Sinn für »Schrecken« und »Terror« (290), um überhaupt noch verstörend zu wirken. Ihre zentrale Aufgabe könne weder eine genau festgelegte Parteilichkeit noch eine »platte Aktualität« sein (323), daher müsse sie sowohl auf die »aufklärerischen« Mittel der freundlichen Überredung als auch auf jene Techniken der »Negation« und »Polemik« verzichten (289), durch die sich der Künstler zwangsläufig auf eine höhere Warte als die der politischen und gesellschaftlichen Wirklichkeit begeben. Ebenso unwirksam sei jede Kunst, die sich aus der Realität ins total Unwirkliche zurückziehen versuche, was für viele Autoren der Prenzlauer-Berg-Gruppe gelte, deren Kunst eine bloße »Scheinkunst« sei (288).

Müller insistiert deshalb immer wieder darauf, daß sich eine belangvolle Kunst möglichst intensiv auf *ihre* Verhältnisse einlassen müsse, da man im Bereich des Theoretisch-Ideologischen notwendigerweise weltfremd werde oder im Vakuum jedwede Orientierung verliere und plötzlich nur noch »sich selbst als Gegner« gegenüberstehe (351). Kunst brauche nun einmal ein »Einverständnis, in Haß oder Liebe, mit ihrem Gegenstand« (289). Sie dürfe die bestehenden Machtverhältnisse weder hochmütig negieren noch einfach von ihnen absehen, sondern müsse sich ständig an ihnen »reiben« (113). Auch sein mit Haß und Liebe betrachteter Brecht habe das manchmal begriffen. Nicht die »freundlichen« Stellen seien daher bei ihm die wichtigsten, erklärt Müller, sondern die, in denen es um »Schrecken« und »Terrorismus« gehe (227). Schon er habe gewußt, daß nur »die Schönheit der Formulierung eines barbarischen Tatbestandes Hoffnung auf die Utopie« enthalte (291). Und so kommt Müller unablässig auf die als verstörend hingestellte These zurück, daß Kunst heute nur noch im Beharren auf dem Schrecklichen den Blochschen »Vorschein einer besseren Welt« gewähre (290).

Doch die Frage, inwieweit eine solche Kunst heute noch tatsächlich wirksam sein könne, erfährt auch in den letzten, ins Grundsätzliche tendierenden Abschnitten von Müllers »Autobiographie« keine Antwort. Schließlich lebt ihr Autor nicht mehr in einem Land, in dem die Literatur – im Guten wie im Schlimmen – »so ernst genommen« wurde wie in der DDR (175), sondern in der immer eindimensionalen werdenden Welt einer Massenmedienkultur, vor der schon Adorno die Waffen gestreckt hat. Und so kann Müller am Schluß seines Buchs, bei aller Betonung der letztlich unaufhebbaren Tragik der menschlichen Existenz,

seine Hoffnungen nur auf jene »sozialen Widersprüche« setzen, die aufs engste mit der fortbestehenden kapitalistischen Produktionsweise zusammenhängen. Jetzt, nach dem Zusammenbruch der DDR, heißt es provokant, gebe es auch in Deutschland »wieder eine Basis für Klassenkampf« (360). Und so hofft Müller weiter auf eine Welt, in der die immer wieder eingelullten Massen endlich ihre eigenen Interessen erkennen und sich gegen das Prinzip der Ausbeutung auflehnen. Ja, er hofft sogar, daß es wieder Künstler geben werde, die sich voller Haß auf eine Welt, in der selbst das Theater eine Anstalt der »Freiheitsberaubung«, wenn nicht gar ein »Theater von Polizisten für Polizisten« geworden sei (331), um eine Wiedergeburt des Revolutionären aus dem Geiste des Partisanentums bemühen werden. Denn jetzt, wo es keinen Sozialismus mehr gebe und der Kapitalismus nur noch einen Gegner habe, »nämlich sich selbst«, werde der Kalte Krieg zwangsläufig in seine eigenen Breiten verlagert und damit das Territorium der von ökonomischen Krisen geschüttelten Industrieländer des Westens zum Schlachtfeld der kommenden Auseinandersetzungen.

Dokumentation

Manifest der »Europäischen Charta« (Liga gegen die Nationalismen)

Ein Gespenst bedroht Europa: das Gespenst der nationalistischen Perversionen. Sie waren es, die zu einem großen Teil die Kriege verursachten, die seit mehr als einem Jahrhundert Europa zerrissen, mit Blut befleckten und verarmten.

Heute kommt die Bedrohung auf dramatische Weise zurück. Der Krieg ist bereits eine Realität in den Ländern des früheren Jugoslawien und der ehemaligen Sowjetunion. Die Bedrohung durch nationalistische Verirrungen betrifft West- wie Osteuropa. Die Nationen sind Realitäten unserer Zeit, man darf sie weder ignorieren noch verachten. Ihr Recht auf Unabhängigkeit ist legitim, ebenso wie die Rechte der nationalen Minderheiten. Aber der Nationalismus ist ein Krebsgeschwür, der Europa zerfrißt. (...) Wir rufen alle europäischen Nationen auf, moralisch aufzuwachen, um die nationalistischen Versuchungen zurückzudrängen, den Frieden zu erhalten, Rassismus und Fremdenfurcht zu bekämpfen und aus Europa ein friedliches Land zu machen. (...)

Marc Augé, Jean Elleinstein, Maurice Godelier, Albert Memmi
und weitere 30 Erstunterzeichner.

Charte Européenne, 31 rue de Reuilly, F-75012 Paris, Telefon (00331) 43 79 10 70

Kongreßbericht

»Philosophie und Nationalsozialismus«

Tagung der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart, 28./29. November 1992

Die Tagung sollte nach den Worten ihres Leiters Franz Josef Klehr einen Überblick über den Stand der Forschung geben, wobei die Teilnehmer übereinstimmten, daß die historischen Zusammenhänge noch viel zuwenig bekannt sind. Laut Programm konzentrierte sie sich deshalb »auf jene Untersuchungen, die auf der Grundlage von Archivmaterial die gesellschaftlichen, institutionellen, interaktionellen Bedingungen des Philosophierens in der NS-Zeit, also den Universitätsalltag, vergegenwärtigen«. Vertreter anderer Ansätze, die sich auf die Texte (d.h. die philosophischen Praxen selbst) konzentrieren, waren nicht eingeladen, auch niemand, der von der Annahme einer spezifischen Philosophie des NS ausgeht. Der Organisator, Christoph von Wolzogen (*Neue Zürcher Zeitung*) eröffnete die Diskussion mit einem begriffsgeschichtlichen Abriss über »Weltanschauung«. Der Begriff sei in der philosophischen Tradition verankert (und wurde bis in Kants *Kritik der Urteilskraft* zurückverfolgt), erhielt aber im NS eine Vielzahl von sowohl philosophischen wie nicht-philosophischen Bedeutungen. Obwohl die Nazis ihn als »Kampfbegriff« benutzten, gab es keine einheitliche Verwendung. Auch deshalb waren sich alle Teilnehmer einig, daß man von »Philosophie und Nationalsozialismus« sprechen müsse und nicht von einer »Philosophie des Nationalsozialismus«.

Detlev Piecha (Hagen) stellte Ergebnisse aus seiner noch nicht abgeschlossenen Arbeit über Alfred Baeumler vor, der in der NS-Zeit für das Amt Rosenberg arbeitete. Er rekonstruierte Baeumlers Denkentwicklung in den zwanziger Jahren und meinte, man habe den NS als eine religiöse Bewegung zu begreifen, wolle man Baeumlers politisches Engagement verstehen. Er habe den Rasse-Begriff als funktionales Äquivalent für den (verlorengegangenen) Gottesbegriff benutzt und versucht, die philosophische Tradition mit dieser Substitution zu reinterpretieren. Piecha machte geltend, daß nicht Lukács, sondern Baeumler für den Naphta in Thomas Manns *Zauberberg* Modell gestanden habe. – Hans-Joachim Dahms (Göttingen) skizzierte die Rezeption des amerikanischen Pragmatismus und zeigte, daß Peirce, William James und Dewey von verschiedenen deutschen Philosophen (Baumgarten, Gehlen, Schelsky) in der NS-Zeit gelesen und positiv aufgenommen wurden. An Hand zweier Texte von Max Scheler stellte er dem die viel feindseligere und oberflächlichere Interpretation gegenüber, die der anglo-amerikanischen Philosophie im Gefolge des Ersten Weltkriegs zuteil wurde, und meinte, der hier wurzelnde kulturelle Chauvinismus habe sich auf die Rezeption weit negativer ausgewirkt als der Rassismus in der NS-Weltanschauung. Dahms wollte zeigen, daß in der NS-Zeit durchaus philosophisch »respektable« Texte produziert wurden. Die Frage, mit welchem Interesse und in welchem (möglicherweise rassistischen?) Sinn der Pragmatismus im NS denn rezipiert wurde, stellte sich ihm allerdings nicht. – Am stärksten ins historische Detail ging Rüdiger Kramme (Bielefeld) mit seiner Untersuchung zur 1933/34 erfolgten Umbildung des *Logos* in eine *Zeitschrift für Deutsche Kulturphilosophie*. An Hand von Dokumenten aus dem Verlagsarchiv von J.C.B. Mohr lieferte er auch Einzelheiten zur Absetzung von Richard Kroner (vgl. *Argument* 196, 956ff.) und zur Einsetzung von Hermann Glockner und Karl Larenz als Herausgeber. – Carsten Klingemann (Osnabrück) stellte die Entwicklung des Fachs in den Rahmen einer »allgemeinen Ausdifferenzierung des Deutungswissens der Moderne«. Die »Soziologisierung« der Philosophie (ihre Aufsplitterung in spezialisierte

Disziplinen) sei eine Antwort auf die zunehmenden Bedürfnisse einer funktional gegliederten Gesellschaftsordnung nach administrativ verwertbarer und politisch relevanter Wissensproduktion. Die Philosophie sei deshalb (wie alle anderen Teile des sozialen Systems Wissenschaft) nie völlig gleichgeschaltet worden, und die Nazis hätten dies auch nicht tun können, ohne ihre Fähigkeit zur Produktion von verwertbarer Information zu zerstören. Eine offizielle NS-Philosophie hätte sich als dysfunktional für das Regime erwiesen.

Der abschließende Vortrag von Claudia Schorcht (Erlangen) widmete sich dem hermeneutischen Problem der Lektüre. An zwei kurzen Texten von Hugo Dingler und Aloys Wenzl wurde die (generelle) Unfruchtbarkeit des Versuchs demonstriert, etwaigen Widerstand »zwischen den Zeilen« herauszulesen. Man müsse die Texte sowohl in ihrem historischen Kontext als auch im Kontext der vor 1933 und nach 1945 erschienenen Werke des gleichen Autors lesen. Nur so lasse sich zwischen einer opportunistischen Anpassung an die politischen Umstände und wirklichen Veränderungen in der philosophischen Auffassung unterscheiden. Der Versuch, ohne Kenntnis des Kontextes »zwischen den Zeilen« zu lesen, habe allzuoft als Strategie gedient, um Autoren wieder »salonfähig« zu machen (so hielt Dingler Freunde und Schüler dazu an, in seinen Schriften nach Belegen für heimlichen »Widerstand« zu suchen). Am Ende wurde also bekräftigt, daß es zum adäquaten Verständnis der Entwicklung von Philosophie in der NS-Zeit unabdingbar ist, ihren soziohistorischen Kontext zu begreifen. – Die Materialien sollen im H. Fischer Verlag (Erlangen) veröffentlicht werden. George Leaman (z.Zt. Schwäbisch Hall)

Ankündigungen

Freiheit – Gleichheit – Mitmenschlichkeit

Sozialpolitischer Ratschlag über Armut und Verelendung im reichen Deutschland. Veranstaltet von der Bürgerinitiative für Sozialismus, der Ev. Student- und Studentinnengemeinde Braunschweig, der Fachhochschule Braunschweig und der Bildungsvereinigung Arbeit und Leben Niedersachsen, Braunschweig, 23. bis 24. April 1993
Informationen: Büro der ESG, Telefon (0531) 33 33 48

Kontrolle als Unternehmen: Ost und West-Prozesse der Regulation und Deregulation

21. Jahrestagung der »European Group for the Study of Deviance and Social Control«. Prag, 29. August bis 1. September 1993
Informationen: Prof. Dr. Dietlinde Gipser, Hinterm Horn 48, 2050 Hamburg 80, Telefon (040) 723 18 25; Dr. Volkmar Schöneborn, Am Neuen Garten 47, 1560 Potsdam, Telefon (0331) 746 73.

Besprechungen

Philosophie

Lefkowitz, Mary R.: Die Töchter des Zeus. Frauen im alten Griechenland. Aus dem Englischen von Holger Fliessbach [Women in Greek Myth, 1986]. C.H. Beck Verlag, München 1992 (192 S., br., 34,- DM)

Sklavenarbeit und Frauenunterdrückung als Strukturmerkmale der antiken Polis sind immer wieder (besonders schrill von Nietzsche) zur Rechtfertigung von Herrschaft herangezogen worden, während die Linke dieser Linie die Legitimität abspricht. Die amerikanische Altertumswissenschaftlerin versucht nun, die aufs alte Griechenland zielende Patriarchatskritik dadurch zu entschärfen, daß sie – gegen neuere feministische Darstellungen – zeigen möchte, daß das »bedeutendste Vermächtnis der Griechen, ... ihre *Mythologie*« (9), eine »relativ ausgewogene Sichtweise der weiblichen Fähigkeiten« (10) enthält. Wo andere Interpreten »sexuelle oder soziale Fragen betonen«, will sie sich ans »erkenntniskritische oder ethische« Wort der Dichter halten (12). Inhaltlich konzentriert sie sich »auf die Aspekte weiblicher Erfahrung ..., die in der gegenwärtigen Literatur am häufigsten mißverstanden werden« (15): Matriarchat, Amazonen; Frauen untereinander, in der Ehe, in der Politik; schließlich Märtyrertum von Frauen und Misogynie. Zu diesen Komplexen trägt sie reichhaltiges Material vor allem aus der Dramenliteratur, aber auch aus anderen einschlägigen Quellen zusammen.

Befund: Regelemente bei der Darstellung weiblicher Personen sind die Trennung von der Familie durch Heirat sowie die (hochgeachtete) Mutterschaft; gerühmte Ausnahme ist die moralische Selbstaufopferung; die von Frauen drohende Gefahr besteht vor allem in der Täuschung eines Mannes. Nirgends beschreiben die Mythen »die Möglichkeit einer wirklichen Unabhängigkeit der Frau« (162). Der griechische Mythos berichtet von keinen zivilisierten, sondern einzig von barbarischen Gesellschaften (Amazonen, Lykier), in denen Frauen herrschten (ebd.). Warum diese Aus- bzw. Einschließung der Frauen? Feministische Autorinnen wie E.C. Keuls (»The Reign of the Phallus«, New York 1985) und M. French (»Jenseits der Macht. Frauen, Männer und Moral«, Reinbek 1985) sehen bewußte männliche Repression aus Angst vor weiblicher Gewalt am Werke und stützen sich dabei auf Erzählungen wie die von den Töchtern des Danaos, die in der Hochzeitsnacht ihre Männer umbrachten. Dagegen betont die Autorin, »daß bei Aischylos keine patriarchalische Repression oder Gesellschaftsschichtung befürwortet oder auch nur beschrieben wird« (163). Statt dessen sieht sie die griechischen Männer bemüht, die Frauen »im Gegenteil zu beschützen« (ebd.) – »in einer Gesellschaft ohne Polizei und Gerichte« (79) –, ohne daß sie den Herrschaftscharakter dieses Schutzes analysiert. Hochschätzung der Frauen sieht sie auch darin ausgedrückt, daß der trojanische Krieg »um eine Frau geführt wurde«, und daß Homer erzählt, wie die gealtert nach Sparta zurückgebrachte Helena »dort friedlich und glücklich in ihrer angestammten Rolle aufgeht« (164). Ihr »Geschick, traditionelle Argumente aufzufahren«, rettet Helena in den *Troerinnen* vor dem Zorn des Menelaos (166). Hieran schließt sich der letzte Satz des Buches: »Was Frauen in den Augen der Griechen reizvoll und gefährlich zugleich macht, ist ... nicht ihre Schönheit oder ihre Sexualität, sondern ihre Klugheit.« (Ebd.)

Der musternde Blick auf antike Frauenformen stößt auch auf Philosophinnen, deren ganz wenige über die Jahrhunderte verstreuten Gestalten »meist ... mit männlichen

Philosophen verwandt« waren (131). Vor allem ihre Verstöße gegen die Frauenrolle sind es, die tradiert worden sind: So soll Hipparcheia, die um 300 v. C. »mit ihrem Mann Krates herumreiste und Vorträge hielt« (34; vgl. Diog. Laert., 6.96), den gleichen Philosophenmantel wie Krates getragen, mit ihm im Freien geschlafen und zu Gastmählern mitgegangen sein. Ein Streitgespräch mit Theodoros soll sie mit dem Sophisma gewonnen haben: »was Theodoros tut, ohne eines Unrechts geziehen zu werden, kann auch Hipparcheia tun; Theodoros aber tut nicht Unrecht, wenn er sich selbst schlägt, also tut auch Hipparcheia nicht Unrecht, wenn sie Theodoros schlägt«. Statt eines Gegenarguments soll Theodoros ihr den (männlich artikulierten) Mantel hochgezogen haben, um darunter die Frau zum Vorschein zu bringen und ihr vorzuwerfen, den Webstuhl verlassen zu haben; worauf sie entgegnet haben soll: »der Bildung wegen«. Die Anekdote zeigt, welchen kulturellen Skandal die Aneignung der Philosophenrolle durch eine Frau bedeutet haben muß. – Immerhin ist noch der Name der Menophila aus Sardis überliefert (nicht jedoch bei Diogenes Laertius), die von ihrer Stadt wegen ihrer Klugheit und Führungskraft geehrt und mit einem Buch dargestellt worden sein soll (35).

Der Fall des von Christen 415 n. C. an der Philosophin Hypatia von Alexandria verübten kirchlich geschürten Lynchmords ist geeignet, die Spätantike als Umbruchszeit zu beleuchten (vgl. 130ff.). Hypatia lehrte in Alexandria und in Athen Platon und Aristoteles. Weil so viele Vornehme sich bei ihr als Hörer drängten, wurde der Patriarch Cyrillus neidisch. Laut Gibbon ließ er Hypatia vom Wagen reißen, entblößen und zur Kirche schleifen, wo man ihr mit Austernschalen das Fleisch von den Knochen riß und ihren zuckenden Leib ins Feuer warf. Die antike Biographie in der Suda (Enzyklopädie) sagt allerdings nur: »Sie wurde von Alexandrinern in Stücke gerissen, ihr verstümmelter Körper in der Stadt verstreut.« – Der Fall ist geeignet, einen Mentalitätswandel zu verdeutlichen, der seit Jahrhunderten angebahnt war: Hypatia hatte Jungfräulichkeit geschworen. Ihr Urteil über körperliche Liebe läßt sich aus einer Anekdote ablesen: »Als einer ihrer Schüler sich in sie verliebte, zog sie eine ihrer Monatsbinden hervor, warf sie ihm vor die Füße und sagte: 'Du bist in dieses verliebt, junger Mann, nicht in das (platonische) Ideal des Schönen.'« (160; zit. Suda 644, 12ff.) Anscheinend war sie (wie christliche Märtyrerinnen vor ihr) der Überzeugung, »ihr Werk nur fortführen zu können, wenn sie ihre Weiblichkeit verleugnete« (das Beispiel zeigt allerdings nur sexuelle Enthaltsamkeit). – Die daneben fortbestehende Hochschätzung der Mutterschaft schoß schließlich mit dem damit real unvereinbaren Ideal weiblicher Keuschheit (*sophrosunê*) imaginär zum Höchsten der Ziele zusammen – im Marienkult.

Trotz der bei Hypatia sichtbar werden Wertegemeinschaft zwischen »heidnischen« und christlichen Gebildeten bekräftigt die Verfasserin die althergebrachte Auffassung, »daß es die Urchristen und nicht die alten Griechen waren, die als erste ein geradezu zwanghaftes Bewußtsein für die Gefahren der weiblichen Sexualität entwickelten, und daß die Furcht vor dem weiblichen Körper (im Gegensatz zur weiblichen Gesinnung) letzten Endes von ihnen und nicht von Aischylos, Euripides oder Platon herrührt« (160). Aber indem sie so die alten Griechen und die spätantiken Christen unvermittelt einander gegenüberstellt, entgeht ihrem Blick die stoisch beeinflusste heidnische Produktion der »christlichen« Moral in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung (vgl. etwa Philippe Ariès, »Le mariage indissoluble«, in: Communications 35, 1982, 123-137). Ariès wird nicht genannt, sowenig wie M. Foucault, doch deren Thesen scheinen das Angriffsziel zu sein. Wenn die Verfasserin es etwa für nötig hält, aus Inschriften und anderen Quellen die Aussage zu rechtfertigen, daß es auch im alten Griechenland »selbst in gewöhnlichen Ehen« »oft starke

Bande der Zuneigung und sexuelle Anziehung« gegeben habe (83), mag sich das gegen Foucault richten, der im *Gebrauch der Lüste* die Beziehung von Männern und Frauen im Kapitel über *Ökonomie* vorkommen läßt, während sich das Kapitel über *Erotik* mit Knabenliebe befaßt, eine Gewichtung, gegen die der gesunde Menschenverstand der Verfasserin, die von Theorie nicht viel zu halten scheint, allemal ein Moment von Richtigkeit hat. So ist das Buch, handelt es sich auch um eine eher konservative Gegenlektüre zur feministischen Lektüre, gleichwohl nützlich – und sei es nur, weil es zur Reflexion der Kriterien bei der Rezeption des Mythen-Materials anhält.

Wolfgang Fritz Haug (Berlin)

Cavarero, Adriana: Platon zum Trotz. Weibliche Gestalten der antiken Philosophie. Aus dem Italienischen von Gertraude Grassi. Rotbuch Verlag, Berlin 1992 (207 S., br., 34,- DM).

Angesichts der Entfremdung der Frauen in einer männlich dominierten symbolischen Ordnung setzt Cavarero sich das Ziel, die »Verschleppung des Weiblichen in das Geschick *des* Menschen« (11) mit einer Gegenentführung zu beantworten, die sie als einen kontextunbekümmerten »Diebstahl« weiblicher Gestalten der griechischen Mythologie ausspricht, die bis heute das »weitgefächerte Angebot der Tradition des Westens« entscheidend bestimmt (12ff.). Im antiken Übergang vom Mythos zum Logos sieht die Verfasserin zugleich »einen noch entscheidenderen Übergang von der Kultur der Großen Mutter zu jener patriarchalischen symbolischen Ordnung, die bis in die Gegenwart reicht« (13). Von Bachofen unterscheidet sie sich mit der Berufung auf den Mythos der Großen Mutter (dem u.a. auch Gerhart Hauptmann Tribut gezollt hat) nach eigenem Bekunden nur dadurch, daß dieser den Übergang zum Patriarchat als Fortschritt faßt (vgl. 197, Anm.2). Die Zweifel der Forschung an der Annahme eines »ursprünglichen Matriarchats« und die Forderung nach »beweiskräftiger Dokumentation« weist sie mit dem Bekenntnis zu einer weiblichen Parteilichkeit zurück, die sie »Vor-Urteil« nennt: »denn die Suche geht aus von der Gegenwart eines weiblichen Denkens, das sich in der Gestalt der Mutter zu (be-)gründen unternimmt und darum Ausschau hält nach ihrer antiken Gestalt, umgeben von Töchtern und Schwestern« (14). Entsprechend behandelt sie vier Gestalten: Penelope, die in Abwesenheit von Odysseus ihre weibliche Autonomie gegen die »Freier« verteidigt; die thrakische Sklavin, deren Lachen über Thales, den ersten Philosophen, als dieser bei der Sternguckerei in einen Brunnen fiel, überliefert wird; Demeter, die Platon im Kratylus als *didousa meter*, als Nahrung gebende Mutter, artikuliert; schließlich die Gestalt der Diotima, von welcher der platonische Sokrates im Symposion sagt, sie sei seine Lehrerin gewesen.

Es ist wahr, daß die Philosophie als explizit männlicher Diskurs gegründet wird und sich beim Umbruch ins Feudal-Klerikale als solcher erhält, um schließlich bei der Verwandlung ins Bürgerliche die Zentralbegriffe manifest zu de-sexuieren auf latent nach wie vor patriarchalischer Grundlage. Dem Vorhaben Cavareros mangelt es also weder an Stoff noch an Notwendigkeit und Legitimität. Die ausgewählten Gestalten sind ergiebig, und Cavarero gewinnt ihnen manche Einsicht ab. So beleuchtet sie die männlich-homosexuelle Fundierung des Philosophierens bei Platon, der mit einem »Wortschatz der auf der *Mimesis* von Mutterschaft beruht« (154) und z.T. einer Frau (Diotima) in den Mund gelegt wird, die so den weiblichen Ausschluß aus der Philosophie legitimieren muß (148) –, die abstraktive Verjenseitigung des Wesens betreibt. Penelope, bei Mary Lefkowitz Archetyp der guten treuen Ehefrau, die »keinen Kontakt mit anderen Frauen pflegt (abgesehen von den sie umgebenden Sklavinnen)« (L 77), weder am Recht des nach 20 Jahren wieder-

gekehrten Odysseus zweifelt, »ihr zu sagen, was sie tun soll, noch versucht, ihn zu überreden, nicht zu neuen Schlachten und Fahrten aufzubrechen« (L 79), – bei Cavarero repräsentiert sie Widerstand, weibliches »Nur-sich-selbst-Gehören« (27). Doch gleitet Cavareros Widerstandsbild hinüber zur eifrigen Übernahme eines separierten Eigenraums, der bestürzend an die von Baeumler entworfene völkische Frauensphäre gemahnt: ihre Penelope verteidigt nämlich das Hausinnere als einen Raum, wo sie nicht nur »niemandem als Gemahlin angehört« (26), sondern mehr noch sich fast stoisch aus der Welt heraushält, den vom Patriarchat den Frauen zugewiesenen »Winkel des Hauses ... zu einem für die Angelegenheiten der Welt undurchdringlichen Ort: zur eigenen *Bleibe*« machend (34), deren Zeit die der »weiblichen Hausarbeit« ist, die »ihren Rhythmus in endloser Wiederholung« findet (32) im Gegensatz zur abwechslungsreichen und welthaltigen Zeit der Männer, die dafür des Todes sind. Aus Widerstand gegen das Engagement in der Welt, nicht aus Widerspruchslosigkeit, läßt daher Cavareros Penelope den kaum wiedergekehrten Odysseus erneut in die Welt »hinausziehen, um den Sinn seines Seins in der Gewalt des Todes aufs Spiel zu setzen«, während sie selbst »das Gemach zu ihrer Sage« macht (39), um dort die Lebenswelt »als die einzig wirkliche Welt« (49) gegen die Abstraktionswelt der Philosophie festzuhalten, webend »an jener Wirklichkeit, in welcher Leben vor allem Geborenwerden bedeutet« (50), eine separate Gemeinschaft von Frauen ausdenkend, von der es abschließend heißt: »In Frieden tauschten sie untereinander Blicke und Worte; und beide wurzelten in der einzigartigen Ganzheit ihrer Existenz, die so offensichtlich von weiblichem Geschlecht war. (...) Sie webten und lachten zusammen, und die Ruhe ihrer Stube blieb ungestört.« (51) So gerinnt das Material im ideologischen Aspik.

Bei aller Berechtigung einer radikal kritischen Gegenlektüre ist Cavareros Arbeitsweise daher mehr als problematisch. Obwohl sie als Grundzug allen Philosophierens »von Parmenides bis zum postmodernen Denken« (16) die Verjenseitigung des Wesens und die Entwesentlichung des Diesseits ausmacht (vgl. 44), geht sie selbst nicht den »diesseitigen« Weg historischer Rekonstruktion und Kritik. Von der geschichtsmaterialistischen Analyse von Marx, der in der *Deutschen Ideologie* das Patriarchat und den Gegensatz von körperlicher und geistiger Arbeit als Determinanten der Philosophie begriffen hat, weiß sie nichts. Indem sie den Umweg über solche Analysen verschmähnt, klappen die ideologischen Fallen zu. Ihr Projekt gerät zum Unterfangen, weiblichen Logos der Gegenwart mit einer mythologischen Pseudovergangenheit auszustatten, Mythologie mit Mythologie, Ideologie mit Ideologie zu erwidern. Aus der Minderheit herrschender Männer der Polis werden *die* Männer tout court, und »einer Ordnung der Geburt weiblichen Ursprungs wird eine männlich geprägte Ordnung des Todes gegenübergestellt« (104). Die von Hannah Arendt entlehnte (und vom Verlag auf den Umschlag gesetzte) Formel von der »Gebürtlichkeit, kraft der jeder Mensch einmal als ein einzigartiges Neues in der Welt erschienen ist«, wird in Anlehnung an Luce Irigaray (vgl. 194, Anm.17) ergänzt durch den Mythos vom »symbolischen Muttermord« männlicher Leugnung des Geborensseins. Analyse wird durch Projektion ersetzt. Vergessen ist die Erkenntnis der 6. Feuerbachthese, daß das Neugeborene erst ein mögliches Menschenwesen ist, das durch partielle Aneignung der menschlichen Wirklichkeit, in die es hineingeboren wurde, sich als menschliches Individuum verwirklicht. Bei Cavarero kommen die Menschen »immer entweder als *ein* Mann oder *eine* Frau zur Welt« (12), obwohl sie doch keinen biologischen, sondern einen sozialen Geschlechtsbegriff verwenden wollte.

Die Sprache klingt nach Richard Wagner, bedeutungsschwanger, eben nachgemachter Mythos, ein neuer Jargon der Eigentlichkeit, vom Verlag ergänzt durch

etwas, was jenem Jargon auf der Ebene der Typographie entspricht: der mittig petit gesetzte Motto-Text, dessen Zeilen so umbrochen sind, daß der Umriß einer Art Vase entsteht. Der Herausgeber Otto Kallscheuer hat eine weitere Kuriosität beigesteuert: jeweils in eckige Klammern eingefügte didaktische »Verdeutlichungen« dessen, was die Autorin sagen will (soll?). Der Ausdruck »symbolische Ordnung«, den er derart gleich mehrfach in den Text tut, läßt ahnen, wie er selbst den Vorgang versteht: als eine jener vielen beliebigen Erweiterungen des »Zeichensatzes« des gesellschaftlichen Imaginären, worin die Individuen sich wie in einem symbolischen Supermarkt mit Identitäten bedienen mögen, die allesamt Talmi sind. Oder wäre das am Ende ernst gemeint?

Wolfgang Fritz Haug (Berlin)

Ferber, Rafael: Die Unwissenheit des Philosophen oder Warum hat Plato die »ungeschriebene Lehre« nicht geschrieben? Academia Verlag, Sankt Augustin 1991 (94 S., br., 29,50 DM)

Ferber ist offenbar ein nicht ganz orthodoxer Anhänger jener Tübinger Schule, die seit einigen Jahrzehnten davon ausgeht, daß die wichtigsten Lehrsätze Platos nur mündlich vorgetragen worden und daher verloren sind. Die These ist heiß umstritten; Ferber spricht gar von einer »Gigantomachie« (10). Nach Ferbers Überzeugung hat Plato die Fixierung des Wissens als unzulänglich gescheut, doch gibt die »wahre Lehre« keine Auskunft über die Ideenlehre, sondern hat »die Funktion, zu verdeutlichen, weshalb es vom Verfasser keine Schrift über das gibt, worum er sich ernsthaft bemüht« (59). Diese Deutung ändert allerdings wenig am generellen lebensphilosophischen Trend, sondern erlaubt lediglich eine milde Modifikation anderer Begründungsmuster. So weist Ferber den Vergleich mit einer 'Geheimlehre' im Sinne der Pythagoreer zurück. Daß der Verzicht auf Schriftfassung nicht der Vermeidung dürrer Schematismen diene, liest Ferber daran ab, daß Platon in manchen Texten solche Schematismen keineswegs gescheut habe. »Der Grund, weshalb Plato die 'ungeschriebene Lehre' vom Guten nicht geschrieben hat, liegt so darin, daß diese zwar Wissenschaft im dialektischen Sinne zu sein hätte, er aber keine Wissenschaft von ihr hatte.« (17)

Ferber versucht, diese These mit einer Interpretation des »Phaidros« und des »Timaios« zu untermauern. Er stützt sich vor allem auf die Charakterisierung des Philosophen im »Phaidros« als desjenigen, der »Wertvolleres hat, als was er nach langem Hin- und Herwenden, Aneinanderfügen und Ausstreichen abgefaßt oder geschrieben hat.« (Phdr. 278 d8-e 1). Diese Schriftkritik zielt auf das eigene Werk, genauer, auf die »Politeia«. Schrift sei aus der Sicht Platos ebenso Vortäuschung von Lebendigkeit wie die Malerei. Sie schweife umher und sei veränderlich wie Sinnliches überhaupt. Der Dialektiker könne so nur einen Wissensanspruch haben, aber nicht Gewißheit, könne nicht *sophos*, sondern nur *philo-sophos* sein.

Ob diese Argumentation der Behauptung von der Existenz der »ungeschriebenen Lehre« mehr Überzeugungskraft verleiht, muß bezweifelt werden. Daß Plato die unterschiedliche Wirkungsweise von Schrift und Rede genau kannte, vor allem als Instrument von Herrschaft, liegt auf der Hand. Die These von der »ungeschriebenen Lehre« räumt u.a. diesen Aspekt völlig beiseite und mystifiziert die rhetorische Seite der platonischen Philosophie ganz in der Tradition eines romantisierenden deutschen Idealismus.

Arnold Schölzel (Berlin)

Stemmer, Peter: Platons Dialektik. Die frühen und mittleren Dialoge. De Gruyter Verlag, Berlin und New York 1992 (307 S., Ln., 158,- DM)

Stemmer fragt aus der Perspektive einer sprachanalytisch erweiterten Moralphilosophie nach Platons Bestimmung der 'Idee des Guten'. Gegen die These von der ungeschriebenen Lehre Platons, welche die Erkenntnis der 'Idee des Guten' in einer 'geistigen Schau' geschehen läßt, hält er an einer diskursiven Bestimmung fest. muß dafür aber *Politeia* 508e ebenso ausklammern wie viele andere antike Hinweise (etwa Aristoteles, *Physik*, 209b15).

Stemmer betont die »Herkunft der Philosophie Platons aus der Situation der Polis im letzten Drittel des 5. Jahrhunderts« (52), als Antwort auf den »Dissens« »in den grundlegenden ethisch-politischen Fragen« (12). Platon hat erkannt, daß eine Polis »ohne einen Konsens in den grundlegenden ethisch-politischen Fragen auf Dauer nicht lebensfähig ist« (12). Stemmer nennt zwei Faktoren für den »Dissens«: Mit dem Kennenlernen anderer Kulturen erscheinen auch die eigenen Normen als »Konventionen« (5); und durch den Peloponnesischen Krieg werden die »überlieferten Wert- und Verhaltensvorstellungen« verdrängt (6). Zu ergänzen wären die revolutionären Veränderungen der ersten Hälfte des 5. Jahrhunderts, die zu einer radikalen Infragestellung der tradierten Verkehrsformen führten. Den Streit um die Verfassung der Polis, in den Platon mit seiner *Politeia* eingriff, blendet Stemmer aber aus. An die Stelle historischer Praxisformen setzt er »Praxis« schlechthin (52), um zu fragen, ob es Platon gelungen ist, etwas, was jenseits aller Konventionen »schlichtweg richtig« sein soll (32), zu bestimmen. Die Frage wird als formal-methodologisches Problem der Argumentationstechnik Platons, der *dialektikè téchne*, gestellt. Sie wird negativ beantwortet.

Stemmer findet lediglich eine »Widerlegungsresistenz« (149) von Hypothesen, nicht deren von Platon projektierte Überwindung in der 'Idee des Guten' als »voraussetzungslose(m) (*anhypóthetos*) Anfang« (*Politeia* 510b, 511b). Er notiert dies als »Inkohärenz« zwischen Anspruch und Methode (221). Für die »Widerlegungsresistenz« bleibt immer ein »Wahrheitsvorbehalt« bestehen (ebd.), denn auch eine unwiderlegte Hypothese bleibt eine Hypothese. Er baut Einspruchsmöglichkeiten in eine Theorie ein, deren Anspruch es war, mit Hilfe der *dialektikè téchne* die widerspruchslose Bejahung einer den Menschen prinzipiell unverfügbaren Normenordnung zu 'begründen'. Bei der Realisierung der 'Idee des Guten' wäre ein idealisiertes spartanisches Gesellschaftsmodell herausgekommen, Grund genug, ihr zu widersprechen.

Stemmer will zeigen, daß Platon sich des Widerspruchs zwischen Anspruch und Methode selbst bewußt war. Wie jüngst Neschke-Hentschke (in *Z. f. philosophische Forschung* 42/1988) auf dem Feld des Politischen in Platons Philosophie Elemente des modernen Konstitutionalismus zu erkennen glaubte und die *Nomoi* in die Nähe der französischen Verfassung rückte, so sucht Stemmer auf dem Feld des Ethischen nach dem »skeptischen Zug« (271) Platons. Indem er die Eigenständigkeit des hypothetischen Verfahrens betont, erscheint es als Konsequenz der platonischen Philosophie, daß die 'Idee des Guten' »in die Nähe eines Ideals« rückt (223), die dann zu einer Art 'regulativer Idee' für die moderne Diskursethik wird.

Um dieses Beweisziel einzulösen, betont er die Kontinuität der mittleren zu den frühen aporetischen Dialogen. Die Art, wie Sokrates seinen Gesprächspartnern dort zeigt, daß sie von dem 'Guten', 'Schönen', 'Gerechten' usw. nichts wissen, wird mit dem Verb *elénchein* bezeichnet, das meist mit 'widerlegen' übersetzt werden kann, seltener mit 'prüfen' oder 'beweisen'. Stemmer identifiziert platonische 'Dialektik' und sokratischen Elenchos (191f., 199, 210ff.). Ob ein Dialog in einer Aporie endet

oder nicht, ist für Stemmer allein davon abhängig, ob sich eine Hypothese als haltbar erweist oder nicht (193). Dazu muß er die Anamnesis-Konzeption im *Menon* und *Phaidon* auf eine rhetorische Figur reduzieren (244) und die sokratische Formel des Philosophierens als 'Wissen des Nichtwissens' (*Lysis* 218af.) auch für die mittleren Dialoge in Anspruch nehmen (222). In der *Politeia* sucht er folglich nach Stellen, wo Platon sagt, er habe von der 'Idee des Guten' nur ein Dafürhalten (*dóxa*; 222).

Stemmers Identifizierung von Elenchos und Dialektik bleibt problematisch, da Platon im *Sophistes* (230d) genau jenen Teil des dialektischen Argumentierens als *élenchein* bezeichnet, mit dem Sokrates seine Gesprächspartner in die Aporie schickt. Auch konfligiert der von ihm diagnostizierte skeptische Zug mit den mythologischen Versicherungen Platons und seiner Rede von den »wenigen Philosophen ... , die jetzt für unnütz ausgeschrien werden«, aber die »in der Philosophie Vollendeten« sind (*Politeia* 499bff.). Ihnen sollen die Polisgeschäfte übergeben werden. Auf sie bezieht sich die Bestimmung des *philósophos* am Schluß des *Phaidros* (278d), wo er von denjenigen spricht, die wissen, wie sich »der Begriff in Wahrheit verhält« (278c). Sie verfügen über das dialektische Verfahren, die *dialektikè téchne* (276e). Um die Anamnesis-Lehre schließlich, wie er beansprucht, auf eine rhetorische Figur zu reduzieren, müßte Stemmer zeigen, daß die Seelen- und Ideenkonzeption ohne sie auskommt.

Christoph Kniest (Berlin)

Hüni, Heinrich: Wahrnehmungswirklichkeit nach Aristoteles. Verlag Königshausen & Neumann, Würzburg 1992 (96 S., br., 34,- DM)

Da Hüni mit Originaltexten arbeitet (Metaphysik, Über die Seele, Physik), man bei der Lektüre also auf einen gemeinsamen Referenten zurückgreifen kann, müßte es eigentlich leicht fallen, seiner Argumentation zu folgen. Dies ist aber nicht der Fall. Die an Heidegger orientierte Sprache scheint absichtlich uneindeutig bleiben zu wollen. Sie klingt dunkel und geheimnisvoll. Oft ist es nicht klar, welchem Subjekt ein Prädikat zugeordnet werden muß, auch der Kontext hilft in manchen Fällen nicht weiter.

Thema ist Aristoteles' Diskussion der Begriffe Möglichkeit und Wirklichkeit im Hinblick auf den Begriff der Wahrnehmung im 9. Buch seiner Metaphysik. In Auseinandersetzung mit Philosophen der Megarischen Schule wird dort der »Möglichkeit« (*dynamis*, eigentlich »Kraft«, ja sogar »Macht«) eine eigene Wirklichkeit im Verhältnis zur »Verwirklichung« (*energeia*) zugesprochen. Die Megariker, die ähnlich wie die Eleaten die Existenz von Bewegung und Veränderung leugneten, hielten eine von der gleichzeitigen Verwirklichung abtrennbare Existenz der Möglichkeit nicht für real. Daß jemand der Möglichkeit nach ein Baumeister ist, obwohl er gerade nicht baut, erschien ihnen somit undenkbar. Aristoteles argumentiert, daß sie mit dieser These keine Realität jenseits der subjektiven Wahrnehmung denken können; für ihn ist »Möglichkeit« deren Gewährleistungsinstanz, indem dieser Begriff die Option öffnet, einen Gegenstand oder eine Fähigkeit für real zu halten, auch wenn sie gerade nicht wahrgenommen werden. Der Begriff der Möglichkeit wird so auf jeden erdenklichen Gegenstand ausgedehnt. Im Wahrgenommenen liegt gleichermaßen die Möglichkeit des Wahrgenommenwerdens, wie im Wahrnehmenden die (von einem Handwerk oder einer anderen erlernbaren Fähigkeit unterschiedene) Fähigkeit des Wahrnehmens. In der Aktualisierung beider Möglichkeiten bzw. Fähigkeiten 'geschieht' Wahrnehmung.

Hier setzt Heidegger an. In seiner Vorlesung über die ersten drei Kapitel des 9. Buches der Metaphysik vom Sommer 1931 greift er die Aristotelische Konstruktion auf, um einen vorsprachlichen und vortechnischen Vorgang darzustellen, worin

sich das Verhältnis von Subjekt und Objekt eigentümlich verschiebt. Die Objekte werden tätig, sie zeigen sich dem Subjekt, das damit in die Situation des Erleidenden gerät. Der Betrachter und das Betrachtete tauschen die Rollen, ein Subjektwechsel findet statt, das Ergebnis ist Offenbarung. Heidegger interessiert »die Offenbarkeit des Seienden, und im besonderen die Wahrgenommenheit der Dinge – dieses, daß sie sich uns zeigen in ihrer Farbigkeit, in ihren Tönen« (Vorlesung, 196).

Hüni, der diese Vorlesung 1981 als 33. Band der Heidegger-Gesamtausgabe ediert hat, knüpft hier an. Wahrnehmen wird zum »Geschehen«, zum medialen Ereignis, in dem sich eine große vereinigende Macht zeigt, die Kultur und Natur wieder verbinden, Gemeinschaft herstellen und der Kunst Geltung verschaffen, sie »vorbildhaftig« machen soll (12). Aristoteles, dessen Philosophie Heidegger als »Phänomenologie der Anwesenheit« (ebd.) bezeichnet habe, gerät zum Kronzeugen gegen die Aneignungsfunktion des Erkennens. Das Wahrnehmen der Wirklichkeit wird gegenüber der Aneignung einzelner hergestellter Gegenstände wie gegenüber dem Akt des Herstellens selbst (Arbeit) zum eigentlichen Ziel (96).

Hüni will jenseits der Vorstellung von Wahrheit als der Angemessenheit der Aussage in bezug auf den Gegenstand (22) einen Bereich von Wahrheit finden, der unabhängig von der Aktivität des Beurteilens ist. Er sucht ihn im »Wahrnehmungswesen« der »gemeinschaftlichen Wirklichkeit« von »Erscheinung« und »Gesagtem« (25f.). Die »Unterscheidung« von Subjekt und Objekt, die in der Wahrnehmung stattfindet, wird reduziert auf einen notwendigen Schritt hin zur Erkenntnis des »Wesens« als des »Einheitlichen schlechthin« (90). Hüni will zeigen, daß Wirklichkeit vor allem Bewegung ist, ob als Wahrnehmung, als Fortbewegung (»Selbstbewegung«, 53) oder als Hervorbringung von »Werken« (95f.). All diese Vorgänge oder Handlungen sind ihm nur analoge Beispiele, um den Blick auf das »schon in sich vollendete Wirklichkeitsgeschehen« (96) zu lenken. Als »Aufgabe einer Phänomenologie« entpuppt sich das »Zusammensehen« des Analoges (84f.): »Das 'Einzelne' ist ein 'Analoges'. Denn was immer es ist, es ist dies nur, indem das Verhältnis Wirklichkeit-Möglichkeit in ihm verkörpert ist.« (86)

Stefanie Haacke (Berlin)

Sprach- und Literaturwissenschaft

Parr, Rolf: »Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust!« Strukturen und Funktionen der Mythisierung Bismarcks. Wilhelm Fink Verlag, München 1992 (247 S., br., 88,- DM)

»Du bist dir nur des einen Triebs bewußt/O lerne nie den andern kennen!//Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust/Die eine will sich von der andern trennen;/Die eine hält, in derber Liebeslust/Sich an die Welt mit klammernden Organen;/Die andre hebt gewaltsam sich vom Dust/Zu den Gefilden hoher Ahnen.« Soweit Faust, dessen Brustkorb als Gefäß fürs Trieb- und fürs Strebhafte, fürs Niedere und Hohe, für Nullen und Einsen eine Art Vermittlungsorgan seelischer Dichotomien, eine archaische Hardware zur Verarbeitung binärer Codes darstellt und damit zugleich der Illustration des Funktionsprinzips mythischen Denkens dienen kann, das nach Claude Lévi-Strauss immer ein Denken in Gegensätzen ist. Mythen sind demnach komplexe und höchst subtile Vermittlungssysteme des »als Gegensatz begriffenen Anderen« (20) – etwa zwischen der Natur und der Kultur. Rolf Parr indessen geht es um eine diskurstheoretische Erweiterung der strukturalen Mythostheorie. Er fragt, ob »an die Stelle des 'großen' Gegensatzpaars von Lévi-Strauss nicht die konkrete historische Analyse moderner Gesellschaften und der arbeitsteilig von diesen

Gesellschaften ausgebildeten Diskurse treten müßte« (42). Methodisch-operational würde das bedeuten, Lévi-Strauss' »Modelle des Ausgleichs von Widersprüchen« aus ihrem ethnologischen Bezugsrahmen herauszulösen und mit der Analyse »historischer Diskursformationen zu konfrontieren« (ebd.). Parrs »strukturfunktionale« Mythos-Definition lautet schließlich: »Mythische Narrationen sind symbolisch, dominant paradigmatisch konstituierte Narrationen mit diskontinuierlicher ... Bildebene und zugleich mit stabiler Konfiguration; mit Korrelation zwischen zwei oder mehr Oppositionsparadigmata und mit Transformationshandlungen auf Basis der Oppositionsparadigmata. *Mythisierung* ist ... ein Prozeß historiographischer Totalisierung auf semantischer Basis mit der Grundfunktion der Integration verschiedener Sektoren der Kultur.« (49) Diese Definition konvergiert laut Parr mit Jürgen Links Begriff des »Interdiskurses«, der gleichfalls auf die Beschreibung des Ineinanders unterschiedlicher narrativer Elemente und kollektiver Symbole »zum Zweck sozialer Integration bzw. Praktiken-Integration« (44) abzielt.

Parr kann zeigen, wie die mit Bismarcks Person befaßten zeitgenössischen Intellektuellen aus der Figur den Mythos generierten, indem sie ihn als imaginäre »Verknüpfungsmaschine« kollektiver Symbole in ein Feld antagonistischer gesellschaftlicher Kräfte und politischer Interessen einsetzten. Auf der symbolischen Ebene synthetisierte Bismarck 'eigentlich' Unvereinbares: etwa die mit den Paradigmen »Herz« einerseits und »Verstand« andererseits assoziierten Eigenschaften. Das »Herz«, also die »robuste Natur«, das ruhige und bewahrende, heitere und tiefe Gemüt, den geraden, treuen, biederen und warmen Charakter usw. – das hatte er, so behaupten die Biographen, vom Vater mitbekommen; den »Verstand« dagegen, und damit seinen Ehrgeiz, seine bauende und denkende Energie, seine Willens- und Schöpferkraft, seine »Sicherheit im Verkehr mit der großen Welt«, seine »Kunst zu beherrschen« usw. – all das hatte ihm seine Mutter in die Wiege gelegt (121). Ausgestattet mit solch widersprüchlichen Substanzen, die doch in wundersamer Weise sich 'fruchtbar' in ihm verbanden, wurde Bismarck seinen Biographen unter der Hand zur »Zweiseelen-« und »Faustnatur« (126f.) – zu einem »Trickster-Held« (118). Die »zwei Seelen« wiederum korrelieren mit übergreifenden Paradigmen wie »Natur/Zivilgesellschaft« und »Kultur/Politik« (126). Indem schließlich einige der Zeitgenossen Bismarcks beharrlich daran gearbeitet haben, seine Figur symbolisch mit dem Konzept des Künstlers zusammenzubasteln, schälte sich immer stärker das Bild des »Staatskünstlers« aus dem des »Reichskanzlers«, aus der Politik das »Werk« heraus (129). Der Mythos Bismarck wurde zu einer Schaltstelle zwischen dem alten und angesichts der Modernisierung zu überwindenden deutschen Nationalstereotyp der idealistischen 'Dichter und Denker' und den mit der Moderne verknüpften »realistisch-politisch-militärischen« (130) Standpunkten. Als mythischer Held im historischen Kontext des industriellen Wandels vermochte Bismarck einen zentralen Antagonismus zwischen der zunehmend erhobenen Forderung nach realistischer Politik einerseits und den entschieden idealistischen Selbstbildern und Konstruktionen des deutschen »Wesens« andererseits aufzulösen (139) – der deutsche »Real-Idealist« (140) war geboren. Parr illustriert diese mythische Modellierung Bismarcks an Hand eines breiten Spektrums literarischer Konfigurationen und historischer Analogien sowie an einigen Beispielen konservativer Kulturkritik (z.B. bei A.J. Langbehn, Otto Lyon etc.)

Die Fortsetzungsgeschichte des Bismarck-Mythos wäre gewiß gleichermaßen spannend: »Leidenschaft und Augenmaß« hatte Max Weber 1919 in Abgrenzung zum »gesinnungsethischen« Fanatiker für den von ihm favorisierten »verantwortungsethischen« Typ des Politikers gefordert. Es ist wahrscheinlich, daß ihm dabei vorbildhaft der mythisierte »Real-Idealist« Bismarck vor Augen stand. Ulrich Schmid (Berlin)

Rohrwasser, Michael: Coppelius, Cagliostro und Napoleon. Der verborgene politische Blick E.T.A. Hoffmanns. Verlag Stroemfeld/Roter Stern, Frankfurt/M. 1991 (126 S., br., 28,- DM)

Coppelius, eine Gestalt aus Hoffmanns vielinterpretiertem Nachtstück *Der Sandmann*, gerät in der Lektüre Michael Rohrwassers zur paradigmatischen Figur des »Zauberers«, womit ein Typus bezeichnet ist, dem sich auch eine Vielzahl anderer Gestalten der Hoffmannschen Erzählungen zuordnen lassen soll. Die Konzeption der »Zauberer« als Männer, denen daran liegt, »ihr Gegenüber in ihre Gewalt zu bringen, seine Persönlichkeit zu zerstören« (12), verweist diese in den Kontext einer um 1800 im Entstehen befindlichen Wissenschaft: der Psychologie. Diese wird jedoch nicht als humanistisch-progressiv aufgefaßt, sondern im Rekurs auf Foucault (vgl. z.B. 23f.) als Machttechnik begriffen. Folgerichtig heißt es von den »Zauberern«: »Diese sind keine Psychologen, denen es um Heilung geht, sondern sie benutzen die Eroberung des Innern als neue Technik der Macht.« (16) Neben diesem vermittelten Bezug auf den sozial-historischen Kontext macht der Autor noch einen konkreten aus, wenn er den Zaubergestalten Namen zuschreibt: »Napoleon, Cagliostro, Rüchel« (21).

Rohrwassers Untersuchung der Bedeutung der Gestalt Napoleons für die Texte Hoffmanns leistet nicht mehr und nicht weniger, als daß die von Arno Schmidt in seinem Nachtprogramm *'Funfzehn' – Vom Wunderkind der Sinnlosigkeit* für die Romantik insgesamt entworfene Skizze detailfreudig ausgeführt wird. Während dieser Passus überzeugend wirkt, läßt sich das von der den Namen Cagliostro und Rüchel nachgehenden Analyse nicht sagen, denn zur Stützung der These, daß in der narrativen Struktur der Hoffmannschen Texte Strukturelemente der Freimaurergesellschaften erscheinen wie »die Heimlichkeiten des Ordens, dessen unbekannte, allgegenwärtige Emissäre und deren rätselhafte Strategien« (45), bedarf es wohl nicht der personalen Vermittlung Cagliostros. Hier hätte eine intertextuell ausgerichtete Forschung, die dem Einfluß der um 1800 modischen Geheimbundromane wie Grosses *Genius* nachfragte, Besseres zu leisten vermocht. Rüchel schließlich taugt lediglich dazu, den »realistischen Blick« (51) Hoffmanns nachzuweisen, da sich hier in einem der »Zauberer« der preußische General Rüchel porträtiert finden kann, der sich auf Grund seiner Beschäftigung mit dem Magnetismus als mögliche Vorlage anbot (vgl. 51). Die Bedeutung, die solchen philologisch-historischen Fundstücken und Mutmaßungen zugemessen werden kann, wird vom Autor jedoch selbst relativiert: »Der Zauberer verweist auf Napoleon, verkörpert ihn jedoch nicht« (85).

Wenn auch auf diese Weise der personal-historische Bezug in seiner Relevanz eingeschränkt wird, so bleibt der Status der »Zauberer« davon doch unberührt, denn diese »verweisen über den Reflex auf Napoleon oder Cagliostro hinaus, auf eine Politik, die im Machtspiel der Augen gefaßt ist« (98). Das Verfolgen einer derartigen Problemstellung scheint durchaus geeignet, das Politische des Hoffmannschen Blickes zu »entbergen«, da in den Hoffmannschen Erzählungen mittels der Augenblicke und ihrer technischen Supplemente sich eine spezifische Wahrnehmung, d.h. Ästhetik, der sozialhistorisch dominanten Wahrnehmungsweise entgegengesetzt. Hier wären genaue Angaben über Konstruktion und Funktion dieser Beziehung wünschenswert gewesen, doch gibt Rohrwasser lediglich die Auskunft, daß Hoffmann daran gelegen sei, »der Tyrannei des perspektivischen Blicks eine Perspektivenvielfalt entgegenzustellen« (113). Bei der Relevanz, die der Autor dieser Problematik beimißt, bleibt unklar, wieso von ihm nicht wenigstens auf zwei Arbeiten Bezug genommen wird, die auf sehr unterschiedliche Weise sich der Hoffmannschen Wahrnehmungskonstruktion und ihrem Verhältnis zum sozialhistorischen Kontext annehmen:

zum einen Karl Heinz Bohrer's *Ästhetik des Schreckens* (München/Wien 1978), und zum anderen die *Sonne und Punsch* betitelte Arbeit Manfred Mombergers über »die Dissemination des romantischen Kunstbegriffs bei E.T.A. Hoffmann« (München 1986), die hochgradig komplex die Entwicklung der Hoffmannschen Ästhetik über den Bruch von Wahrnehmungsparadigmen um 1800 behandelt. Eine Auseinandersetzung mit den dort formulierten Positionen unterbleibt allerdings, so daß sich der von der Problemstellung her vielversprechende und interessante Ansatz im unmotivierten Nebeneinander von Interpretationsfragmenten und der Präsentation historisch-philologischer Fundstücke verliert, die zur Stringenz der Argumentation nichts beitragen. Diesen Mangel an Gedankenführung kann auch die Bezeichnung des Textes als Essay nicht beheben, da hier »Essay« nicht als Bezeichnung einer eigenständigen Kunst-/Text-Form verstanden wurde, sondern offensichtlich dazu dient, den erwähnten Mangel zu entschuldigen. Der tiefere Grund der fehlenden Stringenz dürfte allerdings im Defizit methodischer Reflexion zu sehen sein, womit keineswegs die Kenntnis komplexer Theorien bestritten werden soll, was sich schon auf Grund der Tatsache verbietet, daß im Text eine Vielzahl theoretischer Referenzen ausgewiesen werden wie z.B. Sigmund Freud und Carl Schmitt, Mircea Eliade und Michel Foucault, Manfred Frank und Friedrich Kittler, die in enger Verbindung miteinander stehen oder eben nicht. Doch mag dies auch dem Entstehungsanlaß des Textes geschuldet sein, der auf dem 1989 an der FU Berlin gehaltenen Habilitationsvortrag des Autors basiert.

Christian Jäger (Berlin)

Berka, Sigrid: Mythos-Theorie und Allegorik bei Botho Strauß. Passagen-Verlag, Wien 1991 (250 S., br., 49,80 DM)

Sigrid Berka stellt Botho Strauß vor dem Hintergrund seiner vielfältigen philosophischen, theoretischen und mythologischen Bezüge dar. Sie lokalisiert ihn zwischen den Polen einer momentan gar nicht postmodern entspannten, sondern hausbacken binären Opposition: der zwischen dem französischen Poststrukturalismus eines Jean-François Lyotard und der kritischen Theorie eines Adorno und Horkheimer. Denn die kritische Negativität von Strauß' frühen Texten mündet in *Paare Passanten* in die fröhliche Positivität seiner vieldiskutierten »Abnabelung von der negativen Dialektik« (16). Der postmoderne Künstler ist nicht mehr randständig, sondern überall mittendrin, »mit sich selbst eins und gleichermaßen zu Hause in der Welt der Technologie und im Bereich des Wunders« (Fiedler zit. n. Berka 16). Seitdem gibt es gesinnungsästhetischen Literaturstreit um Strauß und den Vorwurf des Elitegeistes, des Irrationalismus und des konservativ-mythischen Nationalismus und Monumentalismus. In souveräner Kenntnis von Strauß' philosophischen Quellentexten deutet Berkas Beitrag darauf hin, daß beide Seiten in ziemlich moderner Weise (un-)recht haben. Sicherlich ist Strauß kein Konsens-Theoretiker der Aufklärung eines Habermas. Jedoch – so erwidert Berka – zielt sein Programm deshalb noch lange nicht auf einen profaschistoiden Wirbelwind nationalistisch-romantischer Mythen, auch wenn Strauß sich mit Emphase auf den Tenor dieses von Nietzsche und Heidegger mitbelieferten Diskurses einläßt. Berka präsentiert einen Strauß, der sich keineswegs an ein »mythisches Weltbild« (Habermas) verliert, sondern die Magie des Mythos durchlebt und so das Irrationale umschreibt und wieder auf Distanz bringt. Wenn er dabei von der »geglückten Anpassung« als Voraussetzung für »Souveränität und Freiheit« spricht, mag man in diesen Tagen allzu flüchtig an das Konzept einer Stasi-Kontextliteratur erinnert sein. Jedoch ist mit Berka eher an Adornos Selbstüberbietung des aufklärenden Begriffs zu denken: »Opposition gelingt ihr [der Kunst] einzig durch die Identifikation mit dem, wogegen sie aufgebeht« (45).

Diese Bewegung der sukzessiven Anverwandlung und Distanzierung – so Berkas Hauptthese – wird bei Strauß durch die Anwendung zweier Tropen betrieben und gesichert: Sowohl *Ironie* als auch die *Allegorie* im Benjaminischen Sinn gewährleisten, daß der verdrängte Mythos beschworen und hervorgerufen wird, ohne sich in hermetischer Totalität und damit unverträglich mit allem anderen als romantischer Schleier über die Welt zu legen. Ironie und Allegorie entmystifizieren das Irrationale der Magie in der Psyche. Zu diesem Zweck müssen die deutschen Basis-Mythen von Grund und Boden, von Nation, Genie, von Einzigartigkeit in Bildung und Liebe erst einmal (oder auch wieder einmal) ausagiert werden, auch wenn dies nicht immer ohne narzißtisch-elitäre und selbstverliebt-melodramatische Gesten abgeht. Wo könnte dies gefahrloser geschehen als auf der Bühne und in der Literatur. Natürlich machen diese Überlegungen die antidemokratische Vehemenz etwa in Strauß' *Paare Passanten* keineswegs schmackhafter. Jedoch ist die Erinnerung an die Unterscheidung zwischen Autoren- und Figurenebene, zwischen Politik und Kunst hilfreich, um die gesinnungsästhetische Hitze der Diskussion an das Eigenrecht von Literatur zu erinnern.

Berka plaziert Strauß im Kontext der Renaissance des Mythos in den achtziger Jahren (Heiner Müller, Tankred Dorst, Christa Wolf, Hans-Jürgen Syberberg). Auf der Theorieseite vermittelt sie, auf Blumenberg aufbauend, Karl-Heinz Bohrer und Manfred Franks *helles* Mythenprojekt mit den Denkern der Nachtseite des Mythos, Freud und Adorno/Horkheimer. Dabei zeichnet sie den Lektüreweg von Strauß nach, der immer auch ein Weg durch die Theorie des Mythos und der (literarischen) Sprache ist. Strauß geht über Foucault und Nietzsche zurück auf die Texte der Bejahung und Anverwandlung. Das narzißtische Pathos des *Romantische(n) Reflexions-Romans* (Strauß) markiert dann einen Fluchtpunkt um 1800, den Strauß aufgreift, um sich über de Sades hermetisch/textliche Versprachlichung des Körpers und Verkörperlichung der Sprache zu Roland Barthes sado-masochistischem *overkill* der Zeichen in die jüngere Zeit hinaufzuschreiben, wo er dann von der Literatur- und Sprachtheorie Foucaults und Lacans erneut eingenommen wird – einer Sprachtheorie, die ihrerseits umgeben von Mallarmés Sprechen »sich mit (ihrer) eigenen Sprache auslöscht« (63). Von dort schreibt er sich wieder zurück in Schlegels frühromantische Extase des totalen Dichters, um dann doch den Notausgang aus diesem Spiegelkabinett zu suchen und so den Narzißmus der selbstverliebten Utopie Benjaminisch *aufzusprengen*. Strauß will keineswegs im Delirium der Zeichen und Mythen aufgehen, sondern sie durch seine Umschriften aufbrechen, um so die Welt zu erreichen. Das ist gar nicht so einfach und mündet zunächst in einen rabiat antizivilisatorischen Ton, der Thomas Manns *Betrachtungen eines Unpolitischen* wie auch dessen Naphta-Settembrini-Disput aufnimmt. Mit Emphase läßt Strauß im reaktionären Fahrwasser Naphtas sprechen und ergeht sich in Nietzscheanischem Anti-Demokratismus. Demokratie erscheint als medienverzerrter »Überfluß der Rede« (78), der sich nicht durch einen Mythos binden und vertiefen lassen will. Dies ist durchaus pathetisch, doch Strauß ist ehrlich: Denn auch der kulturelle Narzißmus der »spannungslosen Synkretisten« (84), eines kleinen post-demokratisch entspannten Völkchens einer all-versöhnlichen Posthistoire (im Roman *Der junge Mann*), zeigt lediglich, wie die Syntheseabsicht einer »neuen Mythologie« scheitert. Und dennoch, wo die Fassungskraft für Mythisches gänzlich mangelt – so Berka mit Strauß –, ist nur oberflächliche Entnazifizierung im Sinne einer Rekonstitution des Nachkriegs-Kapitalismus geleistet. Der unbearbeitete und potentiell kreative Mythos lebt unterirdisch als Terror fort. Jedoch ist die Grenzlinie zwischen dem, was Berka mit Hans Blumenberg als terroristischen und als poetischen Mythos bezeichnet,

überaus fein. Psychohistorisch gesehen, geht es hier um den Unterschied zwischen dem profaschistischen Wiederholungszwang und dem therapeutischen Durcharbeiten: Wenn *postmodernity* dem dunklen Mythos der profaschistoiden Entfremdung entspricht, dann ist es – laut Berka – vielleicht lediglich der verwandte und doch ganz andere *postmodernism*, der mit seinen helleren Praktiken die längst fällige Trauer- und Mythen-Arbeit einleiten kann. Auf dem Weg dieser Durch- und Umschriften liegen neben Schlegel, de Sade und Barthes auch Kellers *Der grüne Heinrich* und dessen Diskurs von der »Identität der Nation« (137), Goethes meisterliche Turmgesellschaft, Georges Batailles Thematik der Hermetik und Entgrenzung, Derridas Architekturen, Lévi-Strauss' Konzept der *bricolage* (Bastelei) aus *Das wilde Denken* (1966) und Platons proto-cineastisches Höhlengleichnis, das in der Perspektive von Jean-Louis Baudry's Arbeit zum ideologischen Effekt des kinematographischen Apparats erscheint. Mit einem Wort, postmoderne Vergangenheitsbewältigung: Strauß »lädt auf der postmodernen Seite zu polaren Gedankenexperimenten jenseits der Dialektik ein« (120).

Ob Berkas Versuch, Strauß' paradoxes und paralogisches (Lyotard) Sprechen vollkommen mit einem System auszusöhnen, das letztlich doch »These und Antithese« entwirft, jeden Strauß-Gegner überzeugen kann, bleibt abzuwarten. Zumal Berka selbst sich der polemischen Geste gerade dort nicht ganz enthalten kann/will, wo bei der gesinnungsästhetischen Gretchenfrage, inwiefern Strauß' Texte als profaschistisch oder als politisch korrekt einzustufen seien, Kühle angesagt wäre. Auch ist das Buch nicht ganz einfach, da es wohl aus Platzgründen Strauß' Bezugstexte manchmal mehr anmerkt als darstellt. Dessen ungeachtet liegt hier ein überaus stimulierendes und wertvolles Buch vor, das in literarischer und theoretischer Versiertheit den Autor Strauß in der Fülle seiner intertextuellen Bezogenheit sichtbar macht.

Harald Weilnböck (Paris)

Petersen, Jürgen H.: Der deutsche Roman der Moderne. Grundlegung – Typologie – Entwicklung. J.B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart 1991 (424 S., Ln., 58,- DM)

Der Anspruch, den deutschen Roman der Moderne in seiner Gesamtheit vorzustellen und als Typus gegen den vor- und nichtmodernen Roman abzugrenzen (Klappentext), zielt auf Grundsätzliches. Entsprechend geht der Autor sein Thema an und gibt zunächst – anknüpfend am Verständnis derer, die den Begriff »Moderne« (als Substantiv ab 1887 gebräuchlich) zuerst benutzten – eine historisch und philosophiegeschichtlich hergeleitete Charakterisierung der Moderne: Die Herrschaft von Naturwissenschaft und Technik begründet ein neues Verhältnis von Ich und Welt, das durch eine radikale Subjektivierung gekennzeichnet ist. Das Subjekt, dem alles offen steht, das die Welt beherrscht, das beliebig setzt und entwirft, wird zum »Möglichkeitswesen« und die Welt als dessen Spielraum zur »Möglichkeitswelt«. Mit dem Übergang vom »So-und-nicht-anders« zu einem »So-oder-auch-anders« wird »Möglichkeit« zur Grunddimension der Moderne.

Die Signatur der Epoche findet sich auch in der modernen Kunst, die Welt nicht mehr wiedergibt, sondern entwirft, sich ausdrücklich als Kunst, als Setzung erklärt, jede Sinnstiftung oder Daseinsdeutung verweigert und so »die Offenheit aller Aussagen, die Aufhebung aller Eindeutigkeit, die Assoziation reiner Möglichkeit ins Erscheinen bringt« (43). In der erzählerischen Gestaltung weicht der Held, der seine Geschehnisse meistert, dem Leidenden, der geschlossene Charakter dem offenen Figurentyp. Zugleich wird die traditionelle kausale Handlungsstruktur durch Assoziationsgefüge, akausales Geschehen oder Handlungsvarianten aufgelöst. Die vom

traditionellen Roman konstituierte Welt, innerhalb derer alles Erzählte als gesichert gilt, wird durchbrochen, und das Erzählte figuriert nur mehr als bloß ausgedachte Version unter anderen denkbaren Versionen. Damit verbindet sich ein Verlust des (Geschichten-)Erzählens, indem z.B. Reflexionen über die Welt ihre Schilderung überwiegen.

Die von Petersen entworfene Typologie setzt an bei der »Ursituation des Erzählens« (Wolfgang Kayser) und ihren drei Elementen des Erzählers, des Erzählten und des Rezipienten. Je nachdem, an welchem dieser Pole »reine Möglichkeit« (62) gestaltet wird, entsteht einer der drei »Fundamentaltypen« des modernen Romans. Im zweiten Teil des Bandes werden an Hand von Beispielen diese Typen entfaltet. Rilkes *Malte Laurids Brigge* und Carl Einsteins *Bebuquin* stehen für den »rezeptionsästhetischen Paradigmawechsel«, d.h. für eine freie (statt der traditionell gelenkten) Rezeption, denn die Zerschlagung des epischen Kontinuums, blinde Motive, absurde und irrealer Vorgänge u.a. machen die Romane vieldeutig und eröffnen eine Vielfalt von Verständnismöglichkeiten. Die Undurchschaubarkeit des akasalen Geschehens und eine gänzlich unbestimmbare Welt, wie sie Kafka in seinem *Proceß* gestaltet, gilt Petersen ebenso als Realisierung der Möglichkeitsthematik wie Musils *Mann ohne Eigenschaften*, in dem die Welt allein hypothetische Wirklichkeit beanspruchen kann und als Spielfeld für die unterschiedlichen Lebensvarianten des Protagonisten dient. Thomas Manns *Joseph und seine Brüder* und Max Frischs *Mein Name sei Gantenbein* schließlich illustrieren den »textontologischen Paradigmawechsel«: Indem sich das Erzählte als Ausgedachtes zu erkennen gibt – im *Joseph*-Roman spricht der Erzähler von Versionen, die er erörtert, im *Gantenbein* stellt er seine Geschichten unter den Vorbehalt eines wiederkehrenden »Ich stelle mir vor« –, wird es zum Spielmaterial, zur bloßen Denkmöglichkeit des souverän schaltenden Erzählers. Was diese Romane trotz aller Unterschiede verbindet: »Sie wenden sich von der Wirklichkeitsorientierung des traditionellen Romans ab und etablieren ein Spiel mit reiner Möglichkeit.« (164) Das war schon die Voraussetzung, von der Petersen ausgegangen war. Wenn jedoch die moderne Welt eine Möglichkeitswelt ist, präsentiert dann nicht der Roman der Möglichkeit die neue Wirklichkeit, und ist er nicht insofern, auf neue Weise, auch ein Roman der Wirklichkeit?

Nicht nur hier drängt sich der Eindruck auf, daß Petersen den Begriff der »Möglichkeit« überstrapaziert. Ihre Gestaltung als Muß für den modernen Roman zu postulieren, steht in frappierendem Gegensatz zu der Offenheit, die in der Kategorie selbst enthalten ist. Und daß daraus gar ein Katalog von »Elementen der Moderne« abgeleitet wird – zumal einer, der lediglich Altbekanntes wiederholt: Perspektivismus, Diskursivität und Essayismus, Unterminierung der Realität, Weltverlust und Subjektivismus –, gibt dem Ganzen fast normativen Charakter. Das bestätigt der dritte Teil der Untersuchung, der die Entwicklung des modernen deutschen Romans zeigen soll und dabei einzelne Genres von vornherein ausschließt, weil sie die vorausgesetzten Kriterien nicht erfüllen. Der stärkste Vorbehalt betrifft jedoch Petersens Behauptung, daß eine »traditionelle Interpretation«, indem sie Sinn aufzudecken versucht, das Kunstwerk festlegt, »während es doch bei moderner Kunst darauf ankommt, die Offenheit des Kunstwerks nachzuzeichnen und so reine Möglichkeit beschreibbar zu machen« (42) – damit wären wir auch als Interpreten bei der reinen Möglichkeit angelangt.

Brigitte Bergheim (Karlsruhe)

Brönnimann-Egger, Werner: The Friendly Reader. Modes of Cooperation between Eighteenth-Century English Poets and Their Audience. Stauffenburg Verlag, Tübingen 1991 (120 S., br., 38,- DM)

Linguistische Modelle als methodische Leitlinien der literaturwissenschaftlichen Interpretation werden seit den sechziger Jahren mit unterschiedlichem Erfolg sowohl postuliert als auch in concreto angewendet. Die vorliegende Baseler Habilitationsschrift stützt ihre These des »kooperativen Lesens« im wesentlichen auf das Konversationsmodell von H.P. Grice (*Logic and Conversation*, 1975) und dessen Maximen der Qualität, Quantität, Relation und der Art und Weise, die, wie Grice dargelegt hat, jede Form von kommunikativ erfolgreicher dialogischer Interaktion steuern, während ihre Mißachtung zu – systematisch erfaßbaren – Kommunikationsproblemen führt. Dieses an Alltagssprachlicher (und vor allem mündlicher) Konversation orientierte Modell legt der Autor als Schablone an die behandelten Texte an. Er exemplifiziert die Mißachtung (*floutings*) der einzelnen Maximen an Gedichten einiger namhafter Lyriker der betreffenden Epoche (Gray, Collins, Young, Cowper) und erörtert anschließend die Frage, welche kooperativen Anstrengungen von seiten des Lesers geleistet werden müssen, um Kommunikation, also Textverständnis, dennoch zu erzielen. Das erklärte Ziel der Arbeit ist somit der Nachweis, »daß die Beziehung zwischen Dichtern und ihren Lesern ebenso wie die Alltagskonversation auf wechselseitiger Zusammenarbeit beruht« (5).

Hier zeigt sich allerdings der problematische Aspekt der postulierten Analogie von realem Dialog und Autor – Leser – Beziehung: Da Realdaten nicht zur Verfügung stehen, muß der Verfasser seine Analyse der Leserreaktionen auf nicht im Beschreibungsfeld des Griceschen Modells liegende Phänomene stützen. Neben häufigen Rückgriffen auf exemplarische (schriftlich vorliegende) Reaktionen *eines* Kritikers steht so eine Fülle von literarhistorischen und biographischen Details, die zwar alle Aufschluß über Rezeption und Reaktion der Leser bieten, eine – den Prämissen des Modells gerecht werdende – Einfügung der Leser-Text-Relation in die Systematik Grices aber nicht ersetzen können. Der extratextliche Hintergrund führt hier also zu solideren Schlußfolgerungen als die strenge Textexegese. Brönnimann-Egger streift zwar kurz die für seinen Ansatz zentrale Differenzierung Isers von implizitem und explizitem Leser (6), vernachlässigt sie aber in den späteren Detailanalysen. So wird »dem Leser« letztlich statt einer kommunikativ-kooperativen eine dekodierende Rolle nachgewiesen; als mit dem Textautor oder der *persona* – ebenfalls eine Differenzierung, die nicht hinreichend präzisiert wird – in Interaktion stehenden Dialogpartner kann auch das Gricesche Modell ihn nur unbefriedigend darstellen. Die Grundschwierigkeit des Unternehmens liegt in Brönnimann-Eggers zu weit gefaßter Definition der vom Rezipienten zu leistenden Kooperation: »Die Mitarbeit des Lesers besteht darin, alle nur verfügbaren Anhaltspunkte zu berücksichtigen, die zum besseren Verständnis des literarischen Textes und seines Autors beitragen. (5) Sofern diese dem Adressaten anheimgegebene Aufgabe textübergreifend verstanden wird, also außertextliche Informationen den Rezeptionsprozeß maßgeblich mitbestimmen, reicht das Konversationsmodell nicht mehr aus, um die im Text selbst intendierte Reziprozität des kommunikativen Aktes zwischen Autor und Leser herzustellen.

Der Beitrag der Studie zur Erhellung der von den betreffenden Dichtern favorisierten textlichen Verfahren ist hingegen unbestreitbar groß. Der Verfasser macht plausibel, wie spezifische Techniken (Ansprachen, Ellipsen, Deixis) als Verstöße gegen die Konversationsmaximen beschrieben werden können, nicht ohne dabei zum Teil einschneidende Modifikationen an der ursprünglichen Fassung des Modells

vorzunehmen. Durch die Einbeziehung anderer, verwandter Arbeitsgebiete wie der Relevanztheorie und der Diskursanalyse ist jedoch besonders im ersten Teil des Buches, das eine Systematisierung der verschiedenen Modi der Leseransprache bietet, gut nachzulesen, in welcher Weise die aus der Beobachtung nichtfiktiver Kommunikation heraus entwickelten Maximen prinzipiell im Kontext fiktiver Interaktion ihre Einschränkung erfahren. Der methodisch kluge Aufbau des Buches führt das Gricesche Modell schrittweise mit Hilfe von Textbeispielen der gewählten Autoren ein, um es daran anschließend an Hand ganzer Gedichte in erwähnter Weise als interpretatorische Stütze anzuwenden. So werden vor allem die Texte Grays und Youngs in einer erfrischenden, ihre argumentative Struktur verdeutlichenden Diskussion vorgestellt.

Göran Nieragden (Köln)

Kunst- und Kulturwissenschaft

Scarry, Elaine: Der Körper im Schmerz. S. Fischer Verlag, Frankfurt/M. 1992 (576 S., Ln., 78,- DM)

Scarry gliedert ihr Buch in die Teile »Auflösung« und »Erzeugung«. Streng genommen handelt nur der erste, in dem sie die Folter und den Krieg untersucht, vom »Körper im Schmerz«. In der Folter wird maximale Qual systematisch hervorgerufen. Der Schmerz greift in physiologische Vorgänge ein, zerrüttet die Wahrnehmungs- und Sprachfähigkeit und verstellt dadurch die dem Menschen eingeborene Weltzugewandtheit: »Intensiver Schmerz tilgt die Welt aus.« (47) Scarrys Begriff von Welt geht auf Nelson Goodman zurück, der in Harvard lehrte, wo Scarry Professorin für Literaturwissenschaft ist. Schmerz sei nicht kommunizierbar: »Die radikale Subjektivität von Schmerz anerkennen heißt, die schlichte und absolute Unvereinbarkeit von Schmerz und Welt anerkennen.« (77) Weil sich jenen, die keine Schmerzen haben, der Schmerz nicht mitteilt, sind deren Aussagen über ihn Fiktionen. Dies ermöglicht die ideologische Vereinnahmung des leidenden Körpers durch politische Macht. In der Folter machen die Herrschenden den »Schmerz, der für den Gepeinigten bereits unbestreitbar real ist«, in »vielgestaltigen und ausgeklügelten Prozessen sichtbar« (79). Hierzu gehört das Verhör, das den Verrat an sich selbst inszeniert. Die Schmerzattribute werden dann umgedeutet zu Insignien der Macht. Für den einzigen Zweck der Folter hält es Scarry, »eine phantastische Illusion von Macht herzustellen« (44), die deren Steigerung dient. Hier spätestens muß die Autorin kritisch gefragt werden, ob die »fiktive« (87) Macht, die in der Folter ausgeübt wird, nicht im Gegenteil höchst real ist. Die Folterdrohung, mit der ganze Gesellschaften terrorisiert werden, als eine Fiktion zu bezeichnen, grenzt an Zynismus. Sicherlich setzen die Herrschenden den Schmerz anderer für sich in Szene. Entscheidend ist aber, daß sie diese inszenierte Weltdeutung auch real durchsetzen. Die 'Fiktion' wird zum Fakt.

Ein ähnlicher Umdeutungsprozeß wie in der Folter findet im Krieg statt. Hier werden die Leichen der Gefallenen und die versehrten Körper der Verwundeten in Monumente der Ehre verwandelt. Tod und Schmerz verschwinden unter Fahnen und Orden; die existentielle Dimension des Krieges wird aus dem Bewußtsein gelöscht. Scarry geht davon aus, daß es transhistorische Strukturen »der Folter« (43) und »des Krieges« (91) gäbe. Diese sucht sie mit Hilfe einer an der Phänomenologie orientierten, induktiv-beschreibenden Methode, die ihre an Einzeluntersuchungen gewonnenen Ergebnisse verallgemeinert, zu bestimmen. Im zweiten Teil ihrer Studie will Scarry gar »die Struktur menschlicher Schöpfung ... klären« (257). Als Untersuchungsgegenstände

wählt sie, in einer gewagten Zusammenstellung, das Alte und Neue Testament, Marx und Fragen der aktuellen Rechtsprechung. Diese essayistische Gruppierung führt sie vom Thema des Schmerzes zu dem der Schmerzabwehr. Ihr Buch wandelt sich nun zu einem groß angelegten kulturalanthropologischen Entwurf. Kultur entsteht, um Schmerz zu verhindern, indem der Mensch Werkzeuge und andere Artefakte entwickelt, mit denen er sich schützt. Die Ausdifferenzierung der Artefakte fällt mit dem Fortschritt der Zivilisation zusammen. Die »Struktur menschlicher Schöpfung« bleibt aber von diesen historischen Entwicklungen im Kern unangetastet. Scarry entwertet das Geschichtliche. Den Krieg interpretiert sie idealistisch als einen Wettkampf von Weltdeutungen, als ein »Realitätsduell« (195). Es gehe darum, »die Glaubensüberzeugungen des anderen Volkes ... auszulöschen« und »die eigenen kulturellen Konstruktionen durchzusetzen« (199). Ökonomische Motive fallen unter die kulturellen. Scarrys Unverständnis gegenüber dem Ökonomischen schlägt in ihrer Marx-Lektüre voll durch. Das Produktionssystem setze »zwei Gruppen von Menschen in eine Beziehung zueinander ..., die einander in ihren lebenslangen Verhandlungen über Geld sowie über kulturelle und philosophische Angelegenheiten für immer antagonistisch gegenüberstehen werden angesichts der Tatsache, daß die eine Gruppe körperverhaftet und die andere vom Körper entlastet ist.« (383) Diese Reformulierung des Klassenverhältnisses im Horizont der Körperlichkeit geht an der legalen Aneignung des aus fremder Arbeit erzeugten Mehrwertes durch den Käufer der Arbeitskraft vorbei. Das *Kapital* interpretiert Scarry unter dem Vorzeichen des Entfremdungsbegriffs: Es »zeichnet in allen Einzelheiten den Weg nach, auf dem die ursprüngliche Reziprozität, die der Schöpfung von Artefakten eigen ist, den Rückweg zu ihrem menschlichen Ausgangspunkt verlor.« (379) »Die« Schöpfung darf aber nach Marx unabhängig vom historischen Stand der Produktivkräfte gar nicht unterstellt werden. Ihm geht es deshalb nicht um die illusionäre Aufhebung der sogenannten Selbstentfremdung, sondern um die demokratische Verfügung über das Produzierte. Scarrys Text kann wegen seiner theoretischen Unzulänglichkeiten nicht überzeugen. Faßt man ihn aber als einen Essay auf, vermag er, weil er thesenreich und originell verfährt, Denkanstöße zu vermitteln. Sven Kramer (Hamburg)

Berman, Russell: Modern Culture and Critical Theory. Arts, Politics and the Legacy of the Frankfurt School. University of Wisconsin Press, Madison 1989 (288 S., br., 16,95 \$ / Ln., 38,- \$)

Russell Bermans Zusammenstellung seiner Aufsätze aus den achtziger Jahren folgt der Intention, den kritischen Impuls der Frankfurter Schule wiederzubeleben und ihn auf Ästhetik, Theorie und Politik dieser sogenannten postmodernen Dekade zu richten. Die Gegenüberstellung von Adornos letztendlichem Vertrauen in die Qualität der negativen Dialektik mit dem unverantwortlichen, nicht antwortenden Ellenbogen-Eklektizismus eines Lyotard setzt den Auftakt. Es folgen scharfsinnige Essays zu Foucault, Adorno, Benjamins Faschismusbegriff, Leni Riefenstahl, Ernst Jünger und eine Analyse von Botho Strauß' *Der Park*. Neben Anmerkungen zur postmodernen, eigentlich spätmodernen Spiegelglasarchitektur, zur fitneßbewußten Körperarchitektur und zu den Lebensstilangeboten der hermetischen Kaufhauslandschaften findet sich eine Kritik der konfliktänglich-harmonistischen Friedensbewegung, die sich in puritanischen Selbstüberwachungszwängen ergehe und zuletzt eine Analyse der nostalgischen Großmachtphantasien in Mitteleuropa, die in der großen Wanderausstellung *Wiener Faszination* zum Ausdruck kam.

Im Riefenstahl-Kapitel schlägt Berman die Brücke von der Postmoderne-Diskussion zu seiner Theorie des Faschistoiden, das er als zwanghafte Privilegierung der

visuellen Repräsentation vor der schriftlichen definiert: Wenn der Wille triumphiert, tut er das als (filmisches) Bild. Bereits Jameson hatte von der »Privilegierung des Sehvermögens« als »einer neuen Arbeitsteilung im 'Körper des Kapitals' « gesprochen, und die feministische Theorie monierte das zwanghafte Sehen als männlichen, aufgeklärt-wissenschaftlichen Voyeurismus (Keller/Grautkowsky). Hans-Jürgen Syberbergs Untertitel ist also mehr als wörtlich zu verstehen, »Hitler« ist »ein Film aus Deutschland« (Berman 100) oder Deutschland ist ein Film Hitlers. Thomas Elsaessers These zu Rainer Werner Fassbinder und dessen Bearbeitung des Faschistoiden als Komplex des »to be is to be seen« (Cinetracts 11/1980, 49), wäre hier gut geeignet gewesen, das Argument fortzuführen und auf Heinz Kohuts psychoanalytisches Konzept der Spiegelübertragung zu erweitern. Das kritische Projekt könnte so auf den Boden einer post-freudianischen Sozialpsychologie gestellt werden, die ein weniger dialektisches als vielmehr empathisches Gespür für die andere Seite entwickelt. Von dieser Position aus ließe sich dann die unpolemische Frage stellen, warum *Gestalt* nicht unbedingt immer die faschistische von Jüngers *Der Arbeiter* sein muß. *Gestalt* kann auch Therapie sein, und zwar in einer Weise, in der es die von Berman favorisierte Schrift der verbrannten Bücher eben nicht kann.

Berman plazierte Avantgarde und Postmoderne auf der Entwicklungslinie derselben zivilisatorischen Sackgasse. Die Avantgarde wollte die Wirklichkeit zur Kunst machen, ihre Attacke ging nach hinten los und bereitete wider Willen die Ästhetisierung und gleichzeitige Kommerzialisierung aller Lebensbereiche vor. Zur Verdeutlichung verweist Berman auf Istvan Szabos Film *Mephisto* (1981), der Höfgens avantgardistische Wut auf die traditionelle Oper als rebellische Vorstufe seines skrupellosen Konformismus mit den Nazis präsentiert. Eine postmoderne Kritik müßte jedoch anmerken, daß der Film letztlich kaum eine Kritik dieses Konformismus ist, sondern stark aus einer modernen und subjektzentrierten Genieästhetik lebt, die sich in dem hypertrophen Starkult um den diabolisch suggestiven Klaus Maria Brandauer ausdrückt.

In Thomas Manns *Tod in Venedig* zeigte sich diese Dynamik der Entfremdung in zwei komplementären Phasen. Die Kunst desublimiert sich für Aschenbach in den erotischen Wunsch nach dem wirklichen Knaben Tadzio, während sich die venezianische Wirklichkeit zunehmend zur Theaterkulisse ästhetisiert und unwirklich wird, bis hin zur Nichtachtung der tödlichen Krankheit. Die sich ästhetisierende Realität implodiert in die sich desublimierende Kunst und nimmt die zivilisatorische Katastrophe des Ersten Weltkriegs vorweg. Mit einer erstaunlichen Begabung zur Synthese sieht Berman in dieser Desublimierung und in der Bildung einer charismatischen und damit fiktionalen Gemeinschaft den kleinsten gemeinsamen Nenner von Hermann Hesses romantischem Pazifismus, Benjamins vagem Kommunismus und Jüngers emphatischem Militarismus (79). Die Postmoderne wird dann die Unübersichtlichkeit aller Differenzen zwischen Realem und Fiktionalem total machen.

Im Streifzug durch die gegenwärtige Pop-Kultur zeigt Berman, wie die Grenzen zwischen Revolutionär und Autokrat nach wie vor verschwommen sind. Schon Sylvester Stallones Rambo war kein verbissen-reaktionärer Offizier, sondern ein langhaariger Hippie, technologiefeindlich und ernährungsbewußt – ein antibürokratisch-vitalistischer Rebell, der in Vietnam vor allem dem Dolchstoß durch die eigene Regierung zu begegnen hatte. Seit 1991 kann man nur beipflichten, denn mit George Bush sah die Welt den ersten Präsidenten in der Position des Rebellen, der vitalistisch den Kongreß zum Golfkrieg provozierte und den unzähligen John Waynes unter seinen Mitbürgern versprach, daß »unsere Truppen diesmal nicht wie in Vietnam mit einem gefesselten Arm kämpfen müßten«.

Im Rückblick auf die Anfänge bürgerlicher Kultur verfällt Berman jedoch kurz der simplen Ontologie des Freudschen Todestriebes, der seit Werthers und Emilia Galottis Zeiten wirksam gewesen sei (254). Diese Position ist von den Ontologisierungen des Narzißmus bei Jacques Lacan und des Masochismus bei Georges Bataille gar nicht so weit entfernt, wie vom Poststrukturalismuskritiker Berman zu erwarten wäre. Auch die hochinteressante Fallgeschichte des »Kleinen Kurt« (Waldheim) bezieht sich letztlich auf den Ödipuskomplex. Allerdings konzentriert sich das *close reading* von Waldheims Beziehung zu Henry Kissinger auf die Ichschwäche des ewigen Knaben Kurt und dessen latent antisemitische Identifikation mit seinem voll erwachsenen und jüdischen Doppelgänger Kissinger. In Waldheim sieht Berman ein Psychogramm der schleichenden Anmaßung einer konfliktverdrängenden post-modernen Haltung radikaler Neutralität. Das ist pointiert und interessant, jedoch bleiben die Mankos der freudianischen Grundlage unkorrigiert, die schon die Frankfurter Schule aufwies. Eine neue Verankerung in nach-freudianischer Objektverhältnis-Psychoanalyse (D.W. Winnicott, F. Fairbairn, M. Mahler), besonders in feministischer Psychoanalyse (Jane Flax, Nancy Chodorow) und in Narzißmustheorie (H. Kohut, O. Kernberg) ist unabdingbar, um das Vermächtnis der Frankfurter Schule in sozialkritischer und psychohistorischer Perspektive fortzuschreiben. Kohuts Selbstpsychologie wie auch Winnicotts Konzept der Unfähigkeit zu spielen, und der gleichzeitigen Unfähigkeit, die Wirklichkeit als solche (nicht-ästhetisiert) wahrzunehmen, könnten eine solide, weil entwicklungspsychologische Basis für die Einschätzung der Postmoderne bilden.

Bermans faszinierende Analysen zeigen einen klaren Aufbruch in diese Richtung. Wo seine Kritik polemisch und gewissermaßen als Benjaminische *Sprengkraft* an einigen Stellen über die Stränge schlägt, scheint dies allerdings von einer recht männlichen, d.h. binär oppositionellen Dynamik verursacht zu sein, wie sie unglücklicherweise die akademische Postmoderne-Diskussion insgesamt auszeichnet. Es ist kein Zufall, daß die in der theoretischen Grundlegung überzeugendste Kritik des Poststrukturalismus aus Jane Flax' feministischer Psychoanalyse kommt. Wo diese eine Kritik des Voyeurismus und der visuellen Gestalt gibt, verweist sie nicht wie Berman auf die Schrift als Geheimnis der psychischen Entnazifizierung, sondern kontrastiert die Visualität der Aufklärung mit einer möglichen Kultur des (Psycho-)Somatischen und der empathischen (Körper-)Berührung. Selbst der von der Kritik und von Berman so verehrte Benjamin konnte »Taktilität« lediglich in der Verzerrung des extrem(istisch)en Moments der Sprengung und des Schocks oder als fotografischen *Schnappschuß* begreifen, womit das Taktile entweder gewaltsam oder wiederum visuell wurde (164, 258). Mit Bermans Kritik der politischen Profilschwäche poststrukturalen Denkens (in: *Telos*, 85) ist allerdings der erste und beherzte Schritt zur Wiederbelebung der Ideologie- und Gesellschaftskritik getan, die so lange überfällig war. Sobald diese Kritik die Erkenntnisse der Psychoanalyse der letzten 20 Jahre nutzt, wird es möglich, die Frage sowohl nach den dysfunktionalen wie auch den hoffnungsvollen Aspekten der postmodernen Situation in differenzierter Weise zu stellen.

Harald Weilnböck (Paris)

Kultermann, Udo: Kunst und Wirklichkeit. Von Fiedler bis Derrida. Zehn Annäherungen. scaneg verlag, München 1991 (221 S., br., 29,80 DM)

Der Band versammelt zehn kürzere Texte, die monographisch Positionen und Ansätze von Wissenschaftlern, Kunstkritikern und Philosophen vorstellen, die nach Auffassung des Autors künstlerisches Handeln als eine besondere Form der Wirklichkeitserkenntnis herausgestellt haben. Eröffnet wird das Buch mit einem Kapitel

zu Conrad Fiedlers antimimetischem, formalistisch-neukantianischem Kunstbegriff (17ff.). Es folgt eine Studie zu Giovanni Morellis detektivisch-stilkritischer Methode der Attribution anonymer Kunstwerke (37ff.). Kultermann befaßt sich des weiteren mit Benedetto Croces Ästhetik, der eine »antihistorische«, dem künstlerischen Produktionsprozeß insofern besonders aufgeschlossene Form der Kunstbetrachtung zugrundeliege (57ff.). Die vierte Untersuchung ist Ernest Fenellosa gewidmet, der gegen die Verwestlichung der japanischen Kunst unter Hervorhebung ihrer besonderen kulturellen Leistung gekämpft habe (71ff.). Das eurozentrische Kunstverständnis sei auch von dem Völkerkundler Leo Frobenius relativiert worden (93ff.). Eine intensive Nähe zum Künstler, dessen Hervorbringungen er in ihrer Legitimität uneingeschränkt bejaht habe, kennzeichne die Position des Kunstkritikers Julius Meier-Gräfe (111ff.). John Dewey sei es darum gegangen, die Trennung von Kunst und Leben aufzuheben (131ff.). Die letzten drei Kapitel beschäftigen sich mit Martin Heideggers Theorie vom Sich-ins-Werk-Setzen der Wahrheit im Kunstwerk (149ff.), mit der Methode des amerikanischen Kunsthistorikers Meyer Schapiro, die den schöpferischen Akt des Künstlers rekonstruiere (177ff.), und dem »parasitären Diskurs« des ebenfalls den Künstlern und ihrer Praxis eng verbundenen Poststrukturalisten Jacques Derrida (191ff.).

Daß Kunst etwas mit Wirklichkeitserkenntnis zu tun habe, ist indessen keine neue These, wenn man etwa an Hegels Theorie vom sinnlichen Scheinen der Idee denkt. Auch die marxistische Ästhetik aller Varianten (von Lukács bis Adorno), von denen keine in dem Band erörtert wird, hat diese Auffassung bekanntlich nachdrücklich vertreten. Doch offensichtlich geht es Kultermann nicht um epistemologische Probleme von Kunst im engeren Sinne, um das Problem von Mimesis und Wahrheit, denn er schließt sich (ohne nähere Begründung) Nietzsches Behauptung an, daß Kunst etwas Höheres sei als die Wahrheit. Worin nun aber der besondere Erkenntnisgewinn von Kunst konkret besteht, wird nirgends recht deutlich. Der Hinweis auf Croce, demzufolge sie auf das »Eigentliche« ziele, vermag nicht zu befriedigen, ebenso wie die sehr allgemeine Behauptung, sie eröffne eine neue Sicht auf die Dinge.

Es ist zu vermuten, daß Kultermann erst nachträglich die Einleitung zu seinen Einzelstudien verfaßt hat. Er unternimmt hier den Versuch, die historisch zum Teil weit auseinanderliegenden und systematisch-ideologisch sehr heterogenen Positionen auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen. Wie freilich, um nur einige Beispiele herauszugreifen, der Intuitionismus Croces mit Morellis stilkritischer Methode zusammengehen soll, die die Intuition zugunsten rational überprüfbarer Kriterien doch eher zurückdrängt, oder der Pragmatismus Deweys, der Kunst und Alltag versöhnen will, mit Fiedlers Ästhetizismus, der beide Bereiche gerade bewußt trennt und der Kunst ein Sonderrecht einräumt, bleibt rätselhaft. Norbert Schneider (Osnabrück)

Marcus, Greil: Lipstick Traces. Von Dada bis Punk – Kulturelle Avantgarden und ihre Wege aus dem 20. Jahrhundert. Rogner & Bernhard Verlag, Hamburg 1992 (510 S., br., 33,- DM)

Selbstverständlich geht es nicht um die Wege *aus* dem Jahrhundert. Der Autor ist kein Kulturprophet, sondern ein amerikanischer Politologe, der den Versuch unternimmt, »eine Geheimgeschichte des 20. Jahrhunderts« zu schreiben, wie es der Untertitel der Originalausgabe (Cambridge 1989) verheißt. Den Schlüssel zum Geheimen findet Marcus im letzten Konzert der ersten Punkband. Bei diesem Konzert der Sex Pistols im Januar 1978 entdeckt er den »Wunsch, die Welt zu verändern ... Dieser Wunsch beginnt mit dem Anspruch, nicht als Objekt, sondern als Subjekt

der Geschichte zu leben« (11). Um die Geschichte dieses Wunsches in der »kulturellen Avantgarde«, »die immer wieder die Stimme erhebt und sie von neuem verliert« (28), geht es. Diese Betonung des ekliptischen Aufscheinens der Subversion leuchtet unmittelbar ein, wenn man sich erinnert, mit welcher Schnelligkeit kulturelle Gegendiskurse vereinnahmt und ins kulturelle Establishment überführt werden können. Marcus weiß, daß subkulturelle Bewegungen wie Punk scheitern, wenn ihr Ziel die Umwälzung grundlegender Strukturen sein sollte, doch was ihn interessiert, ist die Negation, die zu einer Situation führt, in der sich das Publikum zur Produktion berufen fühlt: »Auf einmal konnten wir alles machen« (70).

Zu dieser Geschichte werden zwei »Versionen« geboten. Die erste geht vom erwähnten Konzert der Sex Pistols aus und erstellt von dort aus einen Zusammenhang, der den Mai '68, die Anfänge des Rock 'n Roll, Adornos »Minima Moralia«, Münsteraner Wiedertäufer, Solidarność, gnostische Gesänge, Dada und die Pariser Kommune als Artikulationen desselben Wunsches von vergleichbarer emotionaler Intensität identifiziert. Version zwei erzählt in chronologischer Folge die Wandlungen der nur noch eingeschränkt als »subkulturell« zu bezeichnenden Avantgarden dieses Jahrhunderts: Dada, Lettrismus, Situationismus und Punk. Hier kann eine Traditionslinie aufgezeigt werden, die über verschiedene Vermittlungen vom »Cabaret Voltaire bis zu den Sex Pistols« (366) reicht. Das Gemeinsame dieser sich in »der Domäne der Unterhaltung und deren Waren abspielende(n) Story von Kunst und Revolution« besteht darin, daß es sich um die »Geschichte eines Wunsches, der die Kunst hinter sich ließ, sich aber wieder auf die Kunst zurückgeworfen sah« (461), handelt. Insofern ist sie Teil einer größeren Geschichte anarchischer Expressivität, was dem Autor auch bewußt ist (vgl. ebd.), doch vermag er nicht die spezifischen historischen Differenzen herauszustellen – wonach er allerdings auch nicht fragt.

Ein Versäumnis stellt der Verzicht auf die Frage nach anschließfähigen politischen Handlungsformen dar, wodurch eine durch Punk ausgelöste Debatte über die Möglichkeiten des politischen Handelns innerhalb der Kulturindustrie verschwiegen wird. Eine solche Reflexion hätte konsequenterweise auch das Verhältnis von Pop-Musik und Terrorismus erörtern müssen (vgl. dazu Diederichsen in *konkret* 6/92).

Trotz dieser Einschränkungen bleibt das mit zum Teil raren Abbildungen versehene Buch als materialreiche Darstellung der besagten Geheimgeschichte empfehlenswert. Es ist nur über »Zweitausendeins« (Läden/Versand) zu beziehen.

Christian Jäger (Berlin)

Meyer, Thomas: Die Inszenierung des Scheins. Essay-Montage. Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M. 1992 (203 S., br., 16,- DM)

Der amerikanische Oberst war stocksauer, und die Soldaten hatten sich ihre Landung an Somalias Küste auch anders vorgestellt. Wozu hatten sie sich die Gesichter schwarz angemalt und militärische Tarnkleidung angelegt, wenn sie nun bei diesem klandestinen Landgang von einer Phalanx aus Fotoreportern und Fernsteams erwartet wurden. Schließlich hatten sie eine große Aufgabe vor sich und wollten nicht bloß in die Kamera winken: Hi, Ma, here I am! Ihr Präsident und seine Berater sahen das wohl anders, die Landung amerikanischer Ledernacken symbolisierte für das TV-Publikum Entschlossenheit. Das Fernsehen vermittelt Wirklichkeit. In seiner Essay-Montage, die teilweise vorzügliches Fotomaterial enthält, untersucht der Sozialwissenschaftler Thomas Meyer die Entwicklung von der Inszenierung der Wirklichkeit als Schein über die Verkehrung bis zu ihrer Amalgamierung im Bewußtsein der Rezipienten.

Symbolische Politik bedeutet die Organisation eines Ereignisses als Ereignis: Als

zur Jahreswende 1989/90 an der Berliner Mauer gefeiert wurde, ermöglichte das DDR-Fernsehen das simultane Erleben des Erlebens auf einer Riesenleinwand. »Erst in der Welt der inszenierten Bilder werden Geschehnisse zu Wirklichkeit in einer Welt der inszenierten Bilder.« (13) Bilder müssen nicht lügen; Willy Brandts Kniefall vor dem Warschauer Ghetto war symbolische Politik als Aufklärung: Brandt tat unter der Last der Erinnerung, was Menschen tun, wenn es ihnen die Sprache verschlägt. Das Symbol sprach für den bezeichneten historischen Zusammenhang.

In seiner Unterscheidung zwischen symbolischer Politik und einer Politik der Symbole orientiert sich Meyer an Susanne K. Langers Symbolbegriff: danach sind Symbole nicht Substitute ihrer Gegenstände, sondern Vehikel der Vorstellung von Gegenständen. Symbolische Politik manipuliert mit kommunikativen Strategien die Vorstellungen des Publikums von den offerierten Gegenständen. Der Ex-Wirtschaftsminister Möllemann galt gemeinhin als PR-As, als Meister der Selbstdarstellung. Mal sprang er irgendwo mit Fallschirm ab, um Aufmerksamkeit zu erhaschen, oder er erschien bei der Pressekonferenz zur Begründung seines Rücktritts mit Hut. Die Fotografen dankten es ihm. Als »perfekt inszeniert« beschrieb die Presse den Rücktritt. Meyer bestimmt darum an zahlreichen Beispielen symbolische Politik als »Gebrauch von Symbolwirkungen zu politisch kalkulierten Zwecken. Sie ist nicht Kommunikation, sondern Strategie.« (150)

Die Tendenz ist nun, daß sich die Inszenierung verselbständigt, daß Wirklichkeit nur als ihr Schein erfahrbar ist. Um zu symbolisieren, daß der Rhein dank der vehementen ökologischen Anstrengungen der Bundesregierung keine Kloake mehr sei, stieg etwa Umweltminister Töpfer 1985 todesmutig mit Schutzanzug in den Rhein, um von Rettungsbooten umgeben und mit einem Hubschrauber über sich einige hundert Meter auf das Ufer mit den wartenden Fotografen zuzuschwimmen. Wasserproben rechtfertigten dennoch die Qualifizierung des Flusses als Kloake. Großmeister der symbolischen Politik aber ist nach Meyer Ronald Reagan, der acht Jahre einer makellosen »Schnappschußpräsidentschaft« hinter sich brachte. Mit ihm hatten die Medienberater endlich das Objekt ihrer professionellen Begierde gefunden, »das perfekte Medium für ihren Krieg der Bilder gegen die Urteilskraft der Bürger in die Hand bekommen« (93). In seinen Analysen solcher Darstellungsmuster und in der Auseinandersetzung mit Jean Baudrillards »Agonie des Realen«, der fatalistischen Hinnahme von Realität als Simulation, legt Meyer aufklärerisches Potential frei. Symbolische Politik ist für ihn »systematisch verzerrte Kommunikation«, ihr zentrales Charakteristikum ist die »Inszenierung des Scheins durch Personalisierung«. An die Stelle von Argumenten treten Bilder. In der »Zuschauerdemokratie« (Rudolf Wassermann) wird politische Partizipation zur Farce. Die Folgen lassen sich an den Reaktionen auf rechtsradikale Gewaltverbrechen beobachten. Denn der Verselbständigung des Scheins entgeht auch eine »symbolische Politik von unten« nicht, also ziviler Ungehorsam. Die vertrauten sympathischen Gesichter der Carola Stern, Grass, Richter oder Jens in den Blockadeketten bieten keine Gewähr, daß auf die Bilder, die Öffentlichkeit schaffen, auch Argumentationen folgen.

Meyer plädiert mit Habermas gleichwohl gegen die »Entmoralisierung der öffentlichen Kommunikationsbedingungen« als Voraussetzung einer partizipatorischen politischen Kultur. Seine Essay-Montage bietet reichlich Material und Gedanken.

Felix Semmelroth (Frankfurt/M.)

Wittkämpfer, Gerhard W. (Hrsg.): Medien und Politik. Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 1992 (225 S., br., 39,80 DM)

Die denkfaule und langweilige Umschlaggestaltung dieses obskuren Sammelbandes ist insofern gelungen, als sie ganz genau dessen Inhalt veranschaulicht: Die Illustration zeigt ein altertümliches Radio auf einem altertümlichen Fernseher auf irgendwelchen Druckerzeugnissen stehend. Das wären also die Medien. Für die Politik hat sich offenbar kein passendes Bild finden lassen. Warum eigentlich nicht die »spitting images« unserer Politikerprominenz? Gepaßt hätte es allemal, denn für die Autoren dieses Bandes ist Politik zunächst und vor allem Parteipolitik. In den 17 mehr oder minder faden Beiträgen läßt sich kein neuer resp. origineller Gedanke und kaum eine überzeugende These oder eine interessante Behauptung zu dem modischen, aber nichtssagenden Thema »Medien und Politik« finden. Massiert tritt das Geschwätz beispielsweise im Beitrag des Verwaltungsrechtlers Rolf Stober auf, der u. a. entdeckt hat, daß die »Medien ... der ideale Mittler und Akteur zwischen Beteiligten und Betroffenen, zwischen Staat und Volk« sind. »Sie repräsentieren schlechthin die gesamte Gesellschaft und Öffentlichkeit nicht zuletzt durch ihre Veröffentlichungen.« (29)

In jedem zweiten Beitrag wird aufs Neue hergebetet: »Medien ... prägen öffentliche Meinungen und Haltungen, aber schüren auch Ängste«; »Medien bestimmen oft die Prioritäten und Posterioritäten politischen Handelns«; »Medien selektieren«; »Die Medien multiplizieren Haltungen, von der Freude bis zur Angst, vom Optimismus bis zum Pessimismus«; »Medien unterhalten«. Das, wohlgemerkt, sind Wittkämpfers in der Einleitung hervorgehobene »ethisch-zentrale Punkte« (6).

Aus einem der theoretisch anspruchsvolleren Beiträge über »Linguistische Theorien und Methoden in ihrer Relevanz für die Politikwissenschaft« (131) läßt sich lernen: »Politisches Handeln ist stets auch Sprachhandeln.« (140) Es folgt ein Zitat – dem wichtigen Band von Lothar Schmidt: *Das treffende Zitat zu Politik, Recht und Wirtschaft* entnommen –, das diese Behauptung in anderen Worten umschreibt. Dann die Erörterung der Frage, wie politisches Sprachhandeln funktioniert – Antwort: »Der Erfolg der Kommunikationsabsichten ist ... abhängig von dem Grad der Übereinstimmung der Situationspräsuppositionen, die Hörer und Sprecher gemeinsam sind.« (142f.) Als Höhepunkt der Ausführungen: Der »Entwurf einer 'Ökologischen Linguistik'«. Denn »Sprachen und Ökosysteme weisen eine ähnliche Struktur auf und können als kreative, homöostatische Systeme begriffen werden.« (143) Folglich genüge es nicht, nur die Sprache, sondern auch ihren Verwendungszusammenhang zu analysieren – in den Worten von Sandhövel und Wittkämpfer: die »situativen Kommunikationskontexte und kommunikative Dimensionen politischer Entscheidungsprozesse«. Auf dieser Grundlage, so freuen sich die Autoren, könnten »Erkenntnisse politikwissenschaftlicher Forschung ... Basis politischer Empfehlungen sein: politische Linguistik als Politik-Beratung« (145). Das ist »politische Wissenschaft« gradheraus, auf die das oben unterschlagene Zitat aus dem Zitatebuch nun doch so trefflich paßt, daß es leicht abgewandelt (»Politik« ersetzt durch »Wissenschaft«) zitiert werden soll: »Wissenschaft machen, heißt in jedem Herrschaftssystem, mit Hilfe der Sprache für erstrebte Wirkungen den Weg des geringsten Widerstandes zu suchen.« (140)

Ulrich Schmid (Berlin)

Erziehungswissenschaft

Peukert, Helmut, und Hans Scheuerl (Hrsg.): Ortsbestimmung der Erziehungswissenschaft. Wilhelm Flitner und die Frage nach einer allgemeinen Erziehungswissenschaft im 20. Jahrhundert. Beltz-Verlag, Weinheim, Basel 1992 (219 S., br., 48,- DM)

Benner, Dietrich, u.a. (Hrsg.): Erziehungswissenschaft zwischen Modernisierung und Modernitätskrise. Beiträge zum 13. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft, 16.-18. März 1992, FU Berlin. Beltz-Verlag, Weinheim, Basel 1992 (417 S., br., 68,- DM)

Marotzki, Winfried, und Heinz Sünker (Hrsg.): Kritische Erziehungswissenschaft – Moderne – Postmoderne. Bd. I. Deutscher Studienverlag, Weinheim 1992 (334 S., br., 48,- DM)

Oelkers, Jürgen (Hrsg.): Aufklärung, Bildung, Öffentlichkeit. Pädagogische Beiträge zur Moderne (28. Bh. Z.f.Päd.). Beltz-Verlag, Weinheim, Basel 1992 (219 S., br., 58,- DM)

Scheuerl, Hans (Hrsg.): Lust an der Erkenntnis: Die Pädagogik der Moderne. Von Comenius und Rousseau bis in die Gegenwart. Ein Lesebuch. Piper Verlag, München, Zürich 1992 (499 S., br., 24,80 DM)

Das Jahr 1992 war, wie schon 1991, für die Erziehungswissenschaft ein Jahr des Rückblicks und der Bilanzen – des Rückblicks auf Entwicklung und Wandlung ihrer Theoriegestalt und der Bilanzen ihrer Wissensbestände sowie ihrer paradigmatischen Erfolge. Dieser, wie mir scheint, anhaltende Trend nährt sich mindestens aus drei Anlässen: aus der nahenden Jahrtausendwende, aus der deutsch-deutschen Wissenschaftsvereinigung (die auch im pädagogischen Sektor zum theoretischen Sieg und institutionellen Triumph bundesdeutscher Wissenschaft geriet) und aus der anhaltenden Provokation strukturalistischen nebst postmodernen Denkens französischer Art.

Der von Peukert/Scheuerl herausgegebene Band ehrt Wilhelm Flitner und dokumentiert das Symposium, das zu dessen 100. Geburtstag im November 1989 in der Universität Hamburg abgehalten wurde. Dieses Datum hat alle Festredner (eine Frau ist *nicht* dabei) verpflichtet, sich grundsätzlich nachdenkend auf Wilhelm Flitner zu beziehen. Herausgekommen ist dabei in summa die 'schönste' Darlegung des »pädagogischen Grundgedankenganges« des so Geehrten, die ich kenne. Sie ist klar, sie ist schlüssig und bestimmt, und sie beschreibt zugleich zusammenhängend die Konstruktion und die theoretische Hoffnung einer Allgemeinen Pädagogik geisteswissenschaftlicher Richtung. Das markiert aber auch die Erkenntnisgrenze des vorliegenden Bandes, die mit dem Verhandlungsgegenstand gegeben ist. Die Flitnersche Pädagogik beharrt in eigentümlicher Unaufgeschlossenheit gegenüber aktuellen Gesellschafts- und Theorielagen vornehmlich ökonomischer und naturwissenschaftlicher Art und Herkunft. Ihre Aktualität, die auch einige Autoren aufzuzeigen sich bemühen, gründet sozusagen in einem 'zeitlosen' Kern erziehungs- und bildungstheoretischer Reflexion pragmatischer Absicht.

Sehr nachdenklich stellt zuerst Peukert die »Dimensionen (des) pädagogischen Lebenswerks« von Flitner dar; lebens- und kulturgeschichtliche mit systematischen Aspekten verknüpfend, beschreibt er dessen »pädagogisches Denken« letztendlich als ethische »Reflexion am Ort der Verantwortung« (15); diese heiße »universale Solidarität« (26). – Die folgenden Aufsätze (U. Herrmann, O.F. Bollnow, R. Kokemoer, W. Marotzki, H.-E. Tenorth, H.H. Groothoff, R. Koring, H. Schäfer, H. Richter) befassen sich mit Flitners »Konzeption« und seinem »Verständnis« einer »systematischen und allgemeinen Erziehungswissenschaft« (letzteres eine neue Wortverbindung).

Dabei legt Herrmann eine mustergültige historisch-systematische Analyse, Bollnow eine philosophische Auslegung, Marotzki punktgenaue bildungstheoretische Überlegungen und Grootzki eine biographische Erinnerung vor. Auch in der Redeweise abweichend expliziert Kokemohr ein »sprachtheoretisches Implikat« der »Allgemeinen Pädagogik« Flitners (59), während ansonsten erziehungstheoretische Schwerpunkte gesetzt werden. So fragt Tenorth nach Flitner und nach dem »Selbstverständnis der Erziehungswissenschaft in der Gegenwart« (85) und hebt dabei als einziger historisch-kritisch auf die gesellschaftliche Funktion pädagogischen Wissens und pädagogischer Theorie ab. Hingegen bestimmen Koring und Schäfer die gesellschaftliche resp. öffentliche »Aufgabe« von Erziehungswissenschaft aus Flitner selbst und dort im besonderen Blick auf dessen Erfahrungen und Ansatz in der Erwachsenenbildung (Koring). Die Aufgabe sei »pädagogische Bildung« (113) in der Form und als Anspruch 'engagierter Reflexion' (131; 135).

Engagierte pädagogische Reflexion tendiert und verführt zur Selbstreflexion pädagogischer Theorie. Das ist schon dem Aufsatz Schäfers wie allen nachfolgenden Aufsätzen über den »pädagogischen Grundgedankengang« sensu Flitner abzulesen. Im »Versuch« von Richter über den »pädagogischen Diskurs« (141) wird Erziehung als Paradoxon gefaßt, um dessen diskursethische Lösung im schon andernorts geübten Anschluß vor allem an Habermas zu erörtern. – In radikaler Besinnung auf eine pädagogische Theorie, die in der »Misere der Gegenwart« und angesichts der »bedrohten Zukunft« der Menschheit positiv verändernd wirken (157; 158) sowie politisch-moralischen Ansprüchen genügen könne, empfehlen und begründen Schmied-Kowarzik und Gamm die kategoriale Erweiterung von Pädagogik (als Theorie der Erziehung), der eine um den »ethischen Grundgedanken« dialogischer Gesittung (ebd.), der andere um den Begriff »Entfremdung« (192). Der eine, Schmied-Kowarzik, erhofft sich die Umkehr der apokalyptischen Richtung unserer Geschichte von der sittlichen »Bewußtseinsbildung der Individuen und ihr(em) vereinigte(n) politische(n) Handeln« (168), der andere, Gamm, konstatiert dagegen den »Hoffnungsverlust bezüglich der Bildungsgeschichte« (191) und besteht als einziger in der Reihe deshalb darauf, den »ethischen Mittelpunkt« von Pädagogik »aus dem Kontext gesellschaftlicher Arbeit« zu bestimmen (189). Damit kommen die politisch-ökonomischen Verhältnisse in den Blick pädagogischer Theorie, die im Regelfalle zur »Kritik und Orientierung« des von ihr begriffenen Handelns doch auf ihren Ideenapparat zurückgreift, wie dies der Beitrag von Benner (171) auch demonstriert. Skepsis gegenüber der ungebrochenen ideellen Tradition Allgemeiner Pädagogik(en) und dem erkenntnistiftenden Funktionieren ihres Diskurses meldet zuletzt Ruhloff an. Er schlägt in der gegenwärtigen 'destabilen' Theoriesituation einen »skeptisch-deintegrierenden Diskurs« vor (216), der auf systematische Einheitsstiftung verzichtend, sich auf Kritik, auf das Prüfen von Theorieofferten und -entwürfen beschränkt. Solcher Vorschlag ist geschult am postmodernen Denken, zu dem er wie auch der Beitrag von Jan Maschelein (s.u.) über den pädagogischen Tellerrand hinaus eine Verbindung stiftet.

Die Auseinandersetzung mit postmodernem Denken à la mode française findet in den beiden folgenden Bänden statt. Der von Benner herausgegebene Band dokumentiert, wie sich Pädagogik und Erziehungswissenschaft zur Moderne und in der Moderne verhalten – nämlich gespalten. Repräsentiert in der überschaubaren Anzahl ihrer wortführenden theoretischen Köpfe (siehe die o.a. Bände) nimmt Erziehungswissenschaft die Moderne als Schreckens- und Zerfallszeit wahr, um sich einerseits auf die humanistischen Ideale pädagogischer Tradition zu besinnen und sich andererseits selbst zu bezweifeln oder auch umzuformieren im Anschluß an die besagten

Theoreme aus Frankreich. Unabhängig und, wie mir scheint, auch ziemlich ungehört von diesem 'postmodernen' Theoriediskurs setzt Pädagogik ihr historisches Verbesserungswerk fort in der Auseinandersetzung mit den und der Erforschung von gegenwärtig real existierenden pädagogisch-politischen Problemen. Wie diese sich den einzelnen Bereichen pädagogischer Arbeit stellen, und wie praktische Pädagogik als deren Summe damit heute dasteht, dokumentiert der Kongreßband ebenso. Nachlesen! – Von den öffentlichen Vorträgen und Ansprachen aus dem Personenkorpus der Erziehungswissenschaft (Benner, Brumlik, Gamm, Lenzen, Meyer-Drawe, Nickel, Peukert, Tenorth, Schütz – es ist *eine* Frau dabei) seien nur zwei erwähnt: derjenige von Gamm über »die bleibende Bedeutung eines kritischen Marxismus für die erziehungswissenschaftliche Diskussion«, da er sich den theoretischen (s.o.) und den politischen Inspirationen des Zeitgeistes nicht fügt; und derjenige von Tenorth »über die Unaufhaltsamkeit der Pädagogik in der Moderne«, da er die These aufstellt, daß unabhängig von offizieller (Klage-)Rhetorik sich Pädagogik mit ihren Professionsinteressen praktisch ausübt und gesellschaftlich durchgesetzt hat. Für diesen Prozeß »Laute(r) Klage (und) Stille(n) Sieg(es)« scheint mir der Kongreßbericht selbst ein Beleg zu sein.

Am oben umrissenen erziehungstheoretischen Diskurs zur Moderne beteiligt sich auf hervorragende Weise auch der von Marotzki/Sünker edierte Band mit Beiträgen der Herausgeber sowie folgender Autoren (eine Frau ist *nicht* dabei): R. Hörster, W. Lippitz, T. Meiffert, D. Misgeld, E. Porath, W. v. Reijen, W. Reese-Schäfer, A. Schäfer, A. Scherr, M. Winckler. Sie rekapitulieren zum einen solche Posten der Kritischen Theorie, die für eine Kritische Erziehungswissenschaft konstitutiv und zugleich diejenigen sind, die vom postmodernen Denken in Frage gestellt werden, also insbesondere den Subjektbegriff, den normativen Anspruch auf und an Vernunft und den wissenschaftlichen Anspruch *eines* Erklärungszusammenhangs. Zum zweiten wird die Auseinandersetzung um Moderne und Postmoderne aufgenommen. Für den pädagogischen Blickwinkel seien wiederum (leider nur) zwei Beiträge angesprochen, weil sie zwei Möglichkeiten und damit die Bandbreite der besagten Auseinandersetzung markieren. Winkler nennt die Schäden, die Pädagogik durch postmodernes Denken (d.h. durch dessen Annahme!) leidet und konstatiert für die Disziplin »Katastrophenstimmung mit Lemmingeffekt« (161), nicht ohne denkbare Auswege anzuzeigen. Auf solchem Wege ist bereits Marotzki; als »Grundlagenarbeit« in der Tat auch gegen »das Lagerdenken ... zwischen Moderne hier und Postmoderne da« systematisiert er die »Herausforderungen für Kritische Erziehungswissenschaft durch die Philosophie J.-F. Lyotards« (193) und führt vor, wie man mit ihr konstruktiv und daher auch produktiv im Erziehungsdenken umgehen kann.

Als »Kontrast zur ästhetischen Postmoderne« setzt Oelkers den von ihm herausgegebenen Band. Mit »Aufklärung, Bildung und Öffentlichkeit« ist der Begriffsrahmen abgesteckt, innerhalb dessen sich Pädagogik hier zum wiederholten Male historisch (vornehmlich kulturgeschichtlich) ihrer systematischen Grundlagen vergewissert. Die zentrale Aufmerksamkeit gilt im vorliegenden Falle der Öffentlichkeit als realer Konstituante und als politisch-moralischem Prinzip (zu dem sie erhoben wurde), der Dialektik von Lernen resp. Bildung (Pädagogik) und Aufklärung (Politik). »Aufklärung als Lernprozeß« ist dann auch das Thema von Oelkers selbst. Die weiteren Autoren (eine Frau ist *nicht* dabei) sind: A. MacIntyre und W. Feinberg, die am Beispiel Schottlands resp. der Vereinigten Staaten Formen der gebildeten Öffentlichkeit rekonstruieren und deren Möglichkeit in der Moderne diskutieren; MacIntyre hält sie für verloren, Feinberg widerspricht ihm; ihre Binnenkontroverse kreist um die politische Einschätzung des Strukturwandels bürgerlicher Öffentlichkeit insbesondere

in puncto Wertkonsens. J. Maschelein, der existenzialistisch und postmodern philosophierend den bekannten »Wandel der Öffentlichkeit« mit dem »Problem der Identität« verbindet, die Pädagogen auf die ab ovo gegebene und durch die Geburt manifeste Einzigartigkeit oder je individuelle Andersartigkeit menschlicher (i.e. auch kindlicher) Existenz verweist sowie den sozialen Ort von Öffentlichkeit (aufgefaßt als Versammlung individueller Existenzen) erörtert. H. Titze, der die historische Dynamik von Bildung und Modernisierung systemtheoretisch zu fassen sucht. H.-E. Tenorth, der die »Widerspruchsrhetorik« der modernen Pädagogik beleuchtet, um sie als analytisch, nicht als realistisch begründet zu durchschauen. H. Harten, der dem Zusammenhang von »Aufklärung, Öffentlichkeit und Terreur in der französischen Revolution« nachgeht (135). F. Osterwald und L. Criblez schließlich tragen zum historischen Komplex 'Bildung und Öffentlichkeit' jeder ein Beispiel bei, nämlich Condorcet und den Kanton Bern, letzterer meines Wissens hierzulande noch unerforschtes Terrain in Sachen Pädagogik und Aufklärung.

Wem nach soviel Gedankenarbeit und sekundärem Schreiben über Erziehung und Erziehungstheorie der Sinn danach steht, pädagogische Erkenntnis an den Quellen aufzusaugen oder die Autoren selbst zu lesen, die im derzeitigen pädagogischen Diskurs ständig beansprucht werden, dem sei die von Scheuerl besorgte Edition empfohlen. Sie enthält 72 (!) Quellenstücke, mit wenigen Ausnahmen alles Autorentexte (von Comenius [1657] bis A. Flitner [1983], vier (!) Frauen sind dabei) – sie enthält also eine kleine Bibliothek. Freilich kann sie eine solche nicht ersetzen, zu selektiv sind die Texte, zu kurz die Textauszüge; aber das will sie auch gar nicht. Sie will für Pädagogik interessieren, in pädagogisches Sehen und Denken einführen und die »Lust« an (pädagogischer) Erkenntnis sowohl bedienen als auch schüren. Dies zu leisten ist der Band höchst geeignet. Er bringt eine so knappe wie instruktive Skizze zur Pädagogik in ihren Anfängen, Leistungen und Problemen, deskriptive Bemerkungen zu jeder der zwecks Einteilung gewählten historischen Epochen, biographische Hinweise zu jedem Autor, dazu weiterführende Literaturangaben nebst Anmerkungen und ist im übrigen mit einem vollständigen Namensregister erschlossen. Auch in formaler Hinsicht (Quellennachweis, Kennzeichnung, Zitierweise) finde ich an dem Band nichts zu pinseln. Zur Auswahl der Dokumente (Texte) hätte ich freilich die Anmerkung, daß materialistisches Denken über Erziehung kaum vertreten ist, empirische pädagogische Wissenschaft oder auch der Streit um sie nicht zu Wort kommen, daß »Pädagogik unterm Hakenkreuz« mit vier »Tätern«, aber nur einem »Opfer« dokumentiert wird (7), daß der »Blickwechsel« hinüber zu den Adressaten von Erziehung nur für eine Epoche vollzogen wird (6) – doch sei dies der unvermeidlichen »Willkür und Subjektivität« des Herausgebers zugestanden (19); es ist nämlich im Ergebnis unerheblich. Im Ergebnis führt der Band Pädagogik vor in ihrem historischen Hin und Her zwischen Allmacht und Ohnmacht, Pessimismus und Optimismus, Freiheit und Zwang, Erfolg und Versagen – woran schließlich ihr 'postmoderner' Diskurs auch nur ein Teil, vielleicht schon nicht mehr der jüngste, ist.

Gisela Miller-Kipp (Hamburg)

Müller, Klaus E., und Alfred K. Tremel (Hrsg.): Ethnopedagogik. Sozialisation und Erziehung in traditionellen Gesellschaften. Eine Einführung. Dietrich Reimer Verlag, Berlin 1992 (260 S., br., 34,- DM)

Die Ausdifferenzierung in pädagogische Teildisziplinen scheint nicht enden zu wollen. Als neueste Abteilung ist von einem Kreis von WissenschaftlerInnen die Ethnopedagogik inauguriert worden. Der vorliegende Sammelband soll eine Einführung liefern. Ob es sich nur um einen neuen Namen für ein bekanntes Gebiet handelt

oder um einen Sammelbegriff für bislang verstreute Arbeiten, ob zu dieser neuen Spezialisierung eine Notwendigkeit besteht oder ob sie sich nur dem Ehrgeiz einiger AutorInnen verdankt, das vermag ich nach der Lektüre dieses Bändchens nicht zu sagen. Daß der Begriff Ethnopedagogik nicht unumstritten sei, wird im Vorwort konzediert. Er entspreche der englischen Bezeichnung »Anthropology of Education«. Ethnopedagogik soll die traditionelle Erziehung einer Gesellschaft aus ihrer eigenen Perspektive heraus zum Gegenstand haben (Müller, 8). Der Ansatz erscheint demnach ausgesprochen konservativ. Wie verschiedene Beiträge zeigen, ist man sich aber dessen bewußt, daß es 'ursprüngliche' oder gar unberührte Kulturen nicht mehr gibt und daß die Entwicklung zur Weltgesellschaft neue Anforderungen mit sich bringt. Stellenweise scheint man sich die gleichen Aufgaben setzen zu wollen wie die »Bildungsforschung mit der Dritten Welt« oder die »Dritte-Welt-Pädagogik« – eine zugegebenermaßen in mehrfacher Hinsicht problematische Bezeichnung. Aber ist »Ethnopedagogik« glücklicher gewählt? Anderswo ergeben sich Gemeinsamkeiten mit der interkulturellen Erziehung, dort nämlich, wo bilinguale und bikulturelle Bildungsprogramme für Minderheiten behandelt werden. Ethnopedagogik hat nach Tremel zwei Bezugsdisziplinen, nämlich die Ethnologie und die Pädagogik (113). Wie sich aus den »Überschneidungsbereichen« (ebd.) eine eigene Fragestellung entwickeln ließe, bleibt auch nach dem wissenschaftstheoretischen Traktat des Autors ungeklärt.

Erny und Rothe sehen folgende Aufgabenstellungen für die Ethnopedagogik (109f.): erstens »das Studium der traditionellen, in der Hauptsache informellen Erziehung«, zweitens »vergleichende Untersuchungen informeller – und nicht nur traditioneller Erziehungssysteme« – bisher die Domäne der (freilich noch wenig entwickelten) kulturvergleichenden Sozialisationsforschung –, drittens Entwürfe für eine formale Bildung, die kulturspezifische Erziehungstraditionen einbezieht, aber gleichzeitig »Anpassungsfähigkeit« gegenüber den Erfordernissen der Moderne intendiert, und viertens die »Entwicklung und Evaluierung von Bildungshilfeprogrammen«.

Bei der Zusammenstellung der Beiträge für den Band hat man sich offenbar an diesem Programm orientiert. Am Anfang stehen drei Aufsätze über »Sozialisation und Erziehung in traditionellen Gesellschaften«, und zwar über »Kindheitsvorstellungen« (K.E. Müller), frühkindliche Sozialisation (Grohs) und »Initiationen« (K.E. Müller). Die Beiträge von Müller, so interessant sie sind, kranken daran, daß bei dem Versuch der Generalisierung der jeweilige kulturspezifische Kontext verloren geht. Grohs vermeidet dies durch ein exemplarisches Vorgehen. Im zweiten Teil geht es um die Aufgabenstellung der Ethnopedagogik. Erny und Rothe bieten den LeserInnen eine historische und eine »systematische Annäherung«. Tremel reflektiert »wissenschaftstheoretische Überschneidungsbereiche«. Sehr informativ ist der historische Beitrag von Erny und Rothe über die verschiedenen Zugänge zum Problemfeld seit dem 19. Jahrhundert. Im dritten Teil beleuchtet Adick »Praxis und Effekte der Kolonialpädagogik«. Bemerkenswert erscheinen ihr die mit den intendierten Effekten unvermeidlich verknüpften subversiven, für die Kolonialherrschaft dysfunktionalen Elemente. Laaser referiert über Bildungselend und Bildungshilfe, wobei er auch ein Licht auf die fragwürdigen Interventionen der Weltbank wirft. Der Aufsatz von Schierle informiert über »Alternative Perspektiven in der Schulerziehung von US-amerikanischen Indianern und australischen Aborigines«. Sie stellt kenntnisreich, zum Teil aus eigener Anschauung, verschiedene Projekte bilingual-bikultureller Erziehung vor.

Am Schluß sind unter der Überschrift »Pädagogik des 'Wilden'« zwei Essays von Tremel und Oelkers versammelt. Tremel möchte an der Geschichte der Entdeckung

und Zähmung der beiden indischen Wolfskinder Kamala und Amala Wesenszüge der aufklärerischen Überwältigung des »Wilden« herausarbeiten. Daran schließen sich die erziehungsgeschichtlichen Reflexionen von Oelkers über die Stilisierung des Wilden durch Rousseau und über Entwürfe einer »natürlichen Erziehung« an. Ungeachtet des hohen Niveaus dieser abschließenden Beiträge wird der Stellenwert für die »Ethnopedagogik« nicht klar. Außerdem hat mich die Befürchtung beschlichen, daß eine Kritik des pädagogischen Denkens folgenlos bleibt, wenn sie die gesellschaftliche Formbestimmtheit nicht mitreflektiert. Auch mir wird die damit vermittelte Verzweiflung »am Ende lästig« (Goethe, zit. n. Oelkers, 235). Insgesamt ein Sammelband mit recht unterschiedlichen Beiträgen, was Informationsgehalt und Fragestellung betrifft.

Georg Auernheimer (Marburg)

Bernhard, Armin, und Jürgen Eierdanz (Hrsg.): Der Bund der entschiedenen Schulreformer. Eine verdrängte Tradition demokratischer Pädagogik und Bildungspolitik. dipa-Verlag, Frankfurt/M. 1991 (200 S., br., 26,- DM)

Die Debatte um die 'Aufarbeitung' der NS-Vergangenheit in der Pädagogik, um die Rolle der etablierten Pädagogik 1933 und um die 'Verdrängung' vermeintlich fortschrittlicher Ansätze der Pädagogik der Weimarer Republik durch die Pädagogik der Nachkriegszeit wurde in den letzten Jahren in der deutschen Erziehungswissenschaft teilweise recht heftig geführt. Geübt in der Lektüre solcher 'Verdrängungsliteratur', erwartet man eine kräftige Schelte der traditionellen, bürgerlichen, etablierten Pädagogik und eine ungebrochene Bejahung des zu Unrecht vergessenen Ansatzes des Bundes entschiedener Schulreformer (BESch). Doch wird man hier, zumindest teilweise, eines Besseren belehrt.

Zwar herrschen in der Einleitung und in manchen Abhandlungen noch die Urteile der oben genannten Art vor, doch ist der Ansatz einer Infragestellung ungebrochener Bejahung nicht zu übersehen. Kleinere Ungereimtheiten der Argumentation spiegeln schon die Schwierigkeit der Beurteilung einer sich ambivalent darstellenden Tradition. So wird dem BESch einerseits Marginalität, andererseits wesentliche Mitbestimmung der pädagogischen und bildungspolitischen Diskussion in der Weimarer Republik zugeschrieben; seine demokratische Organisation wird gewürdigt, obwohl er alles andere als demokratisch organisiert war (mit einem Paul Oestreich an der Spitze, dessen autokratisches Verhalten einige Gründungsmitglieder zum Austritt veranlaßte); sein Ansatz wird geschildert, doch zugleich festgestellt, daß der BESch in sich sehr vielfältig war und das Gemeinsame fast nur in der Vorstellung lag, »daß über Erziehung und Bildung Gesellschaft entscheidend verändert werden könne und gesellschaftliche Fortschritte erst vermittelt pädagogisch initiiert Bewußtseinsprozesse ihr humanes Fundament erhielten« (7); der Antifaschismus wird gerühmt, obwohl doch dem Leser vieler Äußerungen Oestreichs und einiger seiner Mitstreiter die Haare zu Berge stehen ob der Affinitäten zum NS-Sprachgebrauch.

Man fragt sich, worin der Unterschied besteht zu den kritisierten Verdrängern, wenn G. Koneffke feststellen kann, daß das Vokabular des BESch »gelegentlich bemerkenswerte Übereinstimmungen mit dem Vokabular des politisch reaktionären Irrationalismus aufweist« (15). Diese Feststellung wird als Verharmlosung überdeutlich sichtbar durch die Lektüre zweier Aufsätze, an denen der eine Herausgeber, Eierdanz, beteiligt ist. Hier wird klar ausgesprochen, daß Paul Oestreich und andere exponierte Mitglieder des BESch romantisierenden Volksgemeinschaftsvorstellungen anhängen; daß sie Themen und Argumentationsmuster der Nazis aufnahmen, »und zwar nicht, um sie mit anderen Inhalten zu füllen« (56; vgl. 104); daß sie den deutschen Faschismus bis Ende der zwanziger Jahre weitgehend ignorierten (>Die

Diskussionsthemen dokumentieren eine präventive Entpolitisierung, die mitunter bis zur Anbiederung an die Nationalsozialisten ging«, ebd., vgl. 107) und teilweise »in auffälliger Anlehnung an die faschistische Pädagogik« (ebd.) dem völkischen Mythos huldigten; daß Paul Oestreich 1932 sogar feststellen konnte, daß die meisten Gedanken des NS-Pädagogen Ernst Kriek bei ihm selbst schon viel früher formuliert waren (108); daß also auch im BESch ein »höchst ambivalentes Verhältnis zum deutschen Faschismus« herrschte (105), sein »Standort zwischen Volksfront und Volksgemeinschaft« lag (ebd.), ja auch eine »zeitweilige Verführbarkeit gemeinhin als fortschrittlich eingeschätzter Pädagogen« (113) konstatiert werden muß.

Doch letztendlich versucht auch Eierdanz, dem ja als Mitherausgeber die Widersprüche in den Zuschreibungen nicht entgangen sein können, den BESch als bedenkenswerte Tradition zu retten. Dies geschieht mit Kategorien, die einerseits im Politischen (die parteipolitische Anlehnung an die SPD ist eindeutig, damit auch die Bejahung der Republik) liegen und zeigen, wie wenig distinkt eine Zuschreibung »links« für die Weimarer Republik sein kann, die andererseits im Pädagogischen deutliche Berührungspunkte zur verpönten geisteswissenschaftlichen Pädagogik zeigen, z.B. negativ in der geteilten Ablehnung einseitig kognitiv orientierter Schule, positiv im Bildungsgedanken (bei Oestreich allerdings unter Erziehung subsumiert), der das ganze Subjekt und seine Selbsttätigkeit betont. Dieser Rettungsversuch ist nicht nur politisch legitim, denn es gab im BESch auch eine eindeutig antifaschistische Strömung, wie Eierdanz herausstellt (106f.), sondern auch pädagogisch nötig; er zeigt allerdings, daß eingefahrene Gut/Böse-Schematismen für die historische und systematische Analyse der verschiedenen Pädagogiken der Weimarer Republik nicht weiterhelfen.

Daß Ansätze zur Zerstörung oder zumindest zur Korrektur eigener 'linker' Mythen in diesem Band dokumentiert sind, macht seine besondere Bedeutung aus; daß die meisten anderen Beiträge, auf die der Rezensent, ungerecht gegen die einzelnen Autoren, nicht eingehen kann, konventionell bekannte Positionen wiederholen und die Kritik kaum berücksichtigen, ist ein Manko des Buches, das aber vor allem der ersteren wegen eine aufmerksame Lektüre verdient. Klaus-Peter Horn (Berlin)

Geschichte

Dahlheim, Werner: Herrschaft und Freiheit. Die Geschichte der griechischen Stadtstaaten (= Die griechisch-römische Antike, Bd.1: Griechenland, Reihe: UTB 1646). Schönningh Verlag, Paderborn 1992 (341 S., br., 28,- DM)

Der Althistoriker von der Technischen Universität Berlin sieht sich in einem Überlieferungszusammenhang, dessen »Erkenntnisgrundlage« durch neu gefundene Zeugnisse nicht verändert wird. Das unterscheidet sein Projekt von der *Fontana History of the Ancient World*, deren Herausgeber Murray gerade mit dem Anspruch auftritt, dem Publikum neue Entdeckungen zugänglich zu machen, die das Bild der Antike verändert haben. Dahlheim rückt dagegen in die Tradition des antiken Höhenkammdiskurses ein, um auch auf das zu »achten«, was noch die »Eltern« auf der »Schulbank« lernten (13). Er beginnt mit der Entstehung der »Kultur« auf Kreta (17). Die Fresken mit den »barbusigen Hofdamen« oder die »todesverachtende Akrobatik der kultischen Stierspringer« besitzen für ihn einen »zeitlosen Charme«. Die Architektur der Macht, die sich in den minoischen Palästen manifestiert, verklärt der Historiker zu einer »lebensfrohen und friedlichen Hofhaltung« (23). Dahlheims Fokus aber sind die Begriffe »Herrschaft und Freiheit« (14). Im Kern faßt er antike

Geschichte als Stadtgeschichte. Die »Grundidee vom Staat« bestehe in der »Herrschaft des Gesetzes«. Diese etablierte sich zu Beginn des 6. Jahrhunderts im von Klassenkämpfen geschüttelten Athen unter dem Vermittler Solon als »Eunomie« (wörtlich etwa »Wohlgesetzlichkeit«) (144ff.). Am Ende des 6. Jahrhunderts führte der Reformler Kleisthenes die »Isonomie« ein »(*isos*: gleich, *némein*: verteilen)«. Der Begriff stand für die »Gleichheit derer in der Volksversammlung, die gemeinsam mit den Aristokraten als Hopliten für die Stadt in den Kampf zogen« (155). Von »*demokratía*«, »Herrschaft des Demos«, war erstmals nach dem Jahr 461 v.u.Z. die Rede, nachdem Ephialtes in der Volksversammlung die Beschneidung der umfangreichen Kontrollrechte des Adelsrats (Areopag) durchgesetzt hatte (179, 182). Aristoteles faßte die Freiheit (*eleuthería*) als Grundlage der Verfassung, die er als »demokratisch« bezeichnete (*he demokratiké politeía*). Diese *eleuthería* war das Privileg einer Klasse von Politen, die sich dabei abwechselten, zu herrschen (*árchein*) und beherrscht zu werden (*árchesthai*) (Politik, 1317a40). Die attischen Politen erfuhren ihren Anteil an der Macht durch die Mitwirkung im Gerichtswesen, im Rat und schließlich in der Volksversammlung, der *ekklesia*. Offenbar besaß ihre *demokratía* einen spezifischen *eleuthería*-Begriff, der die heute antagonistischen Konzepte von Herrschaft und Freiheit miteinander vereinbar machte. Dahlheim versteht die »Freiheit des Bürgers« in der modernen Demokratie als »Freiheit vom Staat«. Dennoch geht er von einer »Vergleichbarkeit« der beiden Begriffe von Demokratie aus. Die Gleichheit des modernen Bürgers vor dem Gesetz analogisiert er mit der Gleichberechtigung der attischen Politen, obwohl er weiß, daß »Frauen, Sklaven und Fremde« bei diesen keine politischen Freiheitsrechte besaßen (198). Paul Veyne und Moses Finley betonten auch die grundsätzliche Andersheit des militanten Engagements der attischen Politen in ihrem Gemeinwesen gegenüber der politischen Apathie der modernen Bürger. Dieser Unterschied hängt unmittelbar zusammen mit der grundsätzlichen Andersheit des modernen Staates im Vergleich zur antiken Polis. Staatliche Institutionen stehen heute weit »jenseits« der Gesellschaft. Auch wenn Fraktionen der politischen Klasse sich bei der Ausübung der politischen Macht gelegentlich abwechseln, kann von einer direkten Teilhabe an ihr durch die Bürgerschaft nicht die Rede sein. Auch die aristotelische *Eleuthería* und das modern-demokratische Freiheitskonzept lassen sich deutlich unterscheiden: *Eleuthería* beruht auf Ungleichheit, ist ein Privileg der gleichsam als »Freiherrn« Geborenen, auch verpflichtet sie zu permanenter politischer und militärischer Beteiligung; die moderne »Freiheit« ist formell egalitär, bedeutet eine Einschränkung des Staates beim Zugriff auf den Bürger und ist auch mit Politikverdrossenheit problemlos vereinbar.

Während des Peloponnesischen Krieges in der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts wurden die Terme »Freiheit (*eleuthería*)« und »Autonomie (wörtlich: sich selbst das Gesetz geben)« im Denken der griechischen Poleis, die in Athens Seebund gepreßt worden waren, gekoppelt. Das »Begriffspaar« bildete die Parole derjenigen, die eine von Athen unabhängige Gesetzgebung anstrebten (176). Diese Prinzipien wurden im weiteren Verlauf der Geschichte derart hochgehalten, daß die Herrschaftstechnik Makedoniens darauf reagierte. Trotz seiner Hegemonie in Griechenland ab 338 v.u.Z. beließ es den Poleis wenigstens die »Illusion von Freiheit und Autonomie« (283). Dahlheims Buch endet mit einem Blick auf die etwa 300 Städte, die Alexander und die ihm nachfolgenden Könige gründeten. Alexandria in Ägypten, Antiochia in Syrien oder Seleukeia am Tigris waren bedeutend größer als das klassische Athen und nur dem Rom der frühen Kaiserzeit vergleichbar. Diese griechischen Poleis waren nach Dahlheim »politisch« von einem »König abhängig«, »rechtlich« hingegen »in jeder Beziehung frei«. Walbank sieht das in der *Fontana History* anders. Zwar

gewährten die hellenistischen Könige diesen Städten gewöhnlich Steuerfreiheit oder mischten sich nicht in Fragen der inneren Organisation ein, aber das Münzrecht, das in der Vergangenheit die Freiheit einer Stadt anzeigte, gaben sie nicht ab. Die Allianz dieser Poleis mit den Königen gründete sich auf den Gegensatz zur orientalischen Bevölkerung, die einer »Fremdherrschaft« unterworfen wurde (296f.).

Dahlheim bemüht sich (u.a. mit einem Glossar), einen Zugang zum System der altgriechischen Bezeichnungen für politische Institutionen und Funktionen zu ermöglichen, ohne aber die Konsequenz zu ziehen und die fremde Ordnung dieser Gesellschaft hervortreten zu lassen. Auch wenn er einen dicht gefaßten, chronologischen Abriss der griechischen Antike bietet, stellt er keinen wirklichen Zusammenhang her, verfolgt insbesondere nicht die Transformation der Konzepte von »Herrschaft und Freiheit«, und eine Antwort auf die Frage, wie sich innenpolitische Rotation zwischen Herrschenden und Beherrschten, außenpolitische Autonomie und Unterwerfung der Fremden zusammendenken lassen, bleibt er schuldig.

Thomas Schwarz (Berlin)

Giardina, Andrea (Hrsg.): Der Mensch der römischen Antike. Campus Verlag, Frankfurt, New York, Paris 1992 (429 S., Ln., 48,- DM)

Der Sammelband enthält nicht – wie der Titel nahelegen könnte – anthropologisch aufgeladene Ideen zur Beschreibung eines historischen Persönlichkeitstyps, sondern historisch-ethnographische Studien zu verschiedenen sozialen Gruppen der römischen Antike. Untersucht werden, immer in den Grenzen des vorhandenen Materials, insgesamt elf Gruppen: Bürger (*civis romanus*), Politiker, Priester, Jurist, Soldat, Sklave, Freigelassener, Bauer, Handwerker, Kaufmann, Armer, Bandit. Hinzugefügt sind eine Einleitung von Giardina sowie ein Nachwort von Paul Veyne über »Humanitas: Die Römer und die anderen«.

Das Resultat ist eine Art sozialer Enzyklopädie der römischen Gesellschaft. Anspruch Giardinas ist es, gängige Gemeinplätze über *den* Römer aufzulösen und exaktes Wissen an ihre Stelle zu setzen. Er macht als Quelle dieser rassistischen, im Faschismus wieder zu Ehren gekommenen Vorstellungen, die ausgehende Antike aus. In ihr sei das Bild vom frommen und disziplinierten Römer, der zur Eroberung eines Weltreichs befähigt war, geprägt worden. Giardina stellt die Frage, ob es überhaupt sinnvoll sei, angesichts der räumlichen und zeitlichen Dimensionen der römischen Kultur von dem »Römer« zu sprechen. Er antwortet mit »Ja« und führt als wichtigstes Argument die relative Stabilität der römischen Gesellschaftsordnung ins Feld.

In den meisten Studien des Bandes wird dagegen die Unterschiedlichkeit von sozialer Situation und sozialer Rolle der untersuchten Personengruppen betont. Der Zwang, fast 1000 Jahre Geschichte sozialer Gruppen zusammenzufassen, gelingt auch nur um den Preis essayistischer Verkürzung, selbst wenn die Schilderung des Wandels in den Vordergrund tritt. So deutet Claude Nicolet die enormen Veränderungen an, die der Begriff des *civis romanus* von der Zeit der Hannibal-Kriege bis zur Kaiserzeit durchlief: Zu Beginn ein klar definierter juristischer Status, wurde er zu einer Art »Beruf«. Egalitär wirkte der Titel kaum, es blieb stets bei der Spaltung zwischen privilegiertem Staatsvolk und den übrigen Bewohnern des Reichs. Aus der militärischen und fiskalischen Einteilung der Bürger Roms rekrutierte sich außerdem eine politische Kaste, zwischen deren Parteien die politischen Kämpfe ausgegetragen wurden – ohne daß je die gesellschaftliche Ordnung in Frage gestellt wurde.

Nach John Scheid waren es ca. 400 Männer, davon 250 Priester, die um das Jahr Null herum ca. 4 Millionen männlichen Staatsbürgern als Staatsgewalt gegenüberstanden. Die Republik erscheint auch bei ihm als jene Phase, in der sich zwischen

den herrschenden Gruppierungen eine neue Arbeitsteilung ausbildet und die Priester eigenständige, von den Magistraten getrennte Funktionen erlangen. Augustus als Pontifex Maximus habe sie wieder zusammengeführt.

Parallel zu diesen Differenzierungen verlief die Entwicklung der Jurisprudenz, von Priestern unterschiedene Juristen traten auf. Aldo Schiavone beschränkt sich in seiner Abhandlung zu ihnen allerdings auf eine allgemeine Beschreibung. Jean-Michel Carri wählt einen anderen Weg: Seine Untersuchung über den Soldaten konzentriert er auf die frühe Kaiserzeit, in der sich das Berufssoldatentum herausbildete. Die Folge sei eine negative Bewertung des Soldatenberufs in der öffentlichen Meinung gewesen und faktisch sei der »Zivilist« als Gegentypus geschaffen worden.

Die folgenden Arbeiten über die Unterschichten Roms umreißen vor allem die entscheidenden Brüche in der sozialen und wirtschaftlichen Lage der Sklaven, Bauern und Freigelassenen zwischen 200 vor und 200 nach u.Z., d.h. zwischen dem Übergang zur rationellen Nutzung von Sklavenarbeit und dem beginnenden Zusammenbruch dieser Wirtschaftsweise. Diese Wandlungen waren entscheidend für die Lage der Bauern, der städtischen Armut und der Freigelassenen. Die aus ihnen resultierenden sozialen Differenzierungsprozesse, die lange Zeit ohne Folgen für die gesellschaftliche Ordnung blieben, führen Paul Veyne im Schlußbeitrag wieder zu der Frage, wie angesichts der erkennbaren sozialen Dynamik die langdauernde Stabilität des Reichs möglich war. U.a. führt er das nach dem Ende des Bürgerkriegs erreichte Wohlstandsniveau an, das einen relativ toleranten Umgang verschiedener Kulturen, Religionen und auch sozialer Gruppen ermöglichte. Die römische Zivilisation sei »so ungerecht und grausam ... wie viele andere« gewesen und vermittele doch auch »den Eindruck einer liberalen, offenen und gelassenen Gesellschaft« (409f.). Die negativen Faktoren kommen leider zu kurz wie z.B. die brutale Ausplünderung entfernter Provinzen, die im 1. Jh. v.u.Z. etwa in Spanien und Gallien auf ein neues Niveau gehoben wurde und deren Resultate allen gesellschaftlichen Schichten zugute kamen, bzw. die Erschließung neuer Siedlungsräume nach Ausrottung der einheimischen Bevölkerung. Generell hätte etwas mehr Analyse der ökonomischen Umstände dem Band gutgetan.

Arnold Schölzel (Berlin)

Kudlien, Fridolf: Sklaven-Mentalität im Spiegel antiker Wahrsagerei (Bd.23: Forschungen zur antiken Sklaverei ... der Akademie der Wissenschaften und der Literatur, Mainz). Franz Steiner Verlag, Stuttgart 1991 (192 S., br., 58,- DM)

Gegen die Auffassung vom Sklaven als »bloßem« Werkzeug seines Herrn (14) will Kudlien das »eigentlich 'Menschliche'« der Sklaven-Mentalität in Quellen »'niederer' Wahrsagerei« von »Homer bis in die Spätantike« suchen (10, 19). Der Kieler Professor rekonstruiert aus auf Sklaven gemünzten und weitgehend stereotypisierten Orakeltexten eine Liste sklaventypischer Elemente. Ein Sklave habe demzufolge im Verhältnis zu seinem Herrn sowohl Trägheit, Aufsässigkeit, Fluchtneigung und Hinterlist als auch Arbeitswille, Loyalität und Rechtschaffenheit etc. an den Tag gelegt. Kudlien stößt darauf, daß die meisten der von ihm gesammelten Elemente nicht »exklusiv sklaventypisch« sind. Er schließt daraus, daß es sich bei »Grundzügen der Sklavenmentalität« wie »Hoffnung auf Gewinn« oder »Konformismus« um »Allgemein-Menschliches« handle. Er erklärt daher seinen Gegenstand als »bürgerlich«; noch »genauer« will er von »kleinbürgerlicher« Mentalität sprechen« (157-160). Kurz, er schreibt dem Bürger einen universalen Status in der Geschichte zu. Die Besonderheiten der bürgerlichen Klasse lösen sich im Mythos von einer bürgerlichen Menschheit auf. Eine solche Imagination entsteht einhergehend mit einer Abstraktion von der historischen Spezifik antiker »vulgärer Wahrsagerei«, die der

Autor als immer vorhanden auch in »Kartenlegerei« oder »Horoskopstellerei« der heutigen »Illustrierten« wiedererkennen will (22ff.). Als Kunden der antiken Wahrsager traten in der Regel »Hausklaven« auf, und da »Minen- und Betriebsklaven« wegen ihrer »harten Lebensbedingungen« dazu kaum »Gelegenheit« hatten, beschränkt der Historiker seine Untersuchung auf die Domestiken (25). Im ersten Kapitel über die »Mentalität Freier« und im zweiten über die der Sklaven wird die Möglichkeit, daß sich zwischen beiden Parteien ein »positives menschliches Verhältnis« etablieren kann, betont (vgl. 37ff., 44f., 62, 86-89, 120). Das mag es ungeachtet dessen, daß Sklaven in der Struktur der antiken Produktionsweise auf der Position der Ausgebeuteten funktionierten, immer wieder gegeben haben. Die Frage stellt sich, warum Kudlien so penetrant auf dieser Sichtweise bestehe. Ein roter Faden durch sein Buch ist die Auseinandersetzung mit dem 1986 verstorbenen Althistoriker Moses Finley, der als Kritiker antiker Herrschaftsverhältnisse bekannt ist (12, vgl. 44f., 51, 131f., 165ff.; und dazu Finley, *Die Sklaverei in der Antike*, Frankfurt/M. 1987, 115, 119, 133, 180, im folgenden: F). Finley erklärt das Phänomen, daß es »treu ergebene Sklaven gab«, damit, daß sich »brutal entwurzelte Menschen«, die »neuen psychologischen Halt« suchen, oft denjenigen zuwenden, »in deren Gewalt sie sich befinden«. Ein solches Unterordnungsverhältnis lasse sich auch »in den Konzentrationslagern der Nazis finden« (F 125). Kudlien kritisiert Vergleiche antiker mit moderner Sklaverei und insbesondere mit der Situation von »KZ-Häftlingen« scharf als 'popularisierend' (12ff., 152ff.). Daß Sklavenbesitzer die »Fluchtneigung« ihrer Sklaven als »Erkrankung« ansahen, regt Kudlien aber selbst zu historischen Analogien mit dem »Süden« der USA und der »sowjetischen Mentalität« an, wo das »Fluchtstreben von Negersklaven« oder ein »Dissident« als »geisteskrank« galten (57f.). Das Forschungsprogramm der Mainzer Akademie zur antiken Sklaverei ist im Kalten Krieg unter antikommunistischen Vorzeichen entstanden, die auch bei Kudlien durchschimmern. Finley erklärt, wie Historiker in diesem Rahmen den klassischen Humanismus durch »Zugeständnisse« vor der Kritik zu retten versuchen: Sie verschweigen nicht, daß Sklaverei bei den Alten existierte, sind aber bemüht um den Nachweis ihrer »Humanität« bei der Anwendung von Sklaven (F 70). Finley vertritt direkt gegen den Medizinhistoriker Kudlien die Auffassung, daß eine »medizinische Behandlung« von Sklaven sowenig wie Maßnahmen für eine »verletzte Kuh« eine »Gewähr für eine humanitäre Ethik« bieten (F 126). Kudlien dagegen insistiert, daß der »in den Haushalt integrierte Sklave« im Krankheitsfall gute, »menschliche Anteilnahme« von seinem Herrn erfahren konnte (55, 64). Nach Finley war die »menschliche Qualität« von Sklaven für ihre Besitzer kein »Widerspruch« dagegen, mit ihnen zu handeln und sie zu Tode zu schinden wie Pferde; die Sklavenbesitzer setzten ihren 'lebendigen Besitz' »in seiner Menschenwürde« herab, indem sie »einen männlichen Sklaven jeden Alters als 'Junge'« (*pais/puer*) anredeten (F 86f., 115). Kudlien verwirft dies polemisch als »moralisierende Geschichtsbetrachtung« und liest aus dieser Bezeichnung die »Chance« des Sklaven, als »Kind« angenommen zu werden, heraus (39). Finley greift die 'Humanität' der Sklavenhalterideologie an, indem er auf die »uneingeschränkte« Verfügungsgewalt der Herrn über die Sklaven »in sexueller Hinsicht« hinweist (F 114). Kudlien behandelt diese »Sexualität« als »reziproke(s) Intimverhältnis«. Finley berühre »nur eine Seite« des »Problems«, das Kudlien relativiert, indem er daneben »sexuelle/homoerotische« Verhältnisse zwischen Sklave und Herr zur angenehmen Seite des Sklavenlebens zählt (40, 157f.). Fazit: Kudlien übersetzt paternalistische Ideologie in seinem Untersuchungsmaterial unkritisch in die Schilderung von Hausklaven-Idylle. Finley ist gegen ein solches Urteil schon dadurch gefeit, daß sein Blick über die Domestikenschaft hinausgeht und die (in der Antike

sowieso zunehmend) aus der *familia* herausgelösten Sklaven einbezieht. Kudlien versucht, die für sich reklamierte Wissenschaftlichkeit »sensibilisiert-emotionalen Kritikern« wie Finley abzusprechen, nicht ohne Verständnis zu simulieren: für »Juden«, die den KZ-Staat erleben mußten, sei diese Perspektive auf die Sklaverei »charakteristisch« (150-156, v.a. 153). Diese Geste, Finleys Angriff auf die Sklavenshaltergesellschaft mit seinem Judesein quasi zu entschuldigen und die eigenen Voraussetzungen überheblich so in Szene zu setzen, daß sie den wertfreien Zugang zur Geschichte liefern sollen, hat es in sich: Mit dem Versuch, Finley auf diese Weise aus der 'seriösen' Geschichtswissenschaft auszugrenzen, begibt Kudlien sich in gefährliche Nähe zum Antisemitismus.

Thomas Schwarz (Berlin)

Schneider, Helmuth: Einführung in die antike Technikgeschichte. Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 1992 (258 S., br., 39,- DM)

Eine deutschsprachige Darstellung antiker Technik ist seit Hugo Blümmers »Technologie und Terminologie der Gewerbe und Künste bei Griechen und Römern« (1874-1887) nicht mehr veröffentlicht worden. Wohl vor allem, so der Heidelberger Privatdozent für Alte Geschichte, Schneider, weil Technikgeschichte, meist von Ingenieuren betrieben, auf die Geschichte von Erfindungen reduziert wurde. Das Konzept, Beziehungen zwischen Technik und Gesellschaft, die sozialen, politischen und ökonomischen Ursachen wie auch deren Auswirkungen zu thematisieren, wurde in den sechziger Jahren in den USA entwickelt (u.a. von Melvin Kranzberg in der seit 1960 erscheinenden Zeitschrift *Technology and Culture*) und in der BRD in den siebziger Jahren aufgegriffen (zuerst von R. Rürup und K. Hausen). Schneider skizziert diese Ansätze, um daran sein eigenes Vorhaben anzuknüpfen, »einen methodischen Ansatz für die antike Technikgeschichte zu entwickeln, der nicht die ... Defizite der älteren Forschung aufweist« (3). Daß antike Technik ein eigenständiges Forschungsgebiet darstellt – in Abgrenzung zur Technik der Bronzezeit oder des Mittelalters –, steht für Schneider, im Gegensatz zu M. I. Finley, außer Frage. Behauptet Finley, daß Techniken der Bronzezeit durch Griechen und Römer kaum eine Verbesserung erfahren haben, sieht Schneider die Konstruktion »komplizierterer, arbeitssparender Geräte« (14) als Indiz für eine wesentliche Weiterentwicklung.

Schneider gibt an Hand reichhaltigen (schrift- und nichtschriftlichen) Quellmaterials einen Überblick der verschiedenen Bereiche: *Energie* (Energieformen: Muskelkraft von Mensch und Tier, Wasserkraft seit augusteischer Zeit, Brennstoffe wie Holz und Holzkohle), *Produktion* (Agrartechnik/z.B. Schraubenpresse und Räderpflug, Bergbau und Metallurgie/Münzproduktion, Keramikproduktion/Töpferscheibe, Glasherstellung/Technik des Formschmelzens und Textilproduktion/Webstuhl), *Transport* (Landtransport/dichtes Netz gepflasterter Straßen bei den Römern und Schifffahrt/Entwicklung des Hecksteuers), *Bautechnik* (Hebevorrichtungen, Gußmörteltechnik) sowie *Infrastruktur* (Straßen und Häfen/Techniken des Hafenausbaus), *Wasserversorgung* (Verteilungsnetze, Archimedische Schraube) und *Kommunikation* (Buchwesen). Diese Bereiche sollen vor der Folie eines erweiterten Technikbegriffs – unter Einbeziehung von Arbeit, wirtschaftlichen Einflüssen sowie sozialen Ursachen und Auswirkungen – untersucht werden.

Antike Technik – von einer kontinuierlichen und in den verschiedenen Regionen gleichzeitig sich vollziehenden Entwicklung kann natürlich nicht gesprochen werden – in ihren gesellschaftlichen und ökonomischen Bedingtheiten darzustellen, gelingt dem Autor nur stellenweise. So beschreibt Schneider z.B. die unter der Voraussetzung von Bevölkerungswachstum und Urbanisierung sich entwickelnde, auf Überschüsse ausgerichtete »marktorientierte Gutswirtschaft« mit ihren ersten Ansätzen

zu »Arbeitskooperation und Arbeitsteilung« und deren Auswirkungen auf die Entwicklung der Agrartechnik (wie die Verbesserung der Pressen, die Einführung des Dresch-Schlittens und die Entwicklung der Rotationsmühle; Griechenland 6. und 5. Jh. v.u.Z., Mittelitalien 3. und 2. Jh. v.u.Z.). Dabei berührt er immer wieder die – von ihm nicht eigens thematisierte – Arbeitsteilung von Mann und Frau, z.B. in der Textilproduktion des archaischen Griechenlands. Die Bautechnik (der Flaschenzug als hellenistische Errungenschaft) entwickelte sich aus dem in öffentlichen Bauten sich darstellenden »Selbstverständnis der Polis«, innovative Wirkung entstand durch die »Zentralisierung politischer Macht«.

Zum großen Teil verliert sich Schneider jedoch in der beschreibenden Auflistung und Rekonstruktion von Geräten (wie Wassermühlen oder Glasmacherpfeife) und Verfahren (wie Gußverfahren und Münzprägung), ohne Einblick in die Organisation von Arbeit zu geben, wiewohl er verschiedene Werkstätten (wie Schmiede oder Bronzegießerei, Werkstätten, in denen Präzisionsinstrumente wie Apothekerwaagen oder medizinische Bestecke hergestellt wurden) erwähnt, auch Großbetriebe (in römischer Zeit), die sich auf bestimmte Produkte (z.B. Glas und Keramikwaren) spezialisiert hatten (vgl. dagegen Jean-Paul Morels detaillierte Darstellung des Handwerks und seiner Organisation in dem weiter oben rezensierten Band von Giardina). Auch wird keine Vorstellung einer griechischen oder römischen Ökonomie vermittelt, obwohl von der überragenden Bedeutung der Edelmetalle – zunächst als Tauschmittel, dann in ihrer »Geldfunktion« – gesprochen wird. Vielmehr stülpt Schneider moderne Begrifflichkeiten über antike Strukturen, wenn er z.B. »ökonomische Rationalität ... allenfalls in Ansätzen« (29) sieht, statt die andersartige Ökonomie in ihrer Rationalität zu beschreiben.

Dies obwohl die Analyse sich an »den feststellbaren Entwicklungen«, deren Ursachen und Auswirkungen orientieren sollte, an den Tatsachen »technischen Fortschritts in einer agrarisch strukturierten Welt« (29). Als unzulässige Rückprojektionen verwirft er selbst Auffassungen wie diese, daß die Sklavenwirtschaft ein Hemmnis für technische Innovationen darstellte (H. Diels), oder daß es sich um Agrargesellschaften handelte, deren Oberschichten Grundbesitzer mit der »Mentalität von Rentiers« waren, die kein Interesse an Innovationen hatten (M.I. Finley), oder daß die Verachtung der Handarbeit bzw. des Handwerks, dazu die entsprechend praxisfernen Ziele der Wissenschaft (K.D. White) sich hemmend auf die Technik auswirkten. Nun betrachtet aber gerade Schneider, ohne es zu merken, die Frage von Innovation aus kapitalistischer Sicht: Es »ist zunächst festzustellen, daß es in der Antike keine Unternehmerschicht gab, die aus Interesse an höheren Gewinnen eine Steigerung der Arbeitsproduktivität hätte anstreben können« (221). Und somit kann die Problemstellung, wodurch die einzelnen Innovationsprozesse ausgelöst und vorangetrieben wurden, »hier nicht erschöpfend diskutiert werden« (ebd.). Und harrt noch immer weiterer Klärung.

Susanne Kotthaus (Berlin)

Müller, Carl Werner (Hrsg.): Zum Umgang mit fremden Sprachen in der griechisch-römischen Antike. (Kolloquium der Fachrichtungen Klassische Philologie der Universitäten Leipzig und Saarbrücken am 21. und 22. November 1989 ...). Steiner Verlag, Stuttgart 1992 (252 S., br., 76,- DM)

Kurz nach dem Fall der Mauer trafen sich klassische Philologen aus beiden deutschen Staaten, um über die antike 'Fremdsprachenproblematik' zu diskutieren. Von den 15 Aufsätzen sind allerdings nur zwei von DDR-Wissenschaftlern (W. Hofmann, J. Werner). Es gibt genug Anlaß, sich aus der Gegenwart Fragen vorgeben zu lassen. Mit dem Zerfall der multinationalen Sowjetunion haben Bürgerkriege 'national',

'ethnisch' oder 'religiös' bestimmter Kulturen begonnen, die auch im Namen einer eigenen Sprache geführt werden; mitten in Europa gefährdet der Sprachenstreit zwischen Flamen und Wallonen die Einheit Belgiens usw. Überall scheinen partikuläre Identitäten gegenüber Universalismen an Boden zu gewinnen. – Im Reich Alexanders und im römischen Imperium muß es vergleichbare Probleme gegeben haben. In den Beiträgen wird aber nur selten danach gefragt. H. Freis weist eine entsprechende Frage gar zurück. »Es ist nicht unsere Absicht darzustellen, wie der genannte Raum die Kultur und die Sprache seiner Eroberer annahm« schreibt er bei einer Untersuchung über Grabinschriften in der Provinz Belgica (214). Vitruvs Konstruktionsanweisungen für Kriegsmaschinen interessieren allein unter dem Gesichtspunkt der historischen Vorlage (O. Lendle). Es überwiegen Philologie (C.W. Görler, C.W. Mueller-Goldingen, P. Steinmetz) und Geistesgeschichte. Man erfährt, daß der Mythos über das Schatzhaus des Rhampsinit aus Ägypten kommt (C.W. Müller), die antike Diskussion über die Schuld am Zweiten Punischen Krieg wird als Übersetzungsproblem des Lutatiusvertrages untersucht (K.M. Girardet).

In den Aufsätzen wird das Bild einer später zweisprachigen griechisch-römischen Oberschicht erkennbar, in deren Komödien fremde Sprachen als 'defizitäres' Griechisch bzw. Lateinisch präsentiert werden (W. Hofmann, K. Sier). Der Umgang mit weiteren Sprachen stellte sich vor allem im Zusammenhang von Eroberungskriegen (P.R. Franke). – Das Gegensatzpaar *Hellénes/bárbaroi* bildete sich zu Beginn des 6. Jahrhunderts v.u.Z. heraus (6f.), abwertende Konnotationen der »barbarischen« Sprachen verbreiten sich anscheinend erst im Epikureismus, möglicherweise als »Reaktion gegen die kosmopolitische Haltung der Stoa« (J. Werner, 11). Zweisprachigkeit war in Griechenland so gut wie nicht vorhanden, die wenigen Übersetzungen aus fremden Sprachen sind fast ausschließlich Fachliteratur, eine griechische Übersetzungstheorie gab es nicht. Als Dolmetscher wurden Sklaven verwendet (11f.). Die Anfänge der antiken Sprachwissenschaft hängen mit der Einverleibung Griechenlands in das römische Imperium zusammen. Die römische Oberschicht ist bereits im 2. Jh. v. Chr. zweisprachig. Man hält sich griechische Sklaven als Sprachlehrer, beschäftigt sich mit griechischer Wissenschaft und Literatur. Um die römische Großmacht aus der kulturellen Subalternität zu führen, beginnt Cicero mit der vergleichenden Etymologie, und Lucilius versucht, die lateinische Sprache von griechischen Lehnwörtern zu 'reinigen' (R. Weis). Die Sprachwissenschaft wird fast nur von römischen Grammatikern betrieben, stets wird eine Abhängigkeit des Lateinischen vom Griechischen behauptet (K. Schöpsdau). Für Griechen wurde das Erlernen der lateinischen Sprache hingegen erst notwendig, »als die Karriere in Verwaltung und Heer des Imperium Romanum von angemessenen Lateinkenntnissen abhing« (J. Werner, 12). Latein gehört nun nicht mehr zu den »barbarischen« Sprachen (18).

Außerhalb dieses exklusiven Kreises stellten sich Fremdsprachenprobleme für Händler und Reisende, vor allem aber für die Durchsetzung der Befehlsordnung in den multi-ethnischen Söldnerheeren. Vulgärlateinisches macht sich im griechischsprachigen Byzanz über die Heeressprache geltend (H. Petersmann). P.R. Franke interessiert sich in diesem Zusammenhang für Sprache als »Herrschaftsinstrument« und »Statussymbol« (94). Im punischen Heer beispielsweise wurden mindestens sechs Sprachen gesprochen. Diese Vielfalt machte eine Kontrolle manchmal unmöglich, und bereits Polybios erwähnt sie als wichtigen Faktor des karthagischen Söldneraufstands 241/238 v. Chr. (85). Da Dolmetscherschulen für die Antike nicht überliefert sind, vermutet Franke, daß sich Alexander auf seinen Kriegszügen wie die Händler zumeist Einheimischer bediente, die dann über mehrere Ecken die Kommunikation aufrechterhielten (93). Nach der Eroberung Persiens befahl er, 30000

junge Perser griechisch zu erziehen, um sie als Verwaltungsbeamte und Militärs ausbilden zu können (94), Methoden, die man auch im 20. Jahrhundert kennt. Ein anderes Detail zeigt, wie interessant auch die anderen Aufsätze hätten sein können. Franke zitiert Valerius Maximus, der angibt, weshalb Römer einem Griechen nur auf Latein antworten sollen, auch wenn sie griechisch sprechen: »Den großen Vorteil, welcher ihnen die Geschmeidigkeit ihrer Sprache gewährte, entwand man ihnen, indem man sie nötigte, sich der Hilfe eines Dolmetscher zu bedienen. (...) Nach ihrer Ansicht hätten sie unwürdig gehandelt, wenn sie die Würde und das Ansehen der Regierung den Reizen ... einer Sprache geopfert hätten ...« (94f.)

Christoph Kniest (Berlin)

Will, Wolfgang: Julius Caesar – Eine Bilanz (Urban-Taschenbücher; Bd. 448). Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart, Berlin, Köln 1992 (318 S., br., 30,- DM)

Bilanz wird von Will in doppeltem Sinn gezogen: Er resümiert die Quellenlage, gibt – auch auf Kosten der Anschaulichkeit – zusammenfassend das antike Material pur und verfolgt dabei, einer Anregung Brechts folgend, mit überraschendem Sucherfolg die Geschäfte Caesars. Brecht hatte moniert: »Über die Eigenschaften des großen Caesar finden wir in der römischen Geschichte des berühmten Mommsen, die 21 Kapitel umfaßt, ein ganzes Kapitel, aber nicht eine Zeile über sein Einkommen.« Will nimmt das als Motto und beweist, daß sich mehr als eine Zeile zu dem Thema sagen läßt. Das Resultat ist keine Zahlenschilderei mit Buchhalterperspektive, auch kein Vulgär-HistMat, vielmehr besteht das Buch aus dem Kondensat der tatsächlich vorliegenden Quellen mit lakonischen Anmerkungen zu den daraus erschließbaren Handlungsmotiven.

Es ist unspekulativ, aber nicht positivistisch erbsenzählend; die Diktion ist unspektakulär, aber nicht witzlos; die Wirkung ist Entheroisierung. Seit zu Bismarcks Zeiten das Thema »Caesar« plus andere »Männer-die-Geschichte-machten« deutsche Historiker-Mode wurde, leiden Darstellungen des Helden an einer Art Elephantiasis, soweit es um dessen Charakter und Gemüt geht. Will schließt sich dem Trip ins Innere nicht an, macht Caesar aber auch nicht zum bloßen Querschnitt der Verhältnisse. Im Gegenteil: Die Virtuosität des Politikers und Feldherrn wird eher noch erstaunlicher angesichts der Summen von Verlust – er hatte meistens Schulden – und Gewinn, die Will nennt und belegt, und vor allem angesichts der Zahlen an Menschen, die in beiden Fällen – beim Verlustemachen wie beim Gewinnen – totgeschlagen oder lebendig verkauft werden mußten. Es handelte sich jeweils um Tausende, sogar Hunderttausende wie im Gallischen Krieg, und enorme Leistungen dieser Art inspirieren selbstredend auch noch bundesrepublikanische Historiker zu der Sentenz: Der Mann hatte Charakter!

Beispiel: Die berühmte Piratenepisode. Auf der Reise von Rom nach Rhodos wird das Schiff des 25jährigen Caesar gekapert. Die Räuber verlangen 20 Talente Lösegeld, Caesar lacht sie aus, weil sie nicht wissen, welchen Fang sie gemacht haben, und verspricht, 50 Talente abzuliefern. In den 38 Tagen der Gefangenschaft benimmt er sich nicht wie ein Gefangener, sondern kehrt den Weltmann heraus – turnt, dichtet, hält Reden – und kündigt an, er werde alle seine Entführer aufhängen. Genau das macht er dann auch und beweist seine später sprichwörtliche Milde dadurch, daß er die Gefangenen erdrosseln läßt, bevor sie ans Kreuz geschlagen werden. Kommentar von Christian Meier 1982 in seiner Caesar-Biographie: »Solche Selbständigkeit, Selbstherrlichkeit, solch entschiedenes Handeln im Namen, jedenfalls im Sinne der römischen Herrschaft, im Sinne durchschlagender Effizienz, einer Demonstration der Macht; und mit solcher Energie!« Oppermann vermutet 1968, daß der »Zauber,

den sein Charme ausstrahlte«, die Piraten gefangen nahm. Will: »Besonders beeindruckte sie Caesars Geschäftssinn. Aus einer Notlage schlug der Römer finanziellen Gewinn. Die fünfzig Talente, die die kleinasiatischen Staaten aufgebracht hatten und die er wohl nicht zurückzahlte, zumindest aber die Schätze der gefangenen Seeräuber, die er als 'gute Prise einstrich', entledigten ihn seiner größten finanziellen Sorgen.« (18) Nach Will war die Summe in 300 000 Denare oder 75 000 Ferkel konvertierbar.

Caesars Karriere basierte auf einer Kombination von politischem Geschick, insbesondere Beliebtheit bei der städtischen Plebs, und Genialität in finanziellen Angelegenheiten. Will über Caesars Erreichen des ersten wirklich bedeutenden Staatsamtes: »Er dachte großzügiger als seine Gegner. Sie hofften, die Wahlen gewinnen zu können, indem sie die einfache Mehrheit von neun der 17 abstimmungsberechtigten Tribus kauften. Er bestach alle.« (34) Den diversen Vermutungen über die Motive Caesars, ausgerechnet Gallien dem Römischen Reich hinzufügen zu wollen (Korrektur der 'Ost'-Lastigkeit des Reichs, Bollwerk gegen den furor teutonicus, Ausleben seiner Leidenschaft und Phantasie etc.) widerspricht Will nicht, sondern formuliert sein Credo: »Caesars Gedanken lassen sich nicht lesen, wohl aber seine Bilanzen. Als der Statthalter seine Provinz verließ, waren die Bevölkerung Galliens zu einem Viertel und der Goldpreis in Italien um ein Viertel gefallen.« (66) Caesar nahm jede Drohung mit Frieden ernst und beantwortete sie mit Ausrottung und Versklavung, über die er in seiner Darstellung des Krieges auch freimütig berichtet. Will versucht, Caesars Schweigen über politische und ökonomische Motive durch Berechnungen über Fourage, Sklavenhandel (der am meisten einbrachte) und Bereicherung am Staatsschatz zu kompensieren. Das gelingt zwar nicht vollständig, aber dennoch überzeugend: »Caesar wurde zunächst zum reichsten und dann zum mächtigsten Mann Roms ... Geschickter hatte bis dahin kein Staatsmann fremde Völker beraubt und das eigene bestohlen.« (247) Anders als Meier sieht Will in Caesar keinen Außenseiter, sondern ein Resultat der späten Republik wie Sulla, Crassus oder Pompeius. Er führte den größten Raubkrieg der Republik und erschöpfte ihre Mittel dabei endgültig. Den nächsten Schritt, die bürokratische Verwaltung der Ausplünderung, konnte er nicht mehr vollziehen.

Arnold Schölzel (Berlin)

Soziale Bewegungen und Politik

Schneider, Michael: Das Ende eines Jahrhundertmythos. Eine Bilanz des Sozialismus. Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln 1992 (415 S., Ln., 48,- DM)

Gäbe es »eine freie, ungehemmte Presse« (R. Luxemburg, GW 4, 358), Schneiders Buch würde in einem großen Magazin als Serie veröffentlicht. Beim deplorable Niveau, auf dem die Debatte über den Staatssozialismus in den Massenmedien geführt wurde, kann es als eine Art Vademecum betrachtet werden.

Das erste Kapitel beschäftigt sich mit Marx als jemandem, der »seinen vermeintlichen Schülern wie seinen Gegnern ein Fremder und Unbekannter geblieben ist« (21). An seinem Denkmalsturz arbeiten gerade diejenigen eifrig, »die dem Marxismus-Leninismus jahrzehntlang als einem ... Dogma gehuldigt haben« (23). Gegen die Identifizierung des Marx'schen Denkens mit dem Marxismus-Leninismus macht Schneider dreierlei geltend: 1) Anders als in der deutschen Sozialdemokratie habe bei Marx nicht der Etatismus eine zentrale Rolle gespielt, sondern »die aus der rousseauistisch-anarchistischen Tradition kommende Vorstellung, daß der Staat immer ein Unterdrückungsinstrument sei und daher sukzessive in die Gesellschaft 'zurück-

genommen' werden müsse« (24). Der Begriff der Diktatur des Proletariats, den Marx in seiner ultralinken Phase der blanquistischen Tradition entlehnte und später mit der basisdemokratischen Organisation der Pariser Kommune identifizierte, dürfe nicht mit der Leninschen Definition und schon gar nicht mit der politischen Praxis des Staatssozialismus ineingesetzt werden. 2) Mit der Unterscheidung von Marx als Analytiker des Kapitalismus einerseits und prophetischem Revolutionär andererseits trennt Schneider dessen chiliastische Wunschkonstruktionen der Befreiung durch das Proletariat von den auch heute noch zutreffenden Beschreibungen der Markt- und Verwertungsgesetze. 3) In der II. Internationale ging die historisch-materialistische Methode »tendenziell«(!) verloren, »der Marxismus wurde mehr und mehr zur sozialistisch-kommunistischen Heilslehre mit doktrinären Zügen« (47). Ein Spezifikum der Marxschen Theorie, die Verarbeitung des fortgeschrittensten Wissens der Zeit, fiel der ideologischen Ghettoisierung und Einmauerung zum Opfer.

Im zweiten Kapitel schreibt Schneider seine kritischen Betrachtungen zur Oktoberrevolution und zum Staatssozialismus (»Die lange Wut zum Langen Marsch«, 1975) fort. In den nächsten beiden Kapiteln behandelt er den »Dschingis-Khan«-Stalin unter dem Motto der »Wiederkehr des asiatischen Despotismus unter der roten Fahne«. Die darauffolgenden Kapitel beschreiben die Widersprüche des administrativen Planungssystems und skizzieren den Umbruch von 1989-1991.

Schneider betont, den Kapitalismus als eigenständige Produktionsweise habe es im vorrevolutionären Rußland nicht gegeben und bezeichnet es – nach einer Explikation des Begriffs der »asiatischen Produktionsweise« bei Marx – als Grundfehler der bolschewistischen Politik, der orientalischen Despotie ein westeuropäisches Klassenkonzept übergestülpt zu haben (105). Die historische Legitimität der Oktoberrevolution sieht Schneider in ihrem antiimperialistischen Vorbildcharakter für die kolonisierte Welt, ihren Geburtsfehler dagegen darin, daß die bolschewistische Partei als Stellvertreter des russischen Proletariats die Macht ergriff, »bevor die sozio-ökonomische Basis seiner Herrschaft geschaffen war und bevor es die entsprechenden Qualifikationen ausgebildet hatte« (171). Die Minderheitsdiktatur der bolschewistischen Elite konnte nur dadurch weiter bestehen, daß sich der Staatsapparat ungeheuer ausdehnte (157). Ihre theoretischen Wurzeln hatte die staatssozialistische Wirtschaftsplanung in der durch die deutsche Sozialdemokratie dominierten II. Internationale, in der Idee nämlich, »Sozialismus sei identisch mit Staatsmonopolwirtschaft« (159). Die mit Lassalle beginnende etatistische Tradition sei für die marxistische Intelligenz Rußlands das große Vorbild gewesen (Ambarzumow, zit. ebd.). Die entscheidenden Faktoren für die stalinistische »Apathiemaschine« (W.F. Haug) waren jedoch die von der Bürokratie terroristisch durchgeführte Zerstörung des Bauerntums und die Diktatur eines Mannes, dessen »Säuberungen« die politische und die Zivilgesellschaft zerstörten.

Die Niederlage des Staatssozialismus in der Systemkonkurrenz führt Schneider auf die Langzeiteffekte der »Politisch-Ökonomischen Despotie« (265) der dreißiger und vierziger Jahre zurück: die Produktionsverhältnisse wurden zur Fessel für die Entwicklung der Produktivkräfte, was »zu einer historischen Dequalifizierung und Demotivierung der unmittelbaren Produzenten« führte (272).

Freilich versäumt es Schneider an dieser Stelle (s. aber 318), auf die Geschichte der Reichtumsübertragung aus den Ländern des Südens in die entwickelten Industrieländer hinzuweisen (klassisch: P. Baran: Die Politische Ökonomie des Wachstums, Neuwied 1966; jüngst W. Wolf: 500 Jahre Conquista, Köln 1992). Der technologische und der der Sowjetunion aufgezwungene Rüstungswettlauf (280) können nur von der historischen Ausgangsposition aus begriffen werden, daß der Ost-West-

Konflikt ein Nord-Süd-Konflikt war. Schneider verweist darauf, daß die Bolschewiki darauf hofften, durch eine staatskapitalistische Konzentration und Zentralisation der Produktionsmittel dem Schicksal eines halbkolonialen Schwellenlandes zu entgehen und den Anschluß an den fortgeschrittenen Westen durch eine beschleunigte Industrialisierung zu erreichen. Dieses Notstands- und Nachholprogramm nannten sie dann »Sozialismus« (317). Dies ist eine ex-post-Deutung, die den damals Handelnden die Brille von heute aufsetzt.

Im abschließenden Kapitel zeichnet Schneider die Kehrseiten der entwickelten Marktwirtschaften und die Katastrophen in den unentwickelten des Südens nach, um gegen soziale Spaltung und Zerstörung des globalen Ökosystems eine neue Weltwirtschaftsordnung einzuklagen, die nicht zeitgeistgemäß in »der Vergesellschaftung und Demokratisierung der *Verfügungsmacht* über die Produktionsmittel« (339) wurzeln solle. Kein Weltproblem, das er nicht in seiner Tour de force auf eine Weise antippt, die bei lernwilligen ZeitgenossInnen Nachdenklichkeit erzeugen könnte.

Robert Lederer (Bochum)

Links, Christoph: Sandinismus. Ein Versuch mittelamerikanischer Emanzipation. Das Gesellschaftskonzept der FSLN und seine Wandlungen im Revolutionsprozeß. Mit einem Vorwort von Helmut Schaaf. Edition Der andere Buchladen, Köln 1992 (112 S., br., 9,80 DM)

Links analysiert die Entwicklung der FSLN in ihrer Regierungszeit von 1979 bis 1989 entlang ihrer »drei Grundprinzipien der Revolution« (55): gemischte Wirtschaft, politischer Pluralismus und Nichtpaktgebundenheit. Überzeugend und ausführlich stellt er die FSLN-Wirtschaftspolitik dar: ihre Widersprüche und Bedingungen sowie die Wandlungen des Konzepts der »gemischten Wirtschaft« hin zur Übernahme »neoliberaler« Wirtschaftsmaßnahmen und schließlich das wirtschaftspolitische Scheitern der FSLN. Auch nach der Wahl-niederlage sei es der FSLN »nicht gelungen, ein überzeugendes Konzept für eine grundsätzlich andere Wirtschafts- und Sozialpolitik vorzulegen« (77).

Das Konzept des »politischen Pluralismus« habe sich in vier Phasen entwickelt: die Phase des »revolutionären Pluralismus« (82) von 1979 bis 1983, geprägt durch den Versuch der FSLN, ein demokratisches politisches Leben aufzubauen (Schaffung von Gewerkschaften und Massenorganisationen); die Phase eines Pluralismus ohne »besondere strukturelle Einschränkungen« (85) von 1983 bis 1987, innerhalb dessen die FSLN mit anderen um die Hegemonie ringt (wichtiges Datum: die Wahlen von 1984); die Phase vom Sommer 1987 bis zum Sommer 1988 mit dem Ziel einer »Demokratisierung nach westlichem Vorbild« (91) (Eckpunkte: der mittelamerikanische Friedensprozeß, der nationale Dialog mit allen oppositionellen Kräften, eine Amnestie für politische Gefangene, Pressefreiheit und demokratische Wahlen); schließlich die Phase von 1988 bis 1990, die von einer weiteren politischen Öffnung der FSLN-Führung gegenüber den bürgerlichen Kräften geprägt ist (mit dem Schlußpunkt der Wahlen von 1990). Links schildert, wie diese Entwicklung dazu beitrug, daß die FSLN die politische Macht verlor, ohne sich anzumaßen, Ratschläge für eine andere, »erfolgreichere« Politik zu geben. Allerdings beschränkt er sich darauf, die überraschende Wahl-niederlage zu konstatieren, ohne Ursachen dafür herauszuarbeiten. Gegenüber diesen kenntnisreichen Darstellungen bleibt das Kapitel über die »Nichtpaktgebundenheit« im Duktus einer oberflächlichen Anklage gegen eine sozialdemokratische Politik, die ähnlich wie in Portugal die Revolution abgewürgt habe.

Grundlegendere Schwächen ergeben sich auf Grund des eng an die offiziellen

FSLN-Positionen angelehnten Analyserasters, womit der Autor versucht, die historische Entstehung und Besonderheit des Sandinismus herauszuarbeiten. So bleibt er bei Gemeinplätzen: »Der Sandinismus erweist sich letztlich weniger als eigenständige Theorie, denn als eine (emanzipatorische) Praxis der Befreiung, die sich aus der Geschichte Nicaraguas und aus den wirtschaftlichen, politischen, sozialen und militärischen Bedingungen ergeben hat« (105). Das ideologische Fundament des Sandinismus sei »die Synthese aus drei gleichberechtigten Komponenten: 1. ein auf das Volk und die Unabhängigkeit orientierter Nationalismus, 2. das in der Alltagskultur verwurzelte Christentum und 3. der Marxismus, verbunden mit den revolutionären Erfahrungen anderer Völker« (8). Auch dieses zweite Raster geht nicht über die offiziellen FSLN-Veröffentlichungen hinaus. Und trifft es in dieser Allgemeinheit nicht mehr oder weniger auf die Mehrheit der modernen mittelamerikanischen Befreiungsbewegungen zu? Wenn als Besonderheit des nicaraguanischen »nacionalismo popular« hervorgehoben wird, er schließe die enge Verbundenheit mit den anderen mittelamerikanischen Ländern gegen den US-Imperialismus ein, so spiegelt sich hier gerade eine kontinentale Tradition, die bereits im 19. Jahrhundert ihren Ausgang nahm. Im Gegensatz dazu werden wesentliche konstituierende Elemente des Sandinismus nicht oder nur unzureichend erwähnt, etwa die anarcho-syndikalistische Traditionslinie des frühen Sandino, die wichtige Rolle der studentischen Radikalisierung, die zentrale Bedeutung Carlos Fonsecas sowie der kaum zu überschätzende Einfluß Che Guevaras für die Entstehung des modernen Sandinismus.

Schließlich versucht der Autor, die Entwicklung der sandinistischen Revolution mit dem Begriffsinstrumentarium der beiden Etappen der Revolution (bürgerlich-demokratisch und sozialistisch), wie es vor allem im »marxistisch-leninistischen« Diskurs der DDR eine Rolle spielte, zu begreifen. Dies wird jedoch weder den dargestellten Entwicklungsprozessen (»gemischte Wirtschaft« und »politischer Pluralismus«) gerecht, noch einer Bewegung, die explizit aus der Abgrenzung von einem solchen Etappenverständnis entstand.

Hinzu kommen sachliche Fehler: So ist es äußerst gewagt, Fonseca als Vertreter der Tendenz »Guerra popular prolongada« (27f.) zu präsentieren. Unklar ist auch die Zahl der Toten im Bürgerkrieg – einmal ist von 28 000 Toten (43), ein andermal von 50 000 Gefallenen (59) die Rede. Dadurch wird der Wert des Buches als Einführung eingeschränkt. Das gilt erst recht für Helmut Schaafs Vorwort, der das Buch als »soziokulturelle Interpretation« des Zusammenbruchs der kreolischen Herrschaft durch den Sieg des Sandinismus vorstellt, was nicht nur an der Realität, sondern auch an Links' Analyse vorbeigeht. Die Auswahlbibliographie führt überwiegend Titel zum Thema 500 Jahre Kolonialismus in Lateinamerika auf.

Werner Mackenbach (Frankfurt/M.)

Martínez Cuenca, Alejandro: Nicaragua: Una década de retos. Prólogo de Sergio Ramírez. Editorial Nueva Nicaragua, Managua 1990 (278 S., br., 10,- C\$)

Der frühere sandinistische Außenhandels- und Planungsminister versucht in diesem (acht Monate nach der Wahlniederlage der Sandinisten erschienenen) Buch eine Bilanz aus »einem Jahrzehnt der Herausforderungen« zu ziehen und Perspektiven der Entwicklung Nicaraguas zu diskutieren. Zunächst würdigt Cuenca die Errungenschaften der sandinistischen Revolution, zu denen er die Beteiligung der Arbeiter am Aufbau der Gesellschaft, die Verstaatlichung des Handels für Produkte des täglichen Bedarfs (was eine flexible Haltung gegenüber privaten Produzenten nicht ausgeschlossen habe), die Verstaatlichung des Bankwesens (wenn auch der extreme Zentralismus der Handelsbank negative Effekte gehabt habe), die Agrarreform und die

Demokratisierung des Erziehungs- und Gesundheitswesens rechnet. Aber schon in der Einleitung macht er seinen (selbst-)kritischen Ausgangspunkt deutlich: Gerade die Verteidigung all dessen, was in den zehn Jahren geschehen sei, trage nicht dazu bei, Lösungen für die zukünftigen Aufgaben zu entwickeln und drohende Rückschritte zu verhindern.

Seine Hauptthese ist, daß die Wahlniederlage der Sandinisten daraus resultiere, daß sie »der ökonomischen Zermürbung keine ausreichende Bedeutung beigemessen« hätten, was nicht nur Resultat des Krieges sei, sondern auch daher rührt, daß ihr innerhalb des Sandinismus nur eine zweitrangige Bedeutung beigemessen wurde; die Auseinandersetzung um wirtschaftliche Konzeptionen habe dazu geführt, »daß in äußerst kritischen Momenten sehr viel an wertvoller Zeit verloren wurde, was die Integration Nicaraguas in die Weltwirtschaft behinderte« (35).

Der Hauptteil des Buches, der aus einem Interview des früheren Mitarbeiters Roberto Pizarro mit dem Autor besteht, widmet sich ausführlich diesen Versäumnissen. Dabei schildert Cuenca die fehlenden ökonomischen Kenntnisse bei den plötzlich von der Guerilla in die Regierung gelangten und mit den Problemen des wirtschaftlichen Wiederaufbaus konfrontierten Sandinisten sowie die Konflikte zwischen der spärlich gesäten technischen Intelligenz und den Politikadern der FSLN, die ihre revolutionäre Gesinnung glaubten durch möglichst »orthodoxe« Positionen (etwa in der Frage der Verstaatlichung) beweisen zu müssen. Aber er zeigt auch, daß die »nationale« antisomozistische Bourgeoisie sich erst in dem Moment vom sandinistischen Projekt und der Nationalisierungspolitik abwandte, als die USA nach der Wahl Reagans 1981/82 auf direkten Konfrontationskurs gingen – eine in höchstem Maße ideologisch determinierte Entwicklung und Beleg dafür, daß der FSLN die Alternative einer Politik der »nationalen Einheit« und einer stärkeren Abgrenzung vom »realen Sozialismus« kaum noch möglich war.

Eine Anekdote wirft Licht auf einen anderen Aspekt der jüngsten Geschichte Nicaraguas: Unmittelbar nach dem Sieg vom Juli 1979 hätten, so Cuenca, die Bauern und die Arbeiter vor allem auf dem Land erwartet, daß ihnen »die Revolution« eine plötzliche Verbesserung ihrer Situation quasi von oben »bringe«. Die Folge: Es wurden nur noch drei oder vier Stunden am Tag gearbeitet. Es habe die Sandinisten viel Mühe gekostet, diese – von alten Traditionen und Strukturen geprägte – Erwartungshaltung zu durchbrechen und die Bevölkerung von der Notwendigkeit erhöhter Produktionsanstrengungen zu überzeugen. Genau auf diesem Gebiet sieht der Autor auch den Hauptfehler der Sandinisten, nämlich die wirtschaftlichen Schwierigkeiten unterschätzt zu haben. So habe die Einschätzung existiert, Somoza sei (wirtschaftlicher) Herr über das ganze Land gewesen, und man habe die Illusion gehegt, mit seiner Enteignung werde der Staat allmächtig und könne die Wirtschaft ohne Hindernisse lenken. Der Somoza-Clan kontrollierte jedoch nur dreißig bis vierzig Prozent der Produktion und nur zwanzig Prozent des Landbesitzes. Ebenso sei die Macht der USA auf den militärischen Aspekt beschränkt gesehen worden, obwohl die US-Politik darüber hinausging: Der Sieg über die bewaffnete Konterrevolution kurz vor den Wahlen wurde folglich in seiner Bedeutung überschätzt.

Schließlich weist der Autor darauf hin, daß die problematische Orientierung der sandinistischen (Wirtschafts-)Politik nicht etwa durch kubanische oder sowjetische Berater, sondern vor allem durch die zentralistische, staatsfixierte Konzeptionen von westeuropäischen Wissenschaftlern beeinflußt worden sei. Im Gegensatz zur Auffassung von Tomás Borges, die Entwicklung in Europa und das Ende des »realen Sozialismus« berührten die zentralamerikanische Linke nicht, vertritt Cuenca die Position: »Im Verlauf der achtziger Jahre basierte unsere Logik auf der Vision, daß

das Projekt des Volkes mit Waffen verteidigt werden müßte ... Ich glaube, daß die weltweiten Veränderungen uns andere Herausforderungen stellen werden, vor allem wenn der Frieden in unserer Region Wirklichkeit wird. In dem Maße, wie die USA bereit sind, eine konstruktive Rolle zu spielen und ihre militaristische Sicht der Dinge aufzugeben, ändern sich die politischen Perspektiven. In diesem Sinne denke ich, daß wir als FSLN vor einem großen Dilemma stehen. Das militärische Instrumentarium wird zunehmend von anderen Instrumenten ersetzt, wobei mir das wirtschaftliche das entscheidende zu sein scheint.« (157f.)

Man muß nicht Cuencas Orientierung auf die FSLN als einer interklassistischen Partei und »eine aktive Rolle der Frente in der sozialistischen Internationale« (169) teilen; mit seiner Forderung nach der Entwicklung einer zivilen und demokratischen Opposition sowie einer neuen Entwicklungskonzeption auf der Basis von sozialer Gerechtigkeit und dem Prinzip der Selbstbestimmung hat er wichtige Diskussionspunkte angesprochen. Für die Sandinisten stellt sich vor allem das Problem, nach der Guerilla-Ära und nach den Regierungserfahrungen durch eine »zivile« Politik die politische und soziale Hegemonie zurückzugewinnen. Für eine Rückkehr zur Guerilla-Mentalität scheinen keine Voraussetzungen zu bestehen. Aber sozialdemokratischen Projekten fehlt vor allem in Nicaragua die notwendige soziale Basis, zu schwach sind die Mittelschichten, zu prekär ist die Lage der Arbeiter.

Für die Diskussion der damit zusammenhängenden Fragestellungen bietet das Buch, das durch ein Sach- und Namensregister und eine ausführliche Chronologie von 1977 bis zum August 1990 ergänzt wird, interessantes Material.

Werner Mackenbach (Frankfurt/M.)

Avnery, Uri: Wir tragen das Nessos-Gewand. Israel und der Frieden im Nahen Osten. Verlag J.H.W. Dietz Nachf., Bonn 1991 (128 S., br., 14,80 DM)

Der israelische Publizist und Friedenspolitiker Uri Avnery nimmt das Ende des Golfkrieges zum Anlaß, dem deutschen Leser seine Sicht des Nahostkonflikts vorzustellen. Er resümiert die von Europa ausgehende Geschichte der zionistischen Bewegung und macht neben der geographischen Mittellage Palästinas die politisch-strategischen und wirtschaftlichen Faktoren namhaft, die dazu geführt haben, daß der israelisch-palästinensische Konflikt in den vergangenen Jahrzehnten im Brennpunkt miteinander widerstreitender globaler Interessen stand. Nach dem Ende des Kalten Krieges und zu Beginn der von ihm »Vierter Weltkrieg« genannten Auseinandersetzung zwischen Nord und Süd, in der Saddam Hussein »unbewußt als ein Agent der Geschichte« (24) den ersten Schuß abgegeben habe, werde der Einfluß der einzig verbliebenen Großmacht in verstärkter Weise wirksam. Es erweise sich nun als besonders verhängnisvoll, daß die Vereinigten Staaten auf Grund des Profitstrebens ihres militärisch-industriellen Komplexes und aus übergeordneten machtpolitischen Erwägungen heraus kein Interesse an einem Frieden hätten und Israel zudem daran hinderten, im Einklang mit seinen wohlverstandenen eigenen Interessen den Anschluß an die Dritte Welt zu suchen und so in der Region erst wirklich heimisch zu werden. Die Annahme einer für die erstrebte »Pax Semitica« (40) konstitutiven grundsätzlich konvergierenden Interessenkonstellation der nahöstlichen Völker kollidiert freilich mit den von Avnery selbst immer wieder herausgestellten westlich-kolonialistischen Ursprüngen und Grundmotiven des Zionismus und paßt auch nicht zu der Hoffnung auf einen von außen kommenden »Friedensdiktator« (62), die er trotz allem offensichtlich nicht aufgegeben hat.

Manche Besonderheiten und Inkonsistenzen in der historischen Analyse sind vor dem Hintergrund des politischen und intellektuellen Werdegangs Avnerys zu sehen,

auf den zwar häufig angespielt, der aber nirgends expliziert wird. Im Anhang (126) wird kommentarlos und ungenau – nach seiner Autobiographie verließ der Autor die später von Menachem Begin geleitete Untergrundorganisation nicht erst 1942, sondern bereits im Jahr zuvor – auf die Phase seiner Mitgliedschaft in der revisionistischen »Irgun« hingewiesen. Doch wirkt diese Angabe für den uninformatierten Leser eher verwirrend, weil die bleibende Bedeutung dieser radikalen Herkunft, die sich auf seinen Kampf gegen das politisch-religiöse Establishment auswirkte und in seinem Engagement in den kulturevolutionären und radikal-säkularistischen Zirkeln der fünfziger und frühen sechziger Jahre zur Geltung kam, nicht deutlich wird.

Avnery vertrat als Herausgeber des neonkonformistischen Wochenmagazins *Haolam Hazeh* die These, auf dem Territorium Palästinas sei auf der Basis der hebräischen Sprache und unter Rückbezug auf die klassische Zeit des biblischen Altertums eine neue »hebräische Nation« entstanden, die mehr Gemeinsamkeiten mit der nichtjüdischen Bevölkerung Palästinas als mit dem Diasporajudentum habe. Diese als »kanaanäische Option« bezeichnete Forderung nach einem Abschied vom Judentum gilt nach den Entwicklungen der letzten Jahrzehnte – der Neuentdeckung der politischen Relevanz des Religiösen, der jüdischen Masseneinwanderung aus Äthiopien und der ehemaligen Sowjetunion und dem inzwischen unübersehbaren Wiederaufflammen des Antisemitismus in Europa usw. – im heutigen Israel als so desavouiert, daß Avnery sie nicht einmal mehr erwähnt. Untergründig ist sie in seinem Buch dennoch an zahlreichen Stellen präsent. Avnery besteht darauf, Tel Aviv, »diese israelischste aller Städte«, sei »weder jüdisch noch arabisch« (26); er kritisiert, daß Israel sich in seiner Unabhängigkeitserklärung als einen jüdischen Staat bezeichnet (93), und weist darauf hin, daß die »geistige Revolution« des Zionismus »in der Praxis« (116) eine »neue Nation« (122) geschaffen habe. Auch seine Kommentierung der Balfour-Erklärung (37), in der er, recht ungenau zitierend, die imperialistische Willkür der Briten herausstellt, sowie eine Bemerkung, in der er die Untergrundkämpfe der vierziger Jahre als Befreiungskampf gegen die Kolonialherren deutet (38), erinnern an das alte Postulat eines gemeinsamen »semitischen« Freiheitskampfes aller unterdrückten Völker der Region.

Bei der Beschreibung der territorialpolitischen Ziele der verschiedenen Richtungen innerhalb des Zionismus (70ff.) schimmert neben der traditionellen Feindschaft gegenüber dem expansiven Frontiersozialismus Ben Gurions möglicherweise sogar noch einmal die alte Affinität zur revisionistischen Schule Wladimir Jabotinskys durch: Da die Golanhöhen nach der jüdischen Tradition nicht zum Volk Israel verheißenen Heiligen Land gehören, sei ein territorialer Kompromiß und Friedensschluß mit Syrien für die israelische Rechte auf Grund ihrer ideologischen Fixiertheit auf die Grenzen des biblischen Eretz Jisrael prinzipiell sogar leichter als für die Arbeiterpartei, für die die Grenzen dort liegen, »wo israelische Soldaten stehen und wo israelische Bauern den Boden bearbeiten« (72). Aber auch von den anderen besetzten Gebieten, die das Land nach dem Bild Avnerys wie das vergiftete Nessosgewand in der griechischen Sage fesseln, müsse sich Israel trennen und dort die Entstehung eines palästinensischen Staates ermöglichen.

Matthias Morgenstern (Kusterdingen)

Baumgarten, Helga: Palästina: Befreiung in den Staat. Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M. 1991 (438 S., br., 22,- DM)

»Befreiung in den Staat« ist seit der denkwürdigen Entschließung des Palästinensischen Nationalrates vom November 1988 das programmatische Ziel des Fatah-Mehrheitsflügels der PLO. Nach einer Kette verlustreicher Auseinandersetzungen und

demütigender Erfahrungen im kompromißlosen Kampf gegen den Staat Israel ist die Proklamation eines palästinensischen Kleinstaates an der Seite Israels Ausdruck verzweifelten palästinensischen Bemühens, sich mit Hilfe international anerkannter diplomatischer Strategien den (militär-)politischen, geographischen und ökonomischen Realitäten im Nahen Osten zu stellen.

Die am Deutschen Orient-Institut in Hamburg tätige Orientalistin und Nahostexpertin präsentiert mit ihrer Untersuchung zum neueren palästinensischen Nationalismus den Ertrag fünfzehnjähriger Forschungsarbeiten. Mehrjährige Aufenthalte im Libanon dienten Baumgarten zur Aufnahme politischer und persönlicher Kontakte zu politisch organisierten Kreisen der arabisch-palästinensischen Gesellschaft. Die insofern aus der Binnenperspektive herrührende Kenntnis des palästinensischen Nationalismus, ein ungehinderter Zugang zu einschlägigen Forschungseinrichtungen und Bibliotheken insbesondere in Beirut sowie die Auswertung mehrstündig geführter Interviews mit Persönlichkeiten des palästinensischen »Widerstandes« (u.a. mit Abu Nidal) machen das Buch zu einer Fundgrube – für »Spezialisten« ebenso wie für »Laien«. Leider muß man gelegentlich Einseitigkeiten bzw. Unstimmigkeiten in Kauf nehmen: Der Versuch einer Rehabilitierung des mit den Nazis kooperierenden Jerusalemer Muftis Hajj Amin (36) sowie die suggestive Behauptung einer angeblichen Friedfertigkeit des populistischen arabischen Führers Gamal Abdel Nasser im Vorfeld des Sechstagekrieges von 1967 (179) sind die peinlichsten Ausrutscher.

Baumgarten ist um die historische Aufarbeitung der Entwicklungsstadien jener palästinensischen Nationalbewegung bemüht, deren spezifische Identität – Zweifel an der arabischen Solidarität, gepaart mit Haß auf den zionistischen Judenstaat – ohne die 1948 von Flucht und Vertreibung zahlloser Palästinenser begleitete Etablierung des Staates Israel nicht denkbar ist (28-65). An Hand dieser Katastrophenerfahrung (nakba) erläutert die Autorin, warum die palästinensische Nationalbewegung jahrzehntelang trotz ideologischer Rivalitäten und innerer Spaltungstendenzen in einer Frage Einigkeit bewies: in der bedingungslosen Ablehnung des Staates Israels, den es zu zerstören gelte.

Baumgarten zeichnet die historischen Etappen nach, die von der »Bewegung der Arabischen Nationalisten« und der Gründung der »Fatah« zur Dachorganisation PLO führten. Angesichts der arabischen Niederlage im Juni-Krieg von 1967 sah sich die palästinensische Nationalbewegung auf ihre eigenen Potentiale zurückverwiesen. Die Ablösung des chauvinistisch-panarabisch orientierten PLO-Chefs Ahmad Shuquairi und die 1968 virulent werdende innerpalästinensische Vormachtstellung der auf den bewaffneten Kampf gegen Israel eingeschworenen Fatah von Yasir Arafat markiert die Emanzipation der Palästinenser von arabischer Bevormundung. Gewiß fungierte die partiell erfolgreiche Strategie des bewaffneten Kampfes als Motor für die palästinensische Nationwerdung; Baumgarten führt jedoch den Nachweis, daß militante Aktionen wie etwa die mythenumwobene Schlacht von Karama 1968 zugleich auch Voraussetzung für die zunehmende Bereitschaft der Palästinenser in der Diaspora und in »Palästina« zu einer politisch-diplomatischen Entschärfung des Konflikts gewesen sind (81-215). Der palästinensischen Linken wirft die Autorin nicht nur mangelnde Originalität, sondern auch eine verantwortungslose Fetischisierung der Gewaltoption zu einer Zeit vor, als Arafats Fatah längst ihren Aktions-schwerpunkt auf die politisch-diplomatische Arena verlegt hatte (219-237).

Ob die PLO tatsächlich schon 1974 ein Programm verabschiedete, das »eindeutig die Idee eines palästinensischen Staates neben Israel in sich barg« (249), ist fraglich. Der erwähnte Beschluß kann allenfalls als Auftakt einer zunehmenden palästinensischen

Bereitschaft zu schrittweisen Lösungen auf dem Wege zur vollständigen »Befreiung« Palästinas gedeutet werden. Erst die sich zuspitzenden Existenzbedrohungen durch die Übermacht arabischer und israelischer Angriffe in Jordanien und im Libanon in den siebziger und achtziger Jahren führte den meisten Palästinensern das Scheitern gewaltförmiger Optionen vor Augen. Um noch in einem letzten Zipfel Palästinas ihr Recht auf nationale Selbstbestimmung verwirklichen zu können, mußte die PLO ihre politischen und organisatorischen Anstrengungen auf die Westbank und den Gaza-Streifen konzentrieren. Das seit Ende 1987 andauernde breite Aufbegehren (Intifada) gegen die israelische Besatzung (270-305) sowie die palästinensische Friedensinitiative von 1988 (305-310) können als logische Konsequenz dieser Entwicklung begriffen werden.

Nur sehr verhalten fällt Baumgartens Kritik an der palästinensischen Parteinahme für Saddam Hussein im Golfkrieg von 1991 aus. Ihr Bemühen, Verständnis für die Sehnsucht nach jenem irakischen »deus ex machina« (333) zu wecken, der zeitweise einen monströsen »Ausweg« aus der Sackgasse des nahöstlichen Streites anpeilte, lassen bei ihr keine Zweifel an der Friedensfähigkeit der Palästinenser aufkommen.

Nicht nur »die Palästinenser«, wie Baumgarten bilanziert, »brauchen und wollen« Frieden (339) – auch der israelischen Seite kann die Sehnsucht nach einer friedlichen Lösung des Konflikts getrost unterstellt werden. Doch das historische Trauma der Juden wiegt schwer. Der »Fortschritt« gleicht einer Schnecke, die sich gelegentlich auch im Rückwärtsgang bewegt. Wenn sich heute trotz der im Golfkrieg neu aufgebrochenen Vertrauenskrise erstmals Israelis und Palästinenser am Verhandlungstisch gegenüber sitzen, darf daraus vorsichtige Hoffnung geschöpft werden.

Martin Kloke (Bonn)

Ökonomie

Aulenbacher, Brigitte: Arbeit – Technik – Geschlecht. Industriesoziologische Frauenforschung am Beispiel der Bekleidungsindustrie. Campus Verlag, Frankfurt/M. 1991 (299 S., br., 58,- DM)

Es gibt nur wenige empirische Untersuchungen, in denen das Wechselverhältnis von hierarchischen Geschlechterverhältnissen und Organisation von Industriearbeit analysiert wird. Meist werden männliche Arbeitsbiographien und von Männern dominierte Arbeitsbereiche unhinterfragt für das Ganze genommen, so etwa in der Debatte um die »Krise der Arbeitsgesellschaft« oder um die Umstrukturierung von Industriearbeit durch »Verschlankung der Produktion« (Automobilindustrie). Aulenbacher hilft diese Lücke zu füllen. Sie will am Beispiel der »Frauenbranche« Bekleidung und Textil zeigen, wie die »geschlechtshierarchische Arbeitsteilung bzw. (das) Geschlecht« (10) Arbeitsorganisation, Entlohnung und Technikeinsatz konkret mitbestimmen. In enger Kooperation mit der Gewerkschaft Textil und Bekleidung (GTB) will sie ein Beteiligungskonzept erarbeiten, mit dem das hierarchische Verhältnis zwischen den Geschlechtern nicht blind reproduziert wird, sondern Frauen bewußt gefördert werden.

In einer ausführlichen Darlegung ihrer theoretischen Grundlagen (17-81) geht sie der Frage nach dem Zusammenhang zwischen Kapital- und Geschlechterverhältnis nach. Sie bezieht sich auf Ursula Beers These, daß die Lohnarbeitskraft immer geschlechtsspezifisch vergesellschaftet wird (vgl. 38). Das Konzept des »weiblichen Arbeitsvermögens« (I. Ostner und E. Beck-Gernsheim) kritisiert sie als reduktionistisch, weil es nahelege, das Erwerbsverhalten der Frauen letztlich als Folge der

geschlechtshierarchischen Arbeitsteilung in der Familie anzusehen. Überhaupt fehle ein Analysemodell, mit dem der *Zusammenhang* von patriarchaler und kapitalistischer Herrschaft erfaßt werden könnte. Ein solches Modell müsse »die strukturelle und subjektive Seite von Arbeits- und Technikgestaltung im Geschlechterverhältnis und im Verwertungszusammenhang sowie die Vermittlungsmechanismen theoretisch zu erfassen« (40f.) erlauben. Aulenbacher führt hierzu den Begriff »Produktivkraft Subjektivität« ein: Subjektivität »ist geschlechtlich (die biologische Seite: Körper, Generativität) und geschlechtsspezifisch (die soziale Seite) und wird als solche vergesellschaftet zur Produktivkraft« (47). Im weiteren werden Ergebnisse industriesoziologischer empirischer Untersuchungen zum geschlechtsspezifischen Arbeitskräfteeinsatz zusammengefaßt. Die Charakteristika industrieller Frauenarbeit (un- und angelernt, monoton, immobil usw.) werden zurückgeführt auf die frauenspezifische Erwerbsperspektive, darauf daß Arbeiterinnen auf Grund von Kinder- und Hausarbeit die Beschäftigung zeitweise unterbrechen. Antworten auf die Fragen, wie die Arbeiterinnen selbst mit der »Widersprüchlichkeit von Teilhabe und Ausschluß aus der vergesellschafteten Arbeit« (58) umgehen, welche Konsequenzen dies für ihre Identitätsentwicklung und letztlich für Emanzipationsstrategien hat, sucht Aulenbacher in subjekttheoretischen Ansätzen (Tatschmurat, Heise). Sie knüpft an Becker-Schmidt u.a. an, die davon ausgehen, daß Frauen infolge »der widersprüchlichen Situation, in der Lohnarbeit 'gebraucht' und 'verbraucht' zu werden und in der Hausarbeit Ganzheitlichkeit und Sinnlichkeit zu erfahren bei gleichzeitiger Isolation und fehlender Anerkennung« (65), emanzipatorische Potentiale entwickeln, die der kapitalistischen Trennung von Produktion und Reproduktion zuwiderlaufen. Für die Entfaltung und Realisierung dieses emanzipatorischen Frauenpotentials seien die kollektiven Veränderungsstrukturen von großer Bedeutung. In vorhandenen Beteiligungskonzepten zur Gestaltung von Arbeit und Technik wird das Geschlechterverhältnis in aller Regel ausgegrenzt. Erst in dem inhaltlich und organisatorisch abgesonderten Bereich der »Frauen«- politik taucht es wieder auf. Aulenbacher kritisiert dies, weil so eine Trennung vollzogen wird, »wo – aus der Kapitalperspektive und im individuellen Handeln – auf Grund geschlechtsspezifischer Vergesellschaftung von Arbeitskraft eine Einheit gesetzt ist« (73).

Im empirischen Teil werden zwei Richtungen verfolgt: 1. werden die (geschlechtsspezifischen) Arbeits- und Technikgestaltungen in 16 Betrieben der Bekleidungs- und Maschinenbauindustrie durch Betriebsbegehungen, Fragebögen zu Betriebsdaten, ExpertInnengespräche mit Geschäftsleitung, BetriebsrätInnen und Ingenieuren erhoben. 2. wird die Frauenförderpolitik der GTB einer kritischen Betrachtung unterzogen. Hierzu wurden Gruppendiskussionen in fünf gewerkschaftlichen Arbeitskreisen zu Frauenfragen geführt, eine Fragebogenaktion zum Technikeinsatz in einer Verwaltungsstelle der GTB vorgenommen, Curricula für drei Frauenbildungsseminare entwickelt und erprobt sowie eine beratende Funktion bei der Erstellung von Frauenförderplänen wahrgenommen.

Aulenbacher kommt zu folgenden Ergebnissen: Die Textil- und Bekleidungsunternehmen haben in ländlichen Gebieten meist ein Beschäftigungsmonopol. Der Frauenanteil ist hoch, die Entlohnung niedrig (durchschnittlicher Stundenlohn 1982 12,69 DM gegenüber 18,89 DM im verarbeitenden Gewerbe, vgl. 222). In der Regel wird im Akkord gearbeitet. Durch starke Importkonkurrenz besteht ein hoher Rationalisierungsdruck und die Angst vor Arbeitsplatzverlust ist weit verbreitet (116). Aulenbacher beschreibt, wie mit der spezifischen Lebenssituation von Arbeiterinnen, mit deren »doppelt struktureller Schwäche« bei Arbeitsplatzabbau, Technikeinsatz, Rationalisierung, Bewertung von Qualifizierung, Gratifikation, Gesundheitsrisiken,

Belastung und Arbeitszeitregelungen umgegangen wird. Personalabbau wird z.B. »schleichend« betrieben, indem Betriebsrat wie Unternehmensleitung »die Fluktuation durch Mutterschaft« (126) nutzen; Frauen werden nicht zur Aus- und Weiterbildung ermutigt, weil sie als Akkordnäherinnen gebraucht werden; vergleichsweise niedrige Löhne sind haltbar, weil die Frauen auf die Beschäftigungsmöglichkeit in der Region angewiesen sind, denn die Benutzung des »Familienautos« für den Arbeitsweg ist Privileg der Ehemänner.

Mit einem gewissen Recht legt Aulenbacher ihr Augenmerk auf Beispiele, mit denen sich die These des »strategischen Bezugs« des Kapitals auf die geschlechtliche Arbeitsteilung belegen läßt. Dabei entsteht manchmal ein zu glattes Bild. Das Kapital setzt die Arbeiterinnen nach Belieben ein, die Arbeiterinnen ihrerseits müssen sich anpassen. Diese eindimensionale Sichtweise ist durch die Anlage der Studie verursacht: Aulenbacher will herausarbeiten, wie das Kapital die bestehenden Geschlechterverhältnisse für sich zu nutzen weiß, um Kriterien für eine offensive gewerkschaftliche Frauenpolitik zu erarbeiten. So untersucht sie nahezu ausschließlich unternehmerisches und gewerkschaftliches Handeln. Sie versäumt es aber, nach den Interessen der Arbeiterinnen und besonders nach den Kompromißformen, in denen sie handeln, zu fragen. Dabei berichtet sie auch von Beispielen, die zeigen, daß die Arbeiterinnen selbst dafür sorgen, daß sie familiären Pflichten nachkommen können, indem sie Pausen- und Gleitzeitregelungen durchsetzen, die ihnen die Vereinbarung von Kinderversorgungs- und Berufsarbeit erleichtern oder – entgegen dem Interesse der Geschäftsleitungen – in Einzelfällen auch den Wunsch nach Teilzeitarbeit (vgl. 154ff.).

Derzeit vollziehen sich auch in der Textil- und Bekleidungsbranche grundlegende Veränderungen. Die Zukunft gehört der flexiblen Kleinserienfertigung, die die breitere Nutzung vorhandener Qualifikationen der Arbeiterinnen erfordert. Im tayloristischen System konnten die Textilarbeiterinnen die relativ geringen Löhne nach einer Einarbeitungszeit durch Mengensteigerung anheben. Der variable Arbeitskräfteeinsatz widersetzt sich diesem Prinzip: Ohne Routine keine große Mengenausbringung, ohne Lohnanreiz keine Leistungssteigerung. Mit diesem Konflikt sind alle von Aulenbacher untersuchten Betriebe konfrontiert. Bisherige Lösungen (Zahlung eines untertariflichen Zeitlohns oder Beibehaltung der Akkordarbeit) wertet sie als Zwischenlösungen ohne langfristigen Bestand, weil die Interessen der Arbeiterinnen so sehr verletzt werden, daß es zu Motivationsrückgang, Anstieg des Krankenstandes, Zurückhalten von Produktionswissen usw. kommt. Die Frage nach den Chancen für eine künftige Arbeitsgestaltung verknüpft Aulenbacher mit diesem Veränderungsdruck in der Branche. Dabei müsse die GTB bei der Umorganisierung der Arbeit, der Neuregelung der Gratifikation, der Arbeitszeit usw. insbesondere darauf achten, daß nicht mehr »naturwüchsig« auf Unterschiede zwischen den Geschlechtern zurückgegriffen werden kann. Dies setzt die grundsätzliche Erweiterung der gewerkschaftlichen Politik voraus, indem Regelungen für eine Vielzahl von Einsatzmöglichkeiten ausgehandelt werden. Gleichzeitig müsse durch Strategien zur Gleichberechtigung der Arbeiterinnen (z.B. Quotierung zur Überwindung von hierarchischer Segmentierung) deren Interesse an qualifizierter Berufsarbeit gefördert werden. Aulenbacher vergißt nicht zu erwähnen, daß die Umsetzung dieser Vorschläge einen grundlegenden Wandel in der GTB selbst voraussetzt: d.h. durch Frauenförderung muß der Anteil der Frauen auf allen Ebenen entsprechend ihres Anteils an der Mitgliedschaft angehoben werden. Schließlich muß Frauenförderung aus der Nische befreit und zum integralen Bestandteil der Tarifpolitik werden.

Sünne Andresen (Berlin)

Jochmann-Döll, Andrea: Gleicher Lohn für gleichwertige Arbeit. Ausländische und deutsche Konzepte und Erfahrungen. Rainer Hampp Verlag, München und Mehring 1990 (226 S., br., 39,80 DM)

Es ist verdienstvoll, daß sich Andrea Jochmann-Döll der Lohndiskriminierung der Frauen aus der Sicht der Arbeitsbewertung annimmt. Mangelt es doch gerade in der Bundesrepublik Deutschland, wie die Autorin selbst nachweist, an theoretischer Diskussion zur Gleichwertigkeit von Arbeit und zu den Wegen für eine demgemäß gerechte und diskriminierungsfreie Entlohnung.

Im Abschnitt II des Buches werden zunächst gleiche, gleichartige und gleichwertige Arbeit definitorisch geklärt, letztere allerdings sehr knapp und allgemein. Nachfolgend untersucht die Autorin die verschiedenen arbeitsmarkttheoretischen Ansätze und empirischen Analysen zur Lohndifferenz auf ihr nachweisbares und stichhaltiges Erklärungspotential zur Lohndiskriminierung von Frauen. Kritisch werden vor allem die neoklassischen Arbeitsmarkttheorien, der segmentationstheoretische Ansatz und das Konzept des »weiblichen Arbeitsvermögens« beleuchtet. Das grundsätzliche Fazit der Autorin ist, daß erst die Kombination von geschlechtsspezifischer Arbeitsmarktsegmentation, vergleichsweise niedriger Entlohnung von Frauen, gesellschaftlicher Arbeitsteilung und die Konsequenzen eines »spezifischen weiblichen Arbeitsvermögens ... die Vermutung einer Unterbewertung von Frauenarbeit begründen« (222). Ohne die produktiven Ansätze der Arbeitsmarkttheorien zu ignorieren, weist Jochmann-Döll den Versuch zurück, die Einkommensdifferenz zwischen Männern und Frauen ausschließlich aus ökonomischen Kategorien abzuleiten. Eine ähnlich kritische Wertung des Konzeptes des »weiblichen Arbeitsvermögens« bzw. eine Bezugnahme auf die Diskussion, die es inzwischen zu diesem Ansatz gibt, bleibt allerdings aus.

Durch alle Teile des Buches zieht sich die wichtige Erkenntnis, daß die Bewertung von Frauenarbeit auch von der geschlechtsspezifischen Rollenverteilung, entsprechenden Sozialisationsprozessen sowie von Werthierarchien und Einstellungsmustern geprägt ist. Ebenso betrachtet Jochmann-Döll die Neubewertung vor allem frauentypischer Erwerbsarbeit nur als einen Teil eines Gesamtpaketes von Strategien und Maßnahmen, das geschnürt werden muß, um nicht nur die Lohndiskriminierung von Frauen abzubauen, sondern auch ihren Zugang zu Qualifikation, zu qualifizierten Arbeitsplätzen und zu sozial geschützten Arbeitsverhältnissen zu erweitern.

Den günstigsten Ansatz zur Realisierung des Prinzips »gleicher Lohn für gleichwertige Arbeit« sieht die Autorin in der amerikanischen »comparable worth theory« (CW-Theorie). »Um auf die diskriminierende Unterbewertung von Frauenarbeitsplätzen schließen zu können, vergleichen CW-VertreterInnen die Wertigkeit unterschiedlicher Arbeitsplätze von Männern und Frauen mit den jeweils bezahlten Entgelten. Ist bei einem gleichwertigen Arbeitsplatz der Frau das Entgelt niedriger als das am Männerarbeitsplatz, so wird die Diskriminierung durch Unterbewertung als gegeben angenommen.« (46) Ihrem dialektischen Ansatz folgend betont die Autorin, daß die »comparable worth theory« erstens eine Ergänzung zu anderen Verfahren der Frauenförderung ist und es zweitens keinen von Diskriminierungsfallen freien Weg der Arbeitsbewertung gibt. In allen Verfahren, auch in analytischen, werden subjektive Wertungen getroffen, fließen gesellschaftliche und individuelle Wertmaßstäbe ein. Genau diese Erkenntnis kann aber auch helfen, den potentiellen »Fehlerquellen« entgegenzuwirken. Ich stimme der Autorin zu, daß gerade unter diesem Aspekt die analytischen Arbeitsbewertungsverfahren deutliche Vorzüge gegenüber den summarischen (50ff.), aber auch gegenüber einer Bewertung nach der Qualifikation haben (217ff.). Folgerichtig geht Jochmann-Döll auf die Voraussetzungen für eine

diskriminierungsfreie Gestaltung analytischer Arbeitsbewertungsverfahren (z.B. bei der Auswahl von Anforderungsmerkmalen, bei deren Gewichtung, bei der Auswahl von Richtarbeitsplätzen, der Zusammensetzung der Kommissionen) und auf mögliche Fallen und Fehler ein. Ein Katalog von Richtlinien wird vorgestellt und auch auf konkrete Bewertungsverfahren verwiesen (vgl. 56-81). Allerdings sind diese Ausführungen noch keine praktikable Anleitung zum Handeln, ergänzend sei folgende Schweizer Studie empfohlen: Arbeitsbewertung und Lohndiskriminierung von Frauen (hrsg. v. Eidg. Büro für Gleichstellung von Frau und Mann, Bern, Nov. 1991).

Überzeugend ist die Auseinandersetzung mit der Kritik am Lohngleichheitsprinzip bzw. mit Vorwürfen gegen das CW-Verfahren, die noch einmal im letzten Teil des Buches (V. Perspektiven einer vermehrten Anwendung analytischer Arbeitsbewertungsverfahren in der Bundesrepublik Deutschland) aufgenommen wird. Hier begründet Jochmann-Döll die geringe Verbreitung der Analytik in deutschen Gefilden nicht zuletzt mit dem Widerstand von GewerkschaftvertreterInnen und einigen WissenschaftlerInnen gegen diese Art von Arbeitsbewertungsverfahren. Der Vorwurf lautet: auch sie böten keine Garantie für die Objektivität der Bewertung; in einigen Fällen sei bei ihrer Anwendung die ungerechte Lohnstruktur reproduziert worden. Der (Gegen-)Argumentation der Autorin, daß es kein »objektives« Verfahren gibt und die Potenzen, die in analytischen Verfahren stecken, so weit wie möglich genutzt werden sollten, kann angesichts der ausländischen Erfahrungen nur zugestimmt werden. Die Abschnitte III und IV des Buches sind der Analyse der sehr uneinheitlichen ausländischen Erfahrungen mit der Umsetzung des Prinzips gleicher Lohn für gleichwertige Arbeit und der diesbezüglichen Situation in der Bundesrepublik Deutschland gewidmet. Sie bieten eine Fülle von gründlich recherchierten Informationen zum Grad der Verbreitung analytischer Arbeitsverfahren, zur Art und Konkretheit der juristischen Normsetzung für gleiche Entlohnung gleichwertiger Arbeit, zu ihrer gerichtlichen Einklagbarkeit sowie zur Rolle der Gewerkschaften, des öffentlichen Dienstes und der Arbeitgeberverbände in diesem Prozeß. Ausführlich wird die Situation in den USA (die in der Anwendung von CW-Verfahren eine Vorreiterrolle gespielt haben), in Großbritannien und in Australien dargestellt. Besonders in den beiden letztgenannten Ländern konnten positive Erfahrungen bei der Umsetzung des Gleichwertigkeitsprinzips gesammelt werden.

Resümierend kommentiert die Autorin die Ergebnisse in den Niederlanden, in Irland, Kanada, Schweden, in der Schweiz und in Österreich. In der Bundesrepublik Deutschland müßte nach ihrer Meinung sowohl die Distanz gegenüber der analytischen Arbeitsbewertung verkürzt als die Diskussion um gleichen Lohn für gleichwertige Arbeit verstärkt werden (212). Das gilt nicht zuletzt für die Einzelgewerkschaften, die sich in ihrer Tarifpolitik noch immer überwiegend auf die summarische Arbeitsbewertung stützen. – Allen, die sich für Fragen der Lohndiskriminierung und ihres Abbaus interessieren, sei das vorliegende Buch sehr empfohlen.

Gerda Jasper (Berlin)

Schunter-Kleemann, Susanne (Hrsg.): Herrenhaus Europa – Geschlechterverhältnisse im Wohlfahrtsstaat. Sigma Rainer Bohn Verlag, Berlin 1992
(400 S., br., 39,- DM)

Vor zwei Jahren stellte die Bremer Forschungsgruppe »EG-Binnenmarkt und Frauen« unter dem fragenden Titel: »EG-Binnenmarkt – EuroPatriarchat oder Aufbruch der Frauen?« einen ersten Band mit Forschungsergebnissen vor (rez. in: Das Argument 187, 486ff.). Schon dort klang an, wenn auch von Aufbruchshoffnungen

durchsetzt, daß die Frauen in der »grenzenlosen« EG lediglich ein umfangreicheres Patriarchat vorfinden werden. Ihr Eintritt in das Herrenhaus Europa, so bestätigt der nun vorliegende neue Band, erfolgt durch die Dienstbotentür.

Susanne Schunter-Kleemann (»Wohlfahrtsstaat und Patriarchat – Ein Vergleich europäischer Länder«) arbeitet, im Rückgriff auf eine im ersten Band vorgestellte Typologie der patriarchalischen Wohlfahrtssysteme, die national unterschiedlichen politisch-sozialen Ausgangssituationen von Frauen heraus. Sie vermittelt fundierte Kenntnisse über den Stand der Geschlechterverhältnisse in insgesamt zwanzig Ländern (neben den EG-Staaten sind dies v.a. mögliche Beitrittskandidaten) und schafft so die Voraussetzung für ein besseres Verständnis möglicher Entwicklungsperspektiven und -varianten der Sozialpolitik in Europa. Der Themenkatalog umfaßt die frauenspezifische Bearbeitung der Problembereiche Erwerbsarbeit, Familie, staatliche Familienpolitik, die besondere Situation von Frauen in den Arbeitslosen- und Alterssicherungssystemen, Fragen der sozialstaatlichen Kultur, das Verhältnis von Sozialstaat, Demokratie und Chancen der Frauenemanzipation und schließlich die Beziehungen zwischen supranationaler und nationaler Politik bezüglich der Gleichbehandlung von Männern und Frauen. Diese Bestandsaufnahme – ergänzt durch einen aktuellen, statistischen Anhang zur Lage der Frauen in diesen Ländern und länderspezifische Literaturangaben – zeigt, wie die je gewählten Optionen staatlichen Handelns in die Geschlechterverhältnisse eingreifen und so deren Entwicklung befördern oder ihre Stagnation festschreiben können.

Ulrike Bohnenkamp geht davon aus, »daß die 'Geschlechterproblematik' in vielfältiger Weise in die ökonomischen und politischen Prozesse der europäischen Integration eingebunden ist« (11), weshalb nicht nur die explizit mit »Frauenfragen« befaßten Bereiche der Sozial- und Gleichstellungspolitik, sondern die wirtschaftliche Dynamik Europas im Ganzen auszuloten sei. Die gegenwärtige Krise des Integrationsprozesses, die sich sowohl in den schleppenden Verhandlungen über finanzielle Regelungen, dem langsamen Mahlen der bürokratischen Mühlen, den anhaltenden regionalen Disparitäten usw. zeigt, werde wohl kaum zu einer formalen De-Integration führen, doch sei »denkbar, daß es zu einer faktischen De-Integration kommt« (19). Dieser Vorgang ist im offiziellen Sprachgebrauch als »Europa der zwei Geschwindigkeiten« bekannt, mangelhafte Fortschritte bei der Angleichung regionaler Disparitäten (»Konvergenz«) werden damit eingestanden. Bohnenkamp skizziert die Implikationen dieses faktischen Auseinanderfallens hinsichtlich der Entwicklung des Wirtschaftsraumes und der Unterentwicklung des Sozialraumes Europa. Die »Gestaltung des Sozialraums (ist) lediglich auf der akklamatorischen Ebene vorangekommen« (19), »substantielle Erfolge« (ebd.) sind kaum erkennbar. Neben wirtschaftlich starken Kernbereichen der EG werden schwache Peripherieregionen stehen, die unter einem anhaltenden Konvergenz- und Anpassungsdruck eine sozial unausgewogene, »rigide Haushaltskonsolidierung (sprich: Sparpolitik)« (21) leisten müssen, um die für ihre Förderungswürdigkeit notwendigen Kriterien zu erfüllen. Schließlich werde die zukünftige EG-Entwicklung einen Modernisierungsschub mit sich bringen, dessen hervorragendes Element ein gesteigertes Effektivitätsdenken im gesamten Produktionsprozeß sein wird, das auch in vielen anderen Lebensbereichen dominanter wird. Aus Frauensicht wird diese Entwicklung widersprüchlich sein. Zum einen erweitert die wachsende Substitution von Privatarbeit durch Erwerbsarbeit, die in allen »starken« Ökonomien beobachtbar ist, den Raum für Erwerbstätigkeit und eigene Existenzsicherung von Frauen. Zum anderen weisen »die durch radikale Effektivität geprägten Länder insgesamt breiteste Ausgrenzungsmuster auf« (26), von denen nicht nur Frauen, sondern auch ältere Menschen und weniger an

Leistungskriterien orientierte Bürger betroffen sind. – In ihrem Aufsatz über »Das Demokratiedefizit der EG und die Verrechtlichung der Frauenfrage« geht Schunter-Kleemann dem Widerspruch nach, daß Wellen der feministischen Bewegungen zwar etliche EG-Gremien erreichten, daß dies aber nicht zur tatsächlichen Umsetzung der politischen Ziele der europäischen Frauenbewegungen geführt hat. Die »besondere Art und Weise, wie die Gemeinschaftsorgane die Frauenpolitik verrechtlicht und institutionalisiert haben, (hat) zu einem bürokratisch und gouvernemental verformten Staatsfeminismus geführt« (30). In einer Untersuchung der einzelnen Gremien bezüglich ihrer Aufgabenstellungen, Kompetenzen, Legitimation und Finanzkraft, findet Schunter-Kleemann bestätigt, daß die Politikgestaltungsfähigkeit von Frauen trotz der zahlreichen offiziellen Organe strukturell gering ist. Trotz innovativer Vorschläge (etwa des Ständigen Ausschusses für die Rechte der Frau, aber auch anderer Gremien) gelingt es den Frauen nicht, einflußreiche Mitbestimmungsmöglichkeiten in eigener Sache zu gewinnen. Die Hindernisse sind zahlreich: eine über die ökonomische Sphäre hinausgehende Thematisierung von Diskriminierungsproblemen von Frauen – Fragen der Familienpolitik, Gewalt in der Ehe, etc. – scheitert u. a. an einer Fixierung der EG auf die Erwerbssphäre. Die generelle Funktionsbeschränkung und das Kompetenzdefizit des Europäischen Parlaments wurde durch die Verhandlungen in Maastricht nicht aufgehoben. Frauenpolitik in der Kommission – angesiedelt im Zuständigkeitsbereich des Büros für Chancengleichheit – verfügt weder über personelle Stärke, noch über ausreichende Finanzmittel oder einen autonomen, politischen Apparat (vgl. 37). Frauenpolitik wurde als »Querschnittspolitik« dem Bereich Beschäftigung, Soziale Angelegenheiten, Ausbildung zugeordnet. Eine eigene Generaldirektion »Frauen« gibt es nicht. Für die 165 Millionen Frauen der EG arbeiten im Büro für Chancengleichheit zur Teit zwölf MitarbeiterInnen, die Vorschläge ausarbeiten, grundsätzliche Aufgaben der EG auf diesem Gebiet formulieren, Seminare, Konferenzen durchführen, mit den EG-Netzwerken kooperieren, die einschlägigen Aktionsprogramme der Gemeinschaft entwickeln, die Anwendung des Gemeinschaftsrechts kontrollieren sollen usw.. Von den 22 Generaldirektionen befaßt sich nur eine kleine Abteilung in einer von ihnen mit Fragen der Gleichstellung. Eine organisatorische Instanz zur übergreifenden Koordination fehlt ihr, sie ist hoffnungslos unterbesetzt und sitzt in den entscheidenden Augenblicken – wenn der EG-Ministerrat tagt – vor der Tür. So wird das »Querschnittskonzept« in der Praxis zur Farce.

Drei weitere Beiträge des Bandes seien hier der Kürze halber nur erwähnt und, wie das Buch insgesamt, zur eigenen Lektüre empfohlen. Wiebke Buchholz-Will befaßt sich mit den Zusammenhängen zwischen Ehegattenbesteuerung und der Erwerbstätigkeit von Frauen in der EG; Sonja Nerge stellt für die »Karriere-Frauen« EG-weit fest, daß »der in einigen europäischen Ländern begeistert gefeierte Aufstieg von Frauen ins Management nur sehr vereinzelt stattgefunden hat« (85). Und Ulrike Hiller und Susanne Schunter-Kleemann stellen bei der Untersuchung der europäischen Asyl- und Einwanderungspolitik gegenüber Frauen fest, daß auch diese Politik vom traditionellen Rollenverständnis getragen wird und Frauen wenig Grund bietet, sich besonders willkommen in der EG zu fühlen.

Die Befunde machen wütend. Es verwundert daher nicht, daß die AutorInnen ihre Analysen gelegentlich in scharfem und polemischem Ton vortragen. Für diejenigen Frauen, die nicht gänzlich zynisch oder entmutigt in die europäische, weibliche Zukunft blick(t)en, wird der Widerspruch eine schwere Aufgabe: dies Haus ist nicht unser Haus, ein anderes aber haben wir nicht.

Petra Dobner (Berlin)

Assenmacher, Marianne (Hrsg.): Frauen am Arbeitsmarkt (Probleme der Einheit, Band 4). Metropolis-Verlag, Marburg 1991 (92 S., br., 14,80 DM)

Die deutsche Einheit wird daraufhin untersucht, welche Folgen, Trends und Probleme, Hoffnungen und Realitäten sie auf dem Arbeitsmarkt für Frauen hervorbringt. Autorinnen aus West und Ost sind paritätisch vertreten.

Empirische Grundlagen legen Förster (Vergleich und Analyse der Frauenerwerbsarbeit nach 1945 in Ost und West); Roloff/Assenmacher (deutsch-deutscher Vergleich der Einkommensunterschiede zwischen Männern und Frauen); Koch (Familienpolitik und Arbeitsmarkt 1945-1990 in Ost und West) sowie spezifisch für ostdeutsche Bundesländer: Menning (Situation von Ausländern und Ausländerinnen vor und nach der Wende) sowie Dunskus/Roloff (Chancen für ostdeutsche Frauen am Arbeitsmarkt nach der Währungsunion). Leider fehlen Untersuchungen zu den Folgen der Einheit für Frauen in den alten Bundesländern.

Die meisten beschriebenen Trends sind noch heute gültig oder haben sich inzwischen eher noch verschärft. Damals noch anklingende Hoffnungen werden sich inzwischen weitestgehend zerschlagen haben, z.B. wenn Assenmacher schreibt, daß sich aus den Umbrüchen in Ostdeutschland für die Frauen »zusätzlich eine emanzipatorische Dimension im Sinne der Erhöhung ihrer Wahlmöglichkeiten« ergibt (81). Für massenhaft erwerbslose und von Erwerbslosigkeit bedrohte Frauen gilt das ganz bestimmt nicht. Brisant sind vor allem Aussagen, die sich auf den deutsch-deutschen Vergleich stützen. Nur einige von ihnen können genannt werden.

Die Wechselbeziehungen zwischen Arbeitsmarkt- und Familien- sowie Frauenpolitik erweisen sich als geeignet, sowohl für die Gegenwart als auch für die Alt-BRD und die Ex-DDR geschlechtsspezifische Unterschiede zu erklären. Allerdings ist ihr Rahmen zu eng, wenn es um Gleichstellung der Geschlechter geht. Assenmacher geht davon aus, daß im Transformationsprozeß von einer Plan- zu einer Marktwirtschaft Rolle und Chancen auf dem Arbeitsmarkt eine Schlüsselstellung einnehmen, weshalb eine Lösung der Arbeitsmarktprobleme eng verbunden ist mit der politischen Akzeptanz und der individuellen Identifikation mit der westlichen Gesellschaftsordnung. Sie fragt: »Sind die Frauen Verlierer der deutschen Vereinigung ... oder werden ihnen durch größere individuelle Freiräume zusätzliche Wahlmöglichkeiten eröffnet?« (8) Die mit den Beiträgen gegebene Antwort lautet letztendlich »jein«. Verluste werden u.a. am Beispiel hoher Frauenerwerbslosigkeit, von Problemen bei der Vermittlung von Frauen und von Ausländerinnen dargestellt. Nicht belegt werden konnte – und kann auch heute nicht –, daß die Transformation gelingt und damit Hoffnungen und Perspektiven größerer Freiheit erfüllt werden.

Die in einigen Beiträgen genannten relativ guten Startchancen für ostdeutsche Frauen auf dem Arbeitsmarkt sind derzeit kaum erkennbar. Aber vielleicht ist die Sorge um Verluste übertrieben, denn gerade in der Arbeitsmarktpolitik bescheinigen die Beiträge eine *Gleichheit* der Position von Frauen in Ost und West, während in der Familienpolitik unübersehbare *Unterschiede* herausgestellt werden (z.B. Förster, 22).

Als deutsch-deutsche Gemeinsamkeiten werden vor allem benannt: die Diskriminierung von Frauen auf dem Arbeitsmarkt sei nicht systemabhängig; ebensowenig sei dies die Reservefunktion von Frauen auf dem Arbeitsmarkt; »frappierende Übereinstimmungen« zwischen der DDR und der Alt-BRD bringe der Vergleich von geschlechtsspezifischen Einkommensunterschieden; ökonomische Notwendigkeiten bestimmten in Ost und West, daß Frauen eine untergeordnete Stellung auf dem Arbeitsmarkt einnahmen; familien- und steuerpolitische Regelungen sowie bildungspolitische Anstrengungen wurden ebenfalls in beiden Teilen Deutschlands den arbeitsmarktpolitischen Notwendigkeiten angepaßt. Als krasses Beispiel für die

Dominanz ökonomischer Ziele wird die Anwerbung von AusländerInnen in der DDR genannt (Assenmacher, 9; Menning, 73ff.).

Hierbei wäre allerdings eine differenziertere Betrachtung einzufordern. Da in der DDR Patriarchalismus blieb und auch die Erwerbsarbeit nicht beseitigt wurde, erhielten sich die genannten Gemeinsamkeiten mit der Lage westdeutscher Frauen. Es gab aber *Unterschiede*, die wesentlich für die Situation ostdeutscher Frauen waren und die erklären, warum derzeitiger massenhafter Entzug von Erwerbsarbeit verbreitet als tiefer Konflikt erlebt wird. Zu nennen sind vor allem die ökonomische Unabhängigkeit (wenn auch auf vergleichsweise niedrigem Niveau) und die juristische Gleichstellung mit dem Mann sowie der »staatliche Schirm«, die auf einen »verdeckten« oder »aufgeklärten« Patriarchalismus hinweisen. Unterschiedliche Generationen von Frauen erlebten ihre Situation in der DDR recht verschieden. Unrealistische Einschätzungen zu gleichen Positionen von Frauen in West und Ost auf dem Arbeitsmarkt führen in der Veröffentlichung u.a. zur Forderung, vor allem auf »Gleichverteilung von Umschulungs- und Qualifizierungsprogrammen« zu achten (10, 31), um dem Herausdrängen ostdeutscher Frauen aus dem Arbeitsmarkt zu begegnen. Angesichts der Praxis entpuppt sich das als Illusion. Vor allem von Assenmacher wird die alte Frage zum Verhältnis von Erwerbsarbeit und Selbstverwirklichung wieder aufgeworfen. Sie betont ein geradezu »mechanistisches Verständnis von Gleichberechtigung« in der DDR, das sich in der formalen Gleichartigkeit von Mann und Frau im Erwerbsleben manifestierte (11). Als Ausweg nennt sie vor allem Veränderungen in der familiären Arbeitsteilung, »die sich in einer veränderten Erwartungshaltung von Unternehmen und Frauen selbst umsetzen« (14) und neue Organisationsformen der Arbeit erfordern. Diese Aspekte sind wichtig, um tradierte Verhaltensweisen und Rahmenbedingungen aufzubrechen. Gleichstellung der Geschlechter verlangt aber auch Veränderungen im Ziel der Arbeit selbst (wie nicht zuletzt Erfahrungen der DDR und Osteuropas belegen).

Wenn Koch einschätzt, daß hohe Erwerbslosigkeit besonders ostdeutscher Frauen dazu führt, daß Verbesserungen in der Vereinbarkeit von Beruf und Familienarbeit vorerst in den Hintergrund treten werden (71), dann gibt sie damit auch ein Signal für ost- und westdeutsche Frauen, gemeinsam gegen tradierte patriarchale und soziale Unterdrückungsmechanismen anzugehen.

Anneliese Braun (Berlin)

Blattman, Lynn, und Irene Meier: Gegen das frauenspezifische Arbeitslos. Frauen, Arbeitsmarkt und Krise. Hrsg. v. Büro für die Gleichstellung von Frau und Mann der Stadt Zürich. efef Verlag, Zürich 1992 (185 S., br., 18,- DM)

Die Wirtschaftskrise seit Beginn der neunziger Jahre produziert in der Schweiz eine hohe Erwerbslosigkeit, die nach den meisten Prognosen nicht kurzfristig wieder verschwinden wird. Besonders krasse Auswirkungen wird diese Entwicklung auf das Erwerbsleben von Frauen haben. Blattmann/Meier untersuchen, warum Frauen in Wirtschaftskrisen auch heute immer noch eher entlassen werden als Männer. Ihr Anspruch ist, auf die Möglichkeiten der Überwindung der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung zu Hause und in den Betrieben aufmerksam zu machen und Strategien zur Durchsetzung zu diskutieren. Dabei konzentrieren sich ihre Analysen auf die Schweiz, insbesondere auf den Kanton Zürich. Das Buch ist verständlich geschrieben und enthält übersichtliche Darstellungen wichtiger Ergebnisse und Veränderungsvorschläge. Es bezieht einschlägige Literatur aus der EG zu Frauenfördermaßnahmen in Westeuropa und zum Europäischen Gewerkschaftsinstitut Brüssel ein. Tabellen, ein Anhang mit nützlichen Adressen und eine kurze Arbeitslosenversicherungskunde machen es zu einer sehr brauchbaren Informationsquelle.

Im Kanton Zürich, so schätzen Blattmann/Meier, leisten die Männer nur halb soviel gesellschaftlich notwendige Arbeit wie die Frauen, erzielen dafür fast doppelt soviel Einkommen und besitzen anderthalbmal so viel Vermögen. Diese ungerechte Verteilung von Arbeit und Einkünften ist ein Spiegelbild der gesellschaftlichen Machtverhältnisse. In patriarchalen Gesellschaften waren und sind die Macht- und Kulturträger Männer, was entscheidende Auswirkungen auf die Verteilung der Arbeit zwischen den Geschlechtern hat (vgl. Kap.1). Veränderungen in der Erwerbsarbeit sind notwendige Voraussetzung für die Gleichstellung der Geschlechter. Frauen müssen jedoch noch zusätzlich die Rollenverteilung im Privaten verändern (19). Historisch gesehen hat die Vereinbarkeit von Familie und Berufsarbeit immer eine wichtige Rolle gespielt. Frauen waren bis zur Industrialisierung fast ausschließlich in hausnahen, familiären Erwerbsbereichen tätig (25). Die Industrialisierung brach dann aber die alten Gesellschaftsnormen auf. Zur Fabrikarbeit wurden auch Frauen und Kinder herangezogen. Mit der Einführung der Schutzvorschriften für Frauen (1877) wurden immer mehr attraktive berufliche Tätigkeiten mit dem Argument der seelischen Unzumutbarkeit von Frauen ferngehalten. Die Schutzvorschriften wurden zum Schutzwall der Männerberufe vor den Frauen (51). Die Idee der Kollektivierung der Hausarbeit, entwickelt von kämpferischen feministischen Strömungen, wurde von den Sozialdemokraten nicht weiter verfolgt. Statt dessen forderten sie zur angeblichen Entlastung der Frau den Ernährerlohn für die Männer und in der Folge die Erwerbsaufgabe der Frauen (52). Unverheiratete Frauen arbeiteten meist zu Löhnen, die kaum sie selbst ernährten und fast keine Altersversorgung zuließen (vgl. Kap.3). Auch in den siebziger, achtziger und neunziger Jahren ist die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung intakt geblieben und damit auch die privilegierte Rolle der Männer auf dem Arbeitsmarkt. Die Frauenerwerbszahlen hängen von der Wirtschaftskonjunktur des Landes ab (vgl. Kap.4).

Die eidgenössische Frauenkommission stellte 1976 fest, daß erwerbstätige Frauen, insbesondere Familienfrauen, Alleinerziehende und Wiedereinsteigerinnen von einer Wirtschaftskrise direkt stärker betroffen sind als Männer; vor allem durch den Verlust von Teilzeittellen und Heimarbeit (74). Das arbeitsmarktpolitische Ziel des Bundesrates der Schweiz in den siebziger Jahren, die Vollbeschäftigung, wurde nicht verstanden als ausreichende Beschäftigung für alle, sondern als volle Beschäftigung der Schweizer Männer (75). Seit 1981, zehn Jahre nach dem Stimm- und Wahlrecht der Frauen, sind nicht nur die Schweizer vor dem Gesetz gleich, sondern auch die Schweizerinnen. Es konnten plötzlich in einer Zeit des Wirtschaftsaufschwungs Rahmenbedingungen geschaffen werden, die zu einer höheren Erwerbsbeteiligung der Frauen führten. Nur sind diese Rahmenbedingungen kritisch zu betrachten: Sie zielen darauf, die Arbeitskraft der Frauen möglichst elastisch zu halten (99). 1991 waren immerhin über die Hälfte aller Frauen zeitweilig erwerbstätig (103). Weitere Ergebnisse der neunziger Jahre zeigen, daß die Schweiz von egalitären Positionen auf dem Arbeitsmarkt noch weit entfernt ist. Männer sind immer noch in der alten Ernährerrolle gefangen und die meisten Frauen versuchen immer noch, Hausarbeit, Betreuungsaufgaben und Berufstätigkeit zu vereinbaren.

Zur Aufhebung der Benachteiligung der Frauen auf dem Arbeitsmarkt stellen Blattmann/Meier drei Strategien vor, die alle den Arbeitsmarkt zugunsten von Frauen beeinflussen (Kap.6). Die Forderung nach der Verkürzung der Erwerbsarbeitszeit ist ihr wichtigstes Anliegen; allerdings soll sich diese Verkürzung auf die Wochenarbeitsarbeitszeit beziehen. So soll ein Nebeneinander von Haus- und Betreuungsarbeit und weiblicher Erwerbsarbeit unter Berücksichtigung der Überwindung der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung ermöglicht werden (142). Die

staatlich garantierte Existenzsicherung als weiterer Vorschlag beinhaltet das Recht auf Einkommen auch ohne Verrichtung von Lohnarbeit (152). Hierin liegt u.a. die Gefahr, daß das garantierte Mindesteinkommen zum staatlichen Hausfrauenlohn wird. Der Vorzug wird letztendlich all jenen Maßnahmen gegeben, die darauf abzielen, die Erwerbstätigkeit den Lebensbedürfnissen anzupassen. Als neue Idee wird eine garantierte Existenzsicherung für Kinder vorgeschlagen. Der Rechtfertigung für die Ernährerlöhne der Männer würde damit der Boden entzogen (159). Natürlich, so Blattmann/Meier abschließend, ist die Erwerbstätigkeit noch lange nicht *die* Emanzipation. Nur: ohne Überwindung der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung zu Hause und in den Betrieben und ohne das eigene Geld kommt frau mit der Emanzipation nicht sehr weit.

Jutta Finken (Ritterhude)

Werlhof, Claudia von: Was haben die Hühner mit dem Dollar zu tun? Frauen und Ökonomie. Frauenoffensive, München 1991 (213 S., br., 28,50 DM)

Der Band versammelt Texte, die Werlhof zwischen 1977 und 1985 erarbeitete und in verschiedenen Zeitschriften und Sammelbänden veröffentlichte. Im Vorwort wird in den Aufbau eingeführt: Zunächst gehe es darum, die Mängel in der großen Theorie zu diskutieren, d.h. herauszustellen, daß der »systematische Zusammenhang« zwischen Kapital, Staat und Patriarchat in derzeitigen Wirtschafts- und Gesellschaftstheorien immer noch nicht angemessen reflektiert wird (vgl. 7). Im zweiten Teil werden »die tabuisierten Grundlagen« der Ökonomie benannt: Die Arbeit von Frauen weltweit und von Bauern in der »3. Welt« als direkt naturabhängige Produzenten (40ff.). Es folgt die Warnung vor »falschen Alternativen«; so wird z.B. die Glorifizierung des »informellen Sektors« infolge der Abkehr von der »Arbeitsgesellschaft« berechtigterweise deshalb kritisiert, weil auf den Zusammenhang von Lohnarbeit und anderen Formen von Arbeit nicht eingegangen wird. Im vierten und letzten Teil wird der Ausstieg aus der herrschenden Ökonomie durch Subsistenzproduktion empfohlen.

Werlhofs Grundthese lautet: Es gibt nichts außerhalb des Kapitalismus. Ebenso wie die gemischten Ökonomien in der »3. Welt« stellten auch die sozialistischen Länder nur spezifische Produktionsverhältnisse in der globalen Produktionsweise des Kapitalismus dar. Das Kapital braucht unbezahlte Frauenarbeit und Bauernarbeit als Bereiche, in denen es fortgesetzt ursprünglich akkumulieren kann. Der Staat ist Handlänger des Kapitals. Er errichtet die geschlechtliche Arbeitsteilung und besticht die Männer mit der Verfügung über Frauen. So führt er die Strategie des Teile-und-Herrsche ein. Ermüdend ist, dieses Theorem auf gleich abstrakte Weise in fast allen Texten lesen zu müssen. Was Anfang der achtziger Jahre provozierende Thesen und ermutigende Quergedanken waren, ruft Anfang der neunziger Jahre Unzufriedenheit hervor. Denn angesichts des Zusammenbruchs der sozialistischen Länder und der Transformation der sozialistischen in marktwirtschaftliche Ökonomien stellen sich viele Fragen neu. Lassen sich die Prozesse in den GUS-Staaten und in der ehemaligen DDR, die massenhafte Vertreibung der Frauen aus der Lohnarbeit, mit einem Begriff wie »Hausfrauisierung« fassen? Müssen sich die Menschen dort auf Dauer von dem Gedanken verabschieden, daß der Großteil der zur Bedürfnisbefriedigung erforderlichen Güter über offizielle Märkte zu haben ist? Wird Subsistenzproduktion zum Überlebenszwang für viele? Und wo liegt darin tatsächlich eine Chance für eine sozial und ökologisch vertretbare ökonomische Alternative? Welche Folgen hat dies für die kapitalistischen Länder? – Mit empirischen Untersuchungen zu solchen Fragen könnte der Ansatz weitergetrieben werden; wenn Werlhof es nicht tut, sollten es andere tun.

Sünne Andresen (Berlin)

Arbeitsgruppe Strukturanpassung und Frauen (Hrsg.): Von der Vernicht(s)ung der Frauen. Zur Wirtschaftspolitik von IWF und Weltbank. Selbstverlag, Bern 1992 (95 S., br., 15,- DM)

Ökonomische Theorie und Praxis sind seit jeher ein männerdominiertes Gebiet. Frauen wurden in der Forschung marginalisiert, in sogenannte sozialpolitische »Randgebiete« verwiesen, oder ihre Arbeit wurde unterschlagen. Feministische Sichtweisen und Alternativen zur HERRschenden Wirtschaftspolitik und -theorie werden kaum gefördert. Dies belegt auch die Entstehungsgeschichte dieser Broschüre. Eine Schweizer Frauengruppe bewarb sich auf eine Ausschreibung des Schweizer Nationalfonds mit einer Projektskizze zur Erforschung des frauenspezifischen Standpunktes in der Verschuldungsproblematik. Das unter 70 Bewerbungen einzige Frauenprojekt wurde trotz überaus positiver Expertinnengutachten abgelehnt. Ermöglicht wurde eine reduzierte Version des geplanten Projektes schließlich durch finanzielle Unterstützung durch den Friedensfond des Evangelischen Frauenbunds, den Schweizerischen Katholischen Frauenbund und die »Frauen für den Frieden«.

In den einleitenden Artikeln wird gut verständlich in die Problematik Weltwirtschaftspolitik, IWF, Strukturanpassungsmaßnahmen (SAP) und Nord-Süd-Verhältnis eingeführt. Die Autorinnen zeigen, wie Frauen als unbezahlte Arbeitskräfte unsichtbar gemacht werden, indem sie aus wirtschaftstheoretischen Überlegungen ausgeschlossen bleiben. Dabei werden Strukturanpassungskürzungen oft im Sozialbereich vorgenommen, so daß Frauen zusätzliche Arbeiten wie z.B. die Pflege kranker Familienangehöriger übernehmen müssen. Frauen sind nicht nur direkt Zielscheibe der Maßnahmen wie etwa bei der Bevölkerungspolitik, für sie kumulieren sich auf Grund der Mehrfachbelastung als Mutter, Krankenpflegerin, Lohnarbeiterin etc. die Negativeffekte der SAP. Das Vokabular von IWF und Weltbank (z.B. »schwächere Bevölkerungsschichten« oder »Produktionspotential«) soll eine breite Akzeptanz der Maßnahmen erleichtern. Die konkreten, oft menschenunwürdigen Konsequenzen bleiben nebulös.

Die Autorinnen erarbeiteten z.T. ausführliche Länderstudien (Philippinen, Madagaskar, Guinea-Bissau, Nigeria). Kurze Alltagsbeschreibungen einzelner Frauen in verschiedenen »Dritte-Welt-Ländern« – leider nicht von den Betroffenen selbst – ergänzen das Bild. Die uruguayische Schriftstellerin Christina Peri Rossi nähert sich der Verschuldungsfrage mit einer bitteren Satire: »Alle Uruguayer ... sind bei den Banken verschuldet. Dabei habe ich mir in den letzten Jahren gar kein Folterinstrument und auch kein neues Maschinengewehr zugelegt« (22). Das am Schluß dokumentierte »Frauen-Aktions-Programm 21« des »Frauenweltkongresses für eine gesunde Erde« (Miami, Florida 12.11.1991) richtet konkrete Forderungen an die verantwortlichen Regierungen und Institutionen. Darüber hinaus propagiert es »eine KonsumentInnen-Ethik und Aktion« (91).

Besonders hervorheben möchte ich den theoretischen Zugang von Mascha Madörin (vgl. auch dies: Männliche Ökonomie – Ökonomie der Männlichkeit, *Forum Juni* 1991). Die Schweizer Ökonomin geht davon aus, daß die HERRschende Weltwirtschaft in Form der realexistierenden Marktökonomie weiß und männlich ist. Der Austausch von Geld findet zu 90 Prozent unter Männern statt. In Anlehnung an die französische Psychoanalytikerin Luce Irigaray sucht sie nach der »phallogokratischen Ordnung« in der Wirtschaft. Sie analysiert z.B. Bankenwerbung auf das darin enthaltene Männer- bzw. Frauenbild oder zeigt die Nähe der Symbolik des Goldes zu Potenz- und Allwissenheitsphantasien. So versucht sie, die Dominanz des Männlichen über Bilder und Symbole im Ökonomischen zu erklären. Diese Symbolik

lasse eine eindeutige, in sich schlüssige ökonomische Theorie entstehen, die alles »Andere«, hier besonders das »Weibliche« und das »Südliche« auf die Seite der Irrationalität stellt und nur die Bandbreite der »gewohnten« Reaktionsschemata zuläßt. Alternative Handlungsweisen bleiben so von vornherein ausgeschlossen. Anleihen bei der Weltbank und Durchführung der SAPs scheinen unabänderlich.

Birgit Lampe (Berlin)

Sozialismus

Alternativen gegen den Rechtstrend

Angesichts der Errichtung einer Wohlstandsfestung Deutschland, »out of area«-Einsätzen der Bundeswehr, Sozialabbau u.a. müssen die Gegenkräfte hörbarer denn je werden. Dadurch, daß soziale, humane und friedenssichernde Alternativen diskutiert und verbreitet werden. Hierzu will die Zeitschrift in folgenden Bereichen beitragen:

- ➔ *Gewerkschaftsdiskussionen im Forum* (es schreiben: Detlef Hensche, Frank Deppe, Otto König, Theo Steegmann)
- ➔ *ökonomische Analysen national und international* (es schreiben: Joachim Bischoff, Jörg Huffs Schmidt, Rudolf Hickel, Karl-Georg Zinn)
- ➔ *aktuelle politische Diskussionen der Linken* (es schreiben: Egon Bahr, Eric Hobsbawm, Peter von Oertzen, Wolfgang Thierse)

Einzelheft: 7,50 DM, Jahresabo: 75,- DM (incl. Porto)

Bestellen Sie jetzt ein **kostenloses Probeheft** bei:
Redaktion Sozialismus, Stresemannstr. 384a, W-2000 Hamburg 50

Treibt die Bundesrepublik? Wer treibt? Wohin?

Mein Gott, was soll aus Deutschland werden! Konrad Adenauer

Die Blätter zum Thema:

Arthur Heinrich **Wohin treibt die Bundesrepublik?** • Karl D. Bredthauer **Demokratie als Ausnahmezustand** • Jörg Goldberg **Absturz West statt Aufschwung Ost? Zur Dimension der kommenden Krise** • Wolfgang Bayer und Elisabeth Horstkötter **Solidarität statt „Solidarpakt“ – Daten und Kriterien zur deutschen Umverteilungsdebatte** • Jürgen Elsässer **Wiedervereinigung mit der Vergangenheit** • **Wer ist das Volk? Die deutschen Integrationsformeln greifen zu kurz** Ein „Blätter“-Gespräch mit Jens Reich und Friedrich Schorlemmer • Lutz Hoffmann **Das deutsche Volk und seine Feinde** • „Ich glaube, daß das Jahr 1969 erst 1989 wiederkommt“ Ein „Blätter“-Gespräch mit Peter Glotz • **Rot-Grün oder Rechtswende? Weichenstellungen für die neue Bundesrepublik** Ein „Blätter“-Gespräch mit Ludger Volmer • **„Die Aufholjagd ruiniert die ganze Gesellschaft“** Ein „Blätter“-Gespräch mit Kurt H. Biedenkopf • Hans Jürgen Krysmanski **Vom Verlust soziologischer Urteilskraft in Deutschland** • Saul W. Revel **Investitionen für die Einheit – Infrastruktur im Osten: Bestand und Bedarf** • Otto Singer **Finanzausgleich - Das Spiel am föderalen Abgrund** • Thomas Schmid **Republik ohne Standfestigkeit** • Hans-Gerd Jaschke **Formiert sich eine neue soziale Bewegung von rechts?**

**Blätter für
deutsche und
internationale
Politik**

Entschieden demokratisch: Die Blätter

Lesen

Abonnieren

Weiterempfehlen

Wann, wenn nicht jetzt?

- Ich abonniere die Blätter
zum Preis von jährlich 97,80 DM
 zum ermäßigten Preis von 78,60
DM (Studierende, Arbeitslose...)
- Ich bestelle ein Probeabonnement –
die nächsten beiden Hefte für 15 DM
- Ich möchte ein kostenloses älteres Probeheft

Name: _____
Vorname: _____
Straße: _____
Ort: _____
Land: _____

Blätter Verlagsgesellschaft, Bertha-von-Suttner-Platz 6,
5300 Bonn 1, Telefon 0228/65 01 33, Fax 0228/65 02 51

VerfasserInnen

A: = Arbeitsgebiete, V: = Veröffentlichungen, M: = Mitgliedschaften

Andresen, Sünne, 1958; Dipl.Soz., Wiss. Mitarbeiterin an der FU Berlin, Mitglied der *Argument-Frauenredaktion*. V: *Subjekt Frau*, AS 117 (Mitautorin, 1985); *Der Widerspenstigen Lähmung*, AS 130 (Mitautorin, 1986). A: Reproduktionstechnologien, Feministische Kritik der politischen Ökonomie, Arbeitszeitpolitik. M: Volksuni Berlin

Arbeitslang, Ingrid, 1953; Dipl.-Politologin. A: Bildungspolitik, Frauenpolitik, antirassistische Bildungsarbeit

Auernheimer, Georg, 1939; Prof. für Erziehungswissenschaft an der Univ. Marburg. V: *Handwörterbuch zur Ausländerarbeit* (Hrsg., 1984); *Der sogenannte Kulturkonflikt* (1988); *Einführung in die interkulturelle Erziehung* (1990). A: Bildungstheorie, interkulturelle Erziehung, Migrationsforschung

Bergheim, Brigitte, 1957; M.A., Wiss. Mitarbeiterin der Arbeitsstelle Bertolt Brecht am Institut für Literaturwissenschaft der Univ. Karlsruhe. A: Literatur des 20. Jh., Romantheorie

Braun, Anneliese, 1933; Prof.Dr.sc.oec. V: *Befindlichkeiten, Meinungen und Konflikte erwerbsloser oder von Erwerbslosigkeit bedrohter Frauen* (1992). A: Arbeitstheorie und Gleichstellung, Arbeitsmarktpolitik

Dobner, Petra, 1964; Studium der Polit. Wissenschaft an der FU Berlin

Finken, Jutta, 1964; Dipl.Ök., Wiss. Mitarbeiterin an der Univ. Bremen. A: Erwerbssituation von Frauen im Dienstleistungssektor – EG-Vergleich

Haacke, Stefanie, 1961; Studium der Religionswissenschaft und der Philosophie an der FU Berlin

Haug, Wolfgang Fritz: siehe *Argument* 197

Hauser, Kornelia, 1954; Dr.phil., wiss. Assistentin an der Univ. Bielefeld, Mitglied der *Argument-Frauenredaktion*. V: *Strukturwandel des Privaten?* (1987); *Viele Orte, überall?* (Hrsg., 1987); *Küche und Staat*, AS 180 (Mithrsg., 1989); *Die andere Angst*, AS 184 (Mithrsg., 1991). A: Geschlechterverhältnisse in der Literatur, weibliche Vergesellschaftung. M: ÖTV

Herman, Jost, 1930; Dr.phil., Prof. of German an der Univ. of Madison, Wisconsin (USA). V: *Grüne Utopien in Deutschland* (1991); *Engagement als Lebensform. Über Arnold Zweig* (1992); *Als Pimpf in Polen* (1993). A: Deutsche Kulturgeschichte vom 18. bis zum 20. Jh.

Hirsch, Joachim, 1938; Dr.phil., Prof. an der Univ. Frankfurt/M. V: *Das neue Gesicht des Kapitalismus. Vom Fordismus zum Post-Fordismus* (Mitautor, 1986); »Regulation und Parteien im Übergang zum 'Post-Fordismus'«, in: *Argument* 165 (Mitautor, 1987); *Kapitalismus ohne Alternative?* (1990)

Horn, Klaus-Peter, 1960; Dipl.Päd., Wiss. Mitarbeiter am FB Erziehungswiss. der Humboldt-Univ. zu Berlin. A: Empirie pädagogischen Wissens, Wissenschaftsgeschichte der Erziehungswiss.

Jäger, Christian, 1964; M.A., Promovend, Wiss. Mitarbeiter am DFG-Projekt »Berlin-Wien-Feuilleton«. A: Literatur um 1800, der Weimarer Republik und populäre Kultur

Jasper, Gerda, 1948; Dr.sc.oec., Projektleiterin am Institut für arbeitspsychologische und organisationswissenschaftliche Forschung. V: *Arbeitsmarktrelevante Veränderungen der Qualifikation im Transformationsprozeß* (Mitautorin, 1992); *Dequalifizierung von Ost-Frauen – Realität oder Hirngespinnst?* (Mitautorin, 1992). A: Arbeitsmarkt Frauen, Erwerbsverhalten von Frauen

Kloke, Martin, 1959; Dr.rer.soc., Politikwissenschaftler, z.Zt. Studienreferendar in Köln. V: *Der Antisemitismus der Gegenwart* (Mitautor, 1990); *Deutschland und Israel* (Mitautor, 1992); *Israel und die deutsche Linke* (21993). A: Deutsch-Israelische Beziehungen, Antisemitismus-Problematik. M: Deutsch-Israelischer Arbeitskreis für Frieden im Nahen Osten e.V. (DIAK)

Kniest, Christoph, 1963; Student der Philosophie an der FU Berlin

Kothaus, Susanne, 1961; M.A., Doktorandin der Philosophie an der FU Berlin. A: Technikkritik

Kramer, Sven, 1961; M.A. V: *Ästhetik Revolte Widerstand* (Mitautor, 1990)

- Krasin, Yuri*, 1929; Dr.phil., Prof. für Philosophie und Polit. Wissenschaft an der Univ. Moskau; Direktor des Instituts für Gesellschaftswissenschaft und Generaldirektor der Stiftung für sozio-politische Studien; derzeit Programmdirektor der Gorbatschow-Stiftung in Moskau. V: *Lenin und die Probleme der gegenwärtigen gesellschaftlichen Revolution*, russ. (1987); *Kapitalismus heute*, russ. (Mitautor, 1989); *Die UdSSR in der Weltgemeinschaft. Vom alten zum neuen Denken*, russ. (Mitautor, 1990). A: Gesellschaftliche Revolutionen und soziale Bewegungen, demokratische Reformen in Rußland.
- Lampe, Brigitte*, 1966; Studium der Politologie an der FU Berlin
- Leaman, George*, 1958; Dr.phil.. Lecturer an der Univ. of Maryland. V: *Heidegger im Kontext*, AS 205 (1993)
- Lederer, Robert*, 1948; Dr.phil., Wiss. Mitarbeiter an der Ruhr-Univ. Bochum. A: Theorie des Sozialismus und der sozialen Bewegungen
- Mackenbach, Werner*, 1951; Doktorand an der FU Berlin. V: *Das KOR und der »polnische Sommer«* (Hrsg., 1982); *Die Demokratischen Sozialisten* (Mitautor, 1990)
- Magdoff, Harry*, 1913; Mithrsg. von *Monthly Review*. V: *Das Zeitalter des Imperialismus* (1970); »Herhören Keynesianer!« In: *Argument* 145 (Mitautor, 1984)
- Malkiewicz, Andrzej*, 1950; Dr.habil.. Wiss. Mitarbeiter am Institut für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften der Polytechnischen Hochschule in Wrocław
- Miller-Kipp, Gisela*, 1942; Dr.phil.habil., Privatdozentin an der Hochschule der Bundeswehr in Hamburg
- Morgenstern, Matthias*, 1959; Wiss. Assistent an der Univ. Tübingen. V: *Kampf um den Staat – Religion und Nationalismus in Israel* (1990); *Syrien zwischen Golfkrise und Perestrojka* (1991); *Arabischer Antijudaismus* (1991). A: Judaistik, Jüdisch-christlicher Dialog, Nahostkonflikt
- Nieragden, Göran*, 1965; M.A.. Doktorand in Anglistik an der Univ. Köln. A: Poetik, Linguistische Literaturkritik, Narratologie, Komparatistik
- Palys, Jerzy*, 1956; Dr.. Wiss. Mitarbeiter am Institut für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften der Polytechnischen Hochschule in Wrocław
- Schmid, Ulrich*, 1962, Wiss. Mitarbeiter der Univ. Bremen. A: Medienkultur
- Schneider, Norbert*, 1945; Dr.phil., Prof. für Kunstgeschichte und ihre Didaktik an der Univ. Münster. V: *Stilleben. Realität und Symbolik der Dinge* (1989); *Zwanzig Jahre danach. Kritische Kunstwissenschaft heute* (Hrsg., 1990); *Porträtmalerei. Hauptwerke europäischer Bildniskunst* (1992). A: Kunst des Mittelalters und der frühen Neuzeit, Ästhetik und kunstwissenschaftliche Methodologie
- Schölzel, Arnold*, 1947; Dr.phil., Wiss. Mitarbeiter an der Humboldt-Univ. zu Berlin. A: Geschichte der Philosophie
- Schwarz, Thomas*, 1962; Studium der Germanistik. Geschichte an der FU Berlin. A: Aristoteles
- Semmelroth, Felix*, 1949; Dr.phil.; Literaturreferent im Dezernat Kultur und Freizeit der Stadt Frankfurt/M. V: *Oscar Wilde. Der Dandy als Artist* (1984); *Nonchalanter Niedergang – Großbritannien. Der klassische Kapitalismus* (1988). A: Literaturtheorie, Kultur- und Gesellschaftstheorie
- Sweezy, Paul M.*, 1909; Ph.D., Ökonom. Mithrsg. von *Monthly Review*. V (dt.): *Der Sozialismus* (21970); *Theorie der kapitalistischen Entwicklung* (1971); *Sozialismus in Kuba* (Mitautor, 1971); *Monopolkapital* (Mitautor, 1973); »Herhören Keynesianer!« In: *Argument* 145 (Mitautor, 1984)
- Weber, Thomas*, 1954; M.A., Doktorand an der FU Berlin, Redakteur des *Argument*. V: *Deutsche Philosophen 1933*, AS 165 (Mitautor, 1989); *Literatur über Walter Benjamin*, AS 210 (Mithrsg., 1993) A: Benjamin
- Weilnböck, Harald*, 1959; Ph.D., Assistent am UCLA in Los Angeles. A: Germanistik, Psychoanalyse, Kulturtheorie. M: Modern Language Association USA

DEUTSCHE ZEITSCHRIFT FÜR
PHILOSOPHIE

Monatszeitschrift der internationalen philosophischen Gemeinschaft

188

Guatemala

A.Schwarzkopf: Die Flüchtlinge kehren aus dem Exil zurück

D.Schütze: Aufbau in Poligono 14

Debatte Weltmarkt-/Binnenindustrialisierung

E.Altvater: Antwort auf Klaus Eßer

A.Nicolas: Perspektiven des cubanischen Entwicklungsweges

M.Schulte: Nationale Souveränität und Hilfe in Bolivien

H. ten Feld: Flucht und Asyl aus der Sicht der UNHCR

V.Janssen: Umweltaktionspläne der Weltbank in Afrika

Umbruch in Zentralasien

R.Kößler: Das Erbe der sowjetischen Nationalitätenpolitik

E.Stöltzing: Nationalistische Denk- und Handlungsformen in der ehemaligen Sowjetunion

K.Hübner: Realisierungsmöglichkeiten eines zweiten Marshall-Plans

D.Becker: Usbekistan steht vor fast unlösbaren Problemen

R.Bahro: Kasachstan: Vom Atomtestgelände zur grünen Republik?

B.Heuer: Die Stellung der Frauen in den zentralasiatischen Republiken

R.Freitag-Wirringhaus: Der Einfluß Irans und der Türkei in Aserbaidschan und Zentralasien

J.Zimmer: Ein Restaurant für Straßenkinder in Manila

Jährlich 8 Hefte. Einzelheft 6 DM, Jahresabo 48 DM (erm. 38 DM). Aktion Dritte Welt e.V., Informationszentrum Dritte Welt, Postfach 5328, 7800 Freiburg i. Br.

1 '93

Ästhetik in der Diskussion

W.Welsch: Ästhetisierungsprozesse. Phänomene, Unterscheidungen, Perspektiven

M.Seel: Zur ästhetischen Praxis der Kunst

G.Boehm: Kunstwerk – Ästhetik – Philosophie

R.Brandt: Die Reflexion des Bildes »Un Filósofo«

Ch.Menke: Zu zwei Aspekten ästhetischer Freiheit bei Nietzsche

W.Naumann-Beyer: Anders denken – ein Vergleich zwischen Adorno und Foucault

Interview

Hans Jonas †: Der ethischen Perspektive muß eine neue Dimension hinzugefügt werden

B.Fessen: Erich Fromms kritische Psychologie der Entfremdung

R.Bubner: Über das Symbolische in der Politik

Gespräch

Wilhelm Schmid/Hartwig Schmidt: Philosophieren über Lebenskunst

41. Jg. 1993

Herausgeber: Axel Honneth, Hans-Peter Krüger, Herta Nagl-Docekal, Hans Julius Schneider. Redaktion: M.Dammaschke. – Erscheint monatlich. Jahresabo 150 DM, Einzelheft 15 DM incl. Versand. – Akademie Verlag GmbH, Postfach 1233, O-1086 Berlin

Berliner Debatte
INITIAL
 Zeitschrift für Sozialwissenschaftlichen Diskurs

konkret
 Konkret: Politik & Kultur

1 '93

Drei Welten zu einer Welt?

R.R.Malaviya: Möglichkeiten zur politischen Umsetzung der neuen Aufgaben in der Dritten Welt

W.Wallraf: Eine Welt ohne Ordnung

A.Gorz: Die politische Ökologie zwischen Expertokratie und Selbstbeschränkung

R.Zimmering: Die großen Entwicklungstheorien

E.-M.Hexamer: Modernisierungskonflikte in der Dritten Welt

J.Franzke: Von der imperialen Überdehnung zum Postimperialismus?

Postsowjetische Reflexionen

R.Rywkina: Ökonomische Kultur in Rußland

Und jetzt – wohin?

D.Howard: Die Politik rehabilitieren

Ist der Mensch paradiesfähig?

B.Bütow: Ein Paradies ohne Eva und Adam?

D.Richter: Zum patriarchalen Trümmerhaufen

U.C.Wasmuht: Ist der Mensch paradiesfähig?

Konferenzberichte

Ch.Löser: Transformationsprozesse in Mittel- und Osteuropa

4 '93

Politik

H.L.Gremliza: Solidarpack

W.Wolf: Kommt die Depression?

E.Geisel: »... streitet für Deutschland«. Über die Initiative für die Wahl von I.Bubis zum neuen Bundespräsidenten

G.Fülberth: Kommunalwahl in Hessen

O.Tolmein: Hat KONKRET die Massengewaltigungen im jugoslawischen Bürgerkrieg verharmlost?

K.Held: Die »geheimen Protokolle« des Michail S. Gorbatschow

U.Jelpke: Das Asylprotektorat

W.Pohrt: Die Serben und die Kinder

G.Giesenfeld: Holidays in Cambodia

R.Blendowske: Die theoretische Entgleisung des linken Ökonomen Elmar Altwater

Kultur

J.P.Reemtsma: Über Robert Gernhardt und die deutsche Literaturkritik

I.Strobl: »Als zögen sie in den Krieg«. Vor 50 Jahren begann der Aufstand im Warschauer Ghetto

S.Fischer: Über Leo Perutz

S.Rosinski: Spielmaterial für ein Endspiel. Ein Gespräch mit Hermann P. Piwitt

A.Schreiber: Realismus – Kunst vom Kattentisch?

Hrsg. v. d. Ges. f. sozialwiss. Forschung und Publizistik mbH i. A. des Vereins Berliner Debatte INITIAL e.V., Präsident: Peter Ruben, – Redaktion: H. Blühm, E. Crome, T. Ehrke, W. Hedeler, H. Schmidt, P. Stykow, U. Tietz, J. Wielgohs; verantw.: R. Land. – Erscheint zweimonatlich. Einzelheft 10 DM, Jahresabo 54 DM (alte Bundesländer: 12/60 DM), Stud. etc. 30 DM. – Anschrift: Postfach 158, O-1058 Berlin

Herausgeber: Hermann L. Gremliza. Redaktion: W. Schneider, B. Gründahl, J. Schäfer. – Erscheint monatlich. Einzelheft 8 DM, Jahresabo 90 DM. – Verlagsadresse: Gremliza Verlags GmbH, Postfach 306139, 2000 Hamburg 36

links

Sozialistische Zeitung

3 '93

Reaktionen auf die Neue Rechte

J.Lauterbach/T.Kunz: »Wir wollen keinen Bandenkrieg«

E.Hennig: Safer democracy: Zur demokratischen Ausgrenzung rechter Wähler

Naturverhältnisse

Ch.Görg/B.Holland-Cunz/M.Scharping: Politisierung des Naturbegriffs

Theorie

C.Eichhorn: Überlegungen zu Feminismus, Sexismus und Rassismus

Neues Deutschland

J.Hirsch: Das neue Deutschland

L.Lodovico: Gesinnungskanon »Verantwortung«

D.Maier: Erst Menschenrechtspolitik, dann die Blauhelme

H.K.Nielsen: Ein schräger Blick aus dem Norden

Internationales

N.Apostolidou: Das griechische Mazedonien ist griechisch

I.Katsoulis: Mazedonien: eine Namensquelle und ihre historischen Hintergründe

A.Levy-Hass: Rabins Risikospiegel

Film

Ch.Görg: Stalingrad im Film

25. Jg. 1993

Redaktion: N.Apostolidou, P.Bonavita-Lindloff, U.Braud, C.Görg, H.Grün, J.Hirsch, P.-E.Jansen, P.Kern, H.-D.Köhler, E.-M.Krampe, T.Kunz, L.Lodovico, R.Pusch, S.Reinfeldt, F.Schneider: – AG Sozialistisches Büro, PF 10062, 6050 Offenbach 1. – Ersch. mtl., Einzelheft 6 DM, Jahresabo 64 DM, incl.Verand. – Verlag 2000 GmbH, Pf 102062, 6050 Offenbach 1

Die Neue Gesellschaft Frankfurter Hefte

3 '93

Aktuelles

E.Göll: Kuba – ein »kleines gallisches Dorf«?

R.Hilf: Die Dauerkrise am Golf

U.Klotz: Wettbewerbsfaktor Mensch

K.Ehlers: Moskau: Atempause ohne Atem

M.Schultheiss: Südafrika auf dem Weg zur Demokratie

Bildungskatastrophe Nummer zwei

J.Wilhelmi: Erziehung und Demokratie

F.Unger: Landnahme im Osten

K.Klemm: Zur Wiedergewinnung einer Planungsdimension im Bildungswesen

H.-J.Schabedoth: (K)eine Konjunktur für Bildungspolitik?

S.Amsterdamski: Hochschulreform in Osteuropa

K.Schily: Zur Zukunft der deutschen Hochschulen

P.K.Bernhard: Ein deutsch-französischer Schulversuch

J.F.Hartkemeyer: Quo vadis VHS?

Kultur

D.Claussen: Die Wolga friert nicht mehr zu

D.Kunz: Jüdische Identitätspolitik: Die Zeitschrift »Tikkun«

H.-M.Lohmann: Zeitschriften-Forum

Kritik

J.Strasser: Krise der Politik im Spiegel der Sprache

S.Hissen: Die amerikanische Ausdruckswelt

40. Jg. 1993

Hrsg. für die Friedrich-Ebert-Stiftung von H.Börner, G.Grass, K.Harrprecht, J.Rau, C.Stern, H.-J.Vogel. Redaktion: P.Glotz (Chefredakteur), U.Ackermann, N.Seitz (beide verantw.) – Erscheint monatlich. Einzelheft 14,80 DM frei Haus; Jahresabo 99 DM frei Haus. – Verlag J.H.W. Dietz Nachf., In der Raste 2, 5300 Bonn 1

psychosozial

Zeitschrift für Analyse,
Prävention und Therapie
psychosozialer Konflikte
und Krankheiten

53

*Pioniere der Psychoanalytischen Pädagogik:
Bruno Bettelheim, Rudolf Ekstein und Ernst
Federn*

R. Kaufhold: Zur Geschichte und Aktualität
der Psychoanalytischen Pädagogik

R. Kaufhold: Bruno Bettelheim: Sinnstifter
des Sinnlosen

F.-J. Krumenacker: Bruno Bettelheims hu-
manistische Psychoanalyse

J. Sanders: Die Orthogenic School in den
neunziger Jahren

D.J. Fisher: Ein letztes Gespräch mit Bettel-
heim

R. Kaufhold: Rudolf Ekstein: Und mein Le-
ben geht weiter

J. Wiese: Die Bedeutung der Gegenübertra-
gung in der Arbeit mit psychotischen Kin-
dern in der Arbeit von Ekstein

R. Kaufhold: Ernst Federn: Die Bewältigung
des Unfaßbaren

E. Federn: Zur Geschichte der Psychoanaly-
tischen Pädagogik

R. Kaufhold: Zeitzeuge der Psychoanalyse –
Ernst Federns späte Schriften

K. Reich: Zur Psychologie extremer Situatio-
nen bei Bettelheim und Federn

T. Erich: Siegfried Bernfeld: Ein früher Ver-
treter der Psychoanalytischen Pädagogik

E. Federn: Psychoanalytische Sozialarbeit

S. Becker: Die Weiterentwicklung der psy-
choanalytischen Pädagogik zur psychoanaly-
tischen Sozialarbeit

C. Wolf: Laudatio auf Paul Parin

16. Jg. 1993

Hrsg. von H. Becker, D. Beckmann, I. Fetscher, H. Fried-
rich, A. Kohl, A. Overbeck, H.-E. Richter, H. Strotzka,
A. Uchtenhagen, E. Ulich, J. Willi, H.-J. Wirth. — Erscheint
viermal im Jahr. Einzelheft 32 DM, Jahresabo 98 DM zzgl.
Versand. Studentenabo 49 DM. — Psychologie Verlags Uni-
on, Postfach 1120, 6940 Weinheim. — Redaktionsanschrift:
Friedrichstraße 35, 6300 Gießen

Sozialist

1 '93

Wirtschaft/Gewerkschaften

R. Schule: Gründer- und Technologiezen-
tren: Kommunale Keimzelle eines neuen In-
novationsschubes?

A. Hinz: Vom sozialistischen Gang zur west-
deutschen Klassenlotterie. Arbeitsorien-
tierungen im Umbruch. Das Beispiel eines ost-
deutschen Werkzeugmaschinenbaubetriebs,
Teil 1

S. Becker: Schlanke Produktion als umwelt-
verträgliche Diät? Aktuelle Entwicklungen
in der Automobilindustrie unter ökologi-
scher Perspektive

J. Kädtler/G. Kottwitz: Wie kommt der Inter-
essengegensatz in den Betrieb zurück? Ent-
wicklungsprobleme der betrieblichen Ar-
beitnehmerinteressenvertretung in Ost-
deutschland

J. Deml: Investivlöhne und Vermögensbetei-
ligung. Weder »Aufschwung Ost« noch Wirt-
schaftsdemokratie

18. Jg. 1993

Hrsg. und Verlag: Verein für soziale Verständigung und in-
ternationale Kooperation e.V. — Redaktion: A. Hinz,
U. Birsl, A. Kaiser, G. Andretta, U. Rieger, W. Schreiber,
K. Friedrich, U. Roßbach, W. Gerstlberger, R. Hinke,
U. Lohrbach, S. Becker, J. Deml, A. Fisahn, M. Behrens,
D. Schmid. — Erscheint zweimonatlich. Einzelheft 5 DM,
Jahresabo 28 DM. — Verlagsadresse: Im Körbchen 10, 3400
Göttingen



Zeitschrift für
Sozialistische
Politik & Wirtschaft

69

A.Wehr: Jürgen Egert ist tot
E.Göll: Probleme mit Problemen mit Cuba
O.Brosch-Guesnet: Anständig unmoralisch
M.Müller: Poker oder Energiewende

Sozialdemokratie

R.Krämer: Weiter so, NRW?
K.-D.Sonn: SPD im Oskaarland
R.Krämer: Festung Europa oder sozialökologischer Umbau in globaler Verantwortung

Eurovisionen

M.Bonder/B.Röttger: Eurovisionen – Triaden-Politik oder gesellschafts- und strukturpolitische Neuordnung Europas
U.Kremer: Staat, Industriepolitik und Wirtschaftskultur in Westeuropa
H.Unfried: Europäische Notenbankverfassung demokratisch gestalten
I.Arend: Ein dritter Weg des europäischen Films?

Marx out?

S.Möbbeck: Rassismus und Identität
T.Metscher: Thesen zur materialistischen Ästhetik. Teil III

Sozialdemokratie International

N.Faulhaber/I.E.Schäfer: Labor in Australien

16. Jg. 1993

Hrsg.: H. Albrecht, D. Dehm, J. Egert †, K. Fuchs, J. Hindels †, K. P. Kisker, H. Lienker, S. Möbbeck, U. Pausch-Gruber, C. Walther, K. Wand, K. P. Wolf, B. Zimmermann. — Redaktion: I. Arend, G. Becker, U. Kremer, F. Saß, B. Zeuner. — Erscheint zweimonatlich. Jahresabo 51 DM, erm. 42 DM, Ausland 54 DM. Redaktion und Verlag: Kieler Straße 13, 5000 Köln 80

vorgänge

Zeitschrift für Bürgerrechte
und Gesellschaftspolitik

122

Zeitfragen, Kommentare

E.Dietze: Politik- und Parteienverdrossenheit. Ein Schlagwort macht Karriere
S.Manns: Organisierte Kriminalität
A.-A.Guha: Oh welche Lust, in der SPD zu sein
Ch.Butterwegge: Europa '93 – grenzenloser Rassismus?
Ch.Fenner: »Eroberst du fremdes Land, lege deine Hauptstadt dorthin«
A.Klönne: Patrioten als Landesverräter. Harro Schulze-Boysen und die »Rote Kapelle«

Essay

H.-E.Richter: Heilloses Strafen. Ist eine helfende Gesellschaft möglich?

Opposition ohne Perspektive?

E.Hennig: Regierungsfähigkeit um jeden Preis?
J.Seifert: Von der Reduzierung der Politik auf partecipolitische Bekämpfungsstrategien
F.Nullmeier: Die Grünen in der Zwickmühle?
W.-D.Narr: Opposition: Eine folgenreiche Utopie
M.T.Greven: Zur Rolle der Parteien in der bundesrepublikanischen politischen Gesellschaft
T.Jäger: Desertieren die Wähler?
E.Hennig: Politik und Moral

32. Jg. 1993

Hrsg.: Vorgänge e.V., in Zusammenarbeit mit der Gustav-Heinemann-Initiative, der Humanistischen Union und dem Komitee für Grundrechte und Demokratie. — Redaktion: M.Th.Greven, A.-A.Guha, D.Hoffmann, J.Seifert. — Erscheint zweimonatlich. Einzelheft 14 DM (Doppelheft 20 DM); Jahresabo 65 DM zuzgl. Versand. — Verlag: Leske+Budrich, Gerhard-Hauptmann-Str.27, 5090 Leverkusen 3

WIDER★ SPRÜCHE

Zeitschrift für sozialistische Politik im
Bildungs-Gesundheits-u. Sozialbereich

Z.

Zeitschrift für marxistische Erneuerung

45

Zur Produktion von Rassismus

U.Gerhard: Politik und Pogrome

R.Leiprecht: Rassismus – die Macht der Zuschreibung

A.Kalpaka: Überlegungen zur antirassistischen Praxis mit Jugendlichen in der BRD

Dokumentation: Was heißt Toleranz bzgl. Rassismus und Jugendarbeit?

N.Diemer: Über Arbeit und Sozialschulung nach Hoyerswerda und Bremen

B.Scherer: Zum Verhältnis von deutscher Vergangenheit und Fremdenhaß

G.Vinnai: Fremdenfeindlichkeit und die Krise der Linken

H.Lutz: Konstruktionen von Fremdheit in der Frauenbewegung

R.Bitzan: Mädchen und Rechtsextremismus

W.Völker/F.Düchting: Fremdenfeindlichkeit und Gewalt gegen Fremde

W.Völker: DISS-Texte zu Rassismus und politischen rechten Orientierungen

Forum

S.Erdenkäufer/M.Schmidt/G.Stempel:
Wirklichkeitsentwürfe alleinerziehender Frauen werden zur Falle

12. Jg. 1992

Herausgeber: Sozialistisches Büro, Redaktion: M.Bitzan, E.Dolay, K.A.Chassé, N.Diemer, F.Düchting, D.Gipsier, T.Kunstreich, F.Manke, G.Pabst, F.Peters, W.Plum, B.Rose, A.Schaarschuch, F.Schütte, V.Schöneberg, H.Sunker, W.Völker. – Jährlich 4 Hefte, Einzelheft 14 DM, Jahresabo 54 DM + Versand. – Redaktion und Vertrieb: Verlag 2000, Postfach 102062, 6050 Offenbach

13

J.Goldberg: Die Weltwirtschaft im Abschwung. Rezession in Deutschland

Alte Grenzen – neue Ufer: Gewerkschaftsfragen

F.Deppe: Nach den Gewerkschaftstagen

H.Schmitthener/H.-J.Urban: Aspekte gewerkschaftlicher Sozialpolitik in der »zweiten Gründungsphase« der Bundesrepublik

Ch.Götz: Zwischen Stillstand und Aufbruch

H.Schäfer: Gewerkschaftstag der IG Metall

T.Schulzen: Gewerkschaftlicher Internationalismus in transnationalen Konzernen

P.Strutynski: Differenzierung und Segmentierung der Arbeiterklasse durch neue Produktionskonzepte

L.Peter: Mitbestimmung am Arbeitsplatz – eine kapitalkonforme Forderung?

U.Brinkmann/M.Seifert: Jugend und Gewerkschaften: Wie Feuer und Wasser?

Annäherung an Ursachen und Konsequenzen des Zusammenbruchs des Realsozialismus (II)

E.Hobsbawm: Von der Schwierigkeit, den stürmischen Wandel in der Welt zu erfassen

J.Bischoff: Von der Verselbständigung zur Plünderung des Gesellschaftseigentums

A.Charlamenko: Der Achtzehnte Brumaire des Boris Jelzin

J.Becker: Südafrikas Kommunisten am Scheideweg

4. Jg. 1993

Herausgegeben vom Forum Marxistische Erneuerung e.V. (Wiesbaden), Redaktion: Klaus D. Fischer, Johannes Henrich von Heseler, Heinz Jung. – Erscheint viermal jährlich, Einzelheft 15 DM, Jahresabo 45 DM, Redaktion und Vertrieb: Z – Zeitschrift für Marxistische Erneuerung, Kölner Straße 66, 6000 Frankfurt/M. 1

Summaries

Andrzej Malkiewicz und Jerzy Palys: Passages and Pitfalls in the Construction of Capitalism in Poland

Using Poland as a case study, the authors examine the various stages and consequences of »shock therapy«, the monetarist formula for the transition to capitalism. They demonstrate that Poland has been forced to accept a transformation into a Third World economy.

Yuri Krasin: After the Failure of »Shock Therapy« in Russia

The author, director of a Gorbachev Foundation research program in Moscow, gives an account of the economic policies of the Gajdar government. He shows that »shock therapy« in Russia was half-hearted, applied without the monetarist condition of »hard« currency. He argues for the regulation of economic and social policies during the transition to a »mixed« market economy.

Joachim Hirsch: International Regulation

Given the failure of the two main theories of development, modernization and dependency theories, the author sketches out an alternative concept for the analysis of global capitalism that is based on the »Theory of Regulation«. To do this, the author applies the regulation approach to a level beyond the limits of the nation-state. The development of world capitalism is examined in the wake of the »Fordism«-crisis of the mid '70s, characterized by the decline of US hegemony and the strong differentiation among the »newly industrializing countries«. A central thesis is that international relationships of dominance and dependency are not fixed by means of a structural economic logic, but essentially by social power relations and institutional political forms particular to the individual countries. The processes of democratization in the countries of the periphery are, therefore, of central importance; they are also characterized by special contradictions.

Paul M. Sweezy and Harry Magdoff: On Understanding the History of Capitalism

The authors examine the historical development of capitalism to explain the causes of the current recession. Their main thesis is that the basic problem of a mature capitalist society is the absence of a strong and reliable demand for capital.

Ingrid Arbeitlang: How liberating was the »Supportive Development« of Women in the GDR?

Proceeding from an analysis of the legal and socio-economic regulations of the employment policies of the GDR, the author reveals structural discriminatory mechanisms that harmed women in the workplace. The on-going market economic transformation in the new east German states has negative consequences for women, in part because this transformation has been based on the patriarchal structures that were dominant in the GDR.

Thomas Weber: Unhappy Angels – Heiner Müller and Walter Benjamin

Comparative readings of three metaphors as signatures of distinct epochs: Walter Benjamin's »Engel der Geschichte« (1940) for the fascist epoch of capitalism, Heiner Müller's »Der Glücklose Engel« (1958) for GDR-socialism after Stalin's death, and Müller's »Glückloser Engel 2« (1991) for the post-communist situation after the fall of the Wall.

Jost Hermand: Questions to Heiner Müller's Autobiography

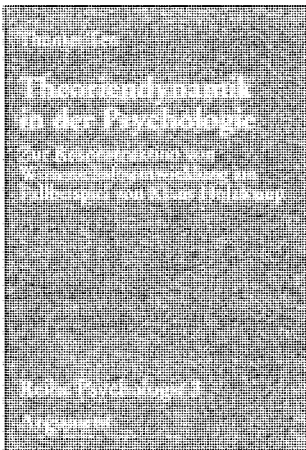
The author identifies three contradictory text strategies in the autobiography of the East German writer Heiner Müller: an »existential« one, in which Müller attempts to display himself as an author untouched by historical and political events; second, a struggle for a »better, more radical socialism«; and finally an »assassinationistic anarchism« in which he seeks to confront the horrors of the world with the methods of horror.

Soziale Bewegungen und Politik

<i>Schneider, Michael</i> : Das Ende eines Jahrhundertmythos. Eine Bilanz des Sozialismus (<i>R.Lederer</i>)	309
<i>Links, Christoph</i> : Sandinismus (<i>W.Mackenbach</i>)	311
<i>Martínez, Cuenca, Alejandro</i> : Nicaragua: Una década de retos (<i>W.Mackenbach</i>) ..	312
<i>Avnery, Uri</i> : Wir tragen das Nessos-Gewand. Israel und der Frieden im Nahen Osten (<i>M.Morgenstern</i>)	314
<i>Baumgarten, Helga</i> : Palästina: Befreiung in den Staat (<i>M.Kloke</i>)	315

Ökonomie

<i>Aulenbacher, Brigitte</i> : Arbeit – Technik – Geschlecht. Industriesoziologische Frauenforschung am Beispiel der Bekleidungsindustrie (<i>S.Andresen</i>)	317
<i>Jochmann-Döll, Andrea</i> : Gleicher Lohn für gleichwertige Arbeit. Ausländische und deutsche Konzepte und Erfahrungen (<i>G.Jasper</i>)	320
<i>Schunter-Kleemann, Susanne</i> (Hrsg.): Herrenhaus Europa – Geschlechterverhältnisse im Wohlfahrtsstaat (<i>P.Dobner</i>)	321
<i>Assenmacher, Marianne</i> (Hrsg.): Frauen am Arbeitsmarkt (<i>A.Braun</i>)	324
<i>Blattman, Lynn, und Irene Meier</i> : Gegen das frauenspezifische Arbeitslos (<i>J.Finken</i>)	325
<i>Werlhof, Claudia von</i> : Was haben die Hühner mit dem Dollar zu tun? Frauen und Ökonomie (<i>S.Andresen</i>)	327
<i>Arbeitsgruppe Strukturanpassung und Frauen</i> (Hrsg.): Von der Vernicht(s)ung der Frauen. Zur Wirtschaftspolitik von IWF und Weltbank (<i>B.Lampe</i>)	328



Thomas Teo
Theoriendynamik in der Psychologie
264 Seiten. DM 28.-

Die Geschichte der Psychologie und die Kontinuität der Schwierigkeiten dieses Fachs offenbart, daß diese Einzelwissenschaft ein problematisches und problematisierbares Arbeitsgebiet ist. Mit Bezug auf die wissenschaftstheoretischen Implikationen der Forschungen von Klaus Holzkamp untersucht der Autor das Verhältnis von Wissenschaftsphilosophie und Gegenstandsdiskurs in der traditionellen und der Kritischen Psychologie und liefert so einen grundlegenden Beitrag zur Rekonstruktion von Wissenschaftsentwicklung.

 **Argument Verlag**
Rentzelstraße 1 · 2000 Hamburg 13

Inhalt der letzten Hefte

197: Elemente neuer ökologischer Politik

W.Brüggen: Ansatzpunkte für einen ökologischen Kompromiß / K.Jacobs: Bruchstücke Sozialismus und Ökologie / C.Thomasberger: Öko-Steuern als Mittel des ökologischen Umbaus? / J.Hoffmann: Ökologisch produzieren – ökonomisch verteilen? Gewerkschaften im Modernisierungsdilemma / F.O.Wolf: Zu Al Gores »Marshallplan für die Erde« / R.Seifert: Krieg und Vergewaltigung / E.Wulff: Wahnsinn als selbstdurchkreuzte Intentionalität / H.Gess: Gesundheit als Symptomfreiheit / Besprechungen: Philosophiepolitik; Rechts- und Sozialphilosophie; Nietzsche; Internationale Sprachkontakte; amerikanische und mitteleuropäische Literatur; Bildung und Bildungssystem; Geschlechter und Geschichte; 500 Jahre Conquista; Ökologie; Demokratietheorie

196: Begriffskarrieren: Subjekt und Geschlecht

Ph.Rothfield: Subjektivität, Erfahrung, Körperlichkeit / E.Showalter: Frauen – Männer – Texte / R.Seifert: Männlichkeitskonstruktionen / F.E.Ferguson: Politischer Feminismus und Dekonstruktionstheorien / H.-H.Nolte: Innere Peripherien im modernen Weltssystem und die Zukunft Ostdeutschlands / V.Külow: David Rjasanow – mit Marx gegen Stalin / B.Hoffmann: Kuba: Nicht Modell, Tragödie / Besprechungen: DDR-Philosophie; Epistemologie; Benjamin; Kafka; Pädagogische Argumente; Schule und Geschlecht; Faschismus; Regulationstheorie; Automobilindustrie

195: Anti-Rassismus Methodendiskussion

G.Auernheimer: Universelle Rechtsansprüche und kulturelle Differenz / W.Heitmeyer: »Schwärmerischer Antirassismus« / M. u. S.Jäger: Rassistische Alltagsdiskurse / W.Kowalsky: Moralisierender Anti-Rassismus / R.Leiprecht: Auf der Suche nach Begriffen / J.Link: Normalismus und Neorassismus / J.Müller: Nationalismus der »Neuen Rechten« / U.Osterkamp: Weitere Fallstricke / N.Räthzel: Zivilgesellschaft und Einwanderung / E.Wulff: Zur Konstruktion von »Rassismus« / Besprechungen: Politische Philosophie; Arbeiterliteratur; Film und Fernsehen; Frauenarbeit; Antirassistische Erziehung; Geschichtsschreibung; Frauen unter EG-Binnenmarkt und deutscher Vereinigung; Marx

194: Was ist tot, was lebendig im Denken von Marx?

H.Fleischer: Lebendiges und Totes im Denken von Marx / F.Jameson: Spätkapitalismus als Problematik des real existierenden Marxismus / Th.Laugstien: Sandkühlers Enzyklopädie / P.Jehle: Was wird aus dem DDR-Projekt eines Wörterbuchs ästhetischer Grundbegriffe? / M.Löwy: Benjamins Marxismus / R.Wahsner: Was bleibt von Engels' Konzept einer Dialektik der Natur? / E.Tugendhat: Heidegger und Bergson über die Zeit / S.Willis: Körperarbeit / Besprechungen: Ethik und Moral; Diskurstheorie; Weibliche Identität; Zusammenbruch der DDR-Gesellschaft; Staatstheorie; Gewerkschaften; Rassismus

193: Literarische Frauen-Ratschläge

F.Haug: Feministische Literatur als Arbeit mit weiblichen Erfahrungen / K.Hauser: Das Patriarchat muß verlernt werden – auch im Sexuellen / U.Püschel: Über Nawal el Saadawi / J.Gohrlich: Lyrik schwarzer Frauen in Großbritannien / B.Baume: DDR-Autorinnen / A.Honold: Lesespuren in Peter Weiss' Ästhetik / A.Schwarz: Gramscis Zivilgesellschaft und die Umbruchprozesse in der DDR / A.Catone: Zivilgesellschaft in der Literatur der Perestrojka / L.Nikitisch: Gramsci und die Kritik des Stalinismus / Besprechungen: Foucault; Derrida; Erich Fried; Literatur im Zeitalter der Revolution; Bildungsarbeit von/für Frauen; Weltssystem und Weltordnung; Transformation der Wirtschaftssysteme in Ost-Europa; Arbeitskultur

192: Erinnerungsarbeit: Peter Weiss und Uwe Johnson

K.R.Scherpe: Peter Weiss' Schreckbilder politischer Gewalt / J.-F.Dwars: Zu Welschs post-moderner Lesart der »Ästhetik des Widerstands« / A.Bernhard: Die AdW als Bildungsgeschichte der Arbeiterbewegung / K.Briegleb: Widerstand als tätige Erinnerung / N.Mecklenburg: U.Johnson und der Sozialismus / P.González Casanova: An Kuba denken / K.Hauser: DDR-Wirklichkeit als Arbeit am Gedächtnis / N.Schmacke: Die Beschwörung von Lasten im Gesundheits- und Sozialwesen / U.Mehlem: Der ausgeblendete Krieg / Besprechungen: Antike Philosophie; Sprache und Ideologie; Tagesschau; Peter Weiss; Anglistik; Gramsci; Medien; Frauen und Film; Sozialistische Perspektiven; Gewerkschaftspolitik

Buchhandlungen, die das Argument-Verlagsprogramm führen

- Augsburg »probuch« GmbH, Gögginger Str. 34; Tel. 0821/57 91 73
Berlin 12 Buchladen am Savignyplatz, Carmerstr. 9; Tel. 030/313 40 17
Berlin 19 Buchhandlung G. Zimmermann, Schloßstr. 29; Tel. 030/341 74 32
Berlin 33 Buchhandlung Tell, Thielallee 32; Tel. 030/832 40 51
Jürgens Buchladen, Königin-Luise-Str. 40; Tel. 030/831 50 89
Berlin 36 Argument-Buchladen, Reichenberger Str. 150; Tel. 030/611 39 83
Berlin 41 Wohlthat'sche Buchhandlung, Rheinstr. 11; Tel. 030/851 15 09
Bremen 1 Georg-Büchner-Buchhandlung, Vor dem Steintor 56; Tel. 0421/7 20 73
Essen Heinrich-Heine-Buchhandlung, Viehofer Platz 8; Tel. 0201/23 19 23
Frankfurt/M. Uni-Buch, Jügelstr. 1; Tel. 069/77 50 82
Wiss. Buchhandlung Theo Hector, Gräfeinstr. 77; Tel. 069/77 73 03
Karl-Marx-Buchhandlung, Jordanstr. 11, Tel. 069/77 88 07
Freiburg Jos Fritz, Politische Buchhandlung, Wilhelmstr. 15; Tel. 0761/2 68 77
Fulda Sozialwissenschaftliche Fachbuchhandlung, Friedrichstr. 24; Tel. 0661/7 49 34
Gießen Buchladen Kleine Freiheit, Bismarckstr. 9; Tel. 0641/7 18 50
Göttingen Rote Straße-Buchladen, Rote Str. 10
Hamburg ARGUMENTE, Rentzelstr. 1; Tel. 040/45 36 80
Heinrich-Heine-Buchhandlung, Grindelallee 26; Tel. 040/44 97 78
Heidelberg Buchhandlung Schöbel & Kube, Plöck 64
Kassel ABC-Buchladen, Goethestr. 77; Tel. 0561/7 77 04
Köln 30 Der andere Buchladen, Wahlenstr. 1, Tel. 0221/52 05 79
Köln 41 Der andere Buchladen, Zülpicher Str. 197; Tel. 0221/41 63 25
Konstanz Zur Schwarzen Geiß, Obermarkt 14; Tel. 07531/1 54 33
Marburg Politische Buchhandlung Roter Stern, Am Grün 28; Tel. 06421/2 47 87
München 40 BASIS, Sozialwiss. Fachbuchhandlung, Adalbertstr. 41b; Tel. 089/280 95 22
Münster ROSTA-Buchladen, Aegidiistr. 12; Tel. 0251/4 49 26
Nürnberg Bücherkiste, Jakobstr. 26
Oldenburg Carl v. Ossietzky Buchhandlung, Achternstr. 15/16; Tel. 0441/1 39 49
Osnabrück Dieter zur Heide, Osterberger Reihe 2-8; Tel. 0541/2 10 51 und 2 64 05
Regensburg Ulrich Dombrowsky, Wollwürgergasse 4; Tel. 0941/56 04 22
Saarbrücken Der Buchladen GmbH, Försterstr. 14; Tel. 0681/3 11 71
Stuttgart Buchhandlung Wendelin Niedlich, Schmale Str. 9; Tel. 0711/22 32 87
Tübingen Die Gruppe, Alternativer Buchladen GmbH, Münzgasse 15; Tel. 0707/2 33 58
Würzburg Werner Beyer, Sanderstr. 33/35; Tel. 0931/5 99 43
Schweiz Bern, Münstergass-Buchhandlung, Münstergasse 41; Tel. 031/22 82 18
Zürich, Limmatbuchhandlung, Pinkus-Genossenschaft, Froschauergasse 7; Tel. 01/251 26 74
Österreich Wien 1, Buchhandlung Heinz Kolisch, Rathausstr. 18; Tel. 0222/43 32 21
Wien 10, Karl Winter OHG, Landesgerichtstr. 20; Tel. 0222/42 12 34

Frauenbuchläden, die das Argument-Frauenprogramm führen

- Berlin 12 Lilith Frauenbuchladen, Knesebeckstr. 86-87; Tel. 030/312 31 02
Berlin 62 Frauenbuchladen Labrys, Hohenstaufenstr. 64; Tel. 030/215 25 00
Bielefeld bambule e.V., August-Bebel-Str. 154, Tel. 0521/6 84 61
Bochum Frauenbuchladen Amazonas, Schmidtstr. 12
Bonn Nora-Frauenbuchladen, Wolfstr. 30; Tel. 0228/65 47 67
Braunschweig Frauenbuchladen im Magniviertel, Magnikirchstr. 4; Tel. 053/4 07 44
Bremen Frauenbuchladen Hagazussa, Friesenstr. 12; Tel. 0421/7 41 40
Dortmund frauenbuchladen zimpzicke, Adlerstr. 45; Tel. 0521/6 84 61
Düsseldorf Frauen-Bücher-Zimmer, Duisburger Str. 50, Tel. 0211/46 44 05
Frankfurt 90 frauenbuchladen gmbh, Kiesstr. 27, Tel. 069/70 52 95
Göttingen Frauenbuchladen Laura, Burgstr. 3
Hamburg 20 Frauenbuchladen »Von heute an«, Bismarckstr. 98; Tel. 040/420 47 48
Hannover Annabae Frauenbuchladen, Hartwigstr. 7; Tel. 0511/32 40 24
Heidelberg Frauenbuchladen GmbH, Theaterstr. 16; Tel. 06221/2 22 01
Kassel Aradia Frauenbuchladen, Reginastr. 14; Tel. 0561/1 72 10
Mainz Cardabela Buchladen GmbH, Frauenlobstr. 40; Tel. 06131/61 41 74
Mannheim Frauenbuchladen Xanthippe, T 3, 4; Tel. 0621/2 16 63
München 40 Lillemor's Frauenbuchladen, Arcisstr. 57; Tel. 089/272 12 05
Tübingen Frauenbuchladen Thalestris, Bursagasse 2; Tel. 07071/2 65 90
Schweiz Bern, Frauenbuchladen, Münstergasse 41; Tel. 031/21 12 85
Zürich, Frauenbuchladen, Stockerstr. 37; Tel. 01/202 62 74
Österreich Innsbruck, Parnasse, Müllerstr. 6; Tel. 05222/2 39 80
Wien, Frauenzimmer, Langeasse 11; Tel. 0222/43 86 78
Wien, Sprachlos, Radetzkystr. 6; Tel. 0222/752 42 45